Jeder Band und jedes Heft dieser Bibliothek sind einzeln käuflich.

Pädagogische Bibliothek.
Eine Sammlung der wichtigsten pädagogischen Schriften älterer und neuerer Zeit.
Herausgegeben von Karl Richter.
IV. Band. 2. Abtheilung*) oder 72. und 73. Heft.

# François Rabelais.

## Gedanken über Erziehung und Unterricht

aus seinem „Gargantua und Pantagruel".

Bearbeitet

von

Dr. Fr. Aug. Arnstädt.



Preis 1 Mark.

Leipzig.
Verlag von Siegismund & Volkening.
Buchhandlung f. pädagog. Literatur.

*) Als 1. Abtheilung des IV. Bandes ist erschienen:
Montaigne, Ansichten über Erziehung der Kinder.
Als 3. Abtheilung wird erscheinen:
Fenelon's Erziehung der Töchter.

Um Beachtung der übrigen Seiten des Umschlags wird gebeten.

# Pädagogische Bibliothek.

## Eine Sammlung
## der wichtigsten pädagogischen Schriften
## älterer und neuerer Zeit.

---

Herausgegeben

von

**Karl Richter.**

---

IV. Band 2. Abtheilung:

## François Rabelais.

### Gedanken über Erziehung und Unterricht

aus seinem

„Gargantua und Pantagruel“.

Bearbeitet

von

**Dr. Fr. Aug. Arnstädt.**

Leipzig.
Verlag von Siegismund & Volkening.
Buchhandlung für pädagogische Literatur.

# François Rabelais.

## Gedanken

über

# Erziehung und Unterricht,

aus seinem

„Gargantua und Pantagruel“

entnommen, übersetzt und mit Einleitung und Anmerkungen versehen

von

Dr. Fr. Aug. Arnstädt.

Leipzig.
Verlag von Siegismund & Volkening.
Buchhandlung für pädagog. Literatur.

# Einleitung.

## I. Rabelais' Leben.[1])

Wie Luther, der ernste Deutsche, der Reformator der Kirche und der Gründer der deutschen Schriftsprache, so wurde auch François Rabelais, der heitere Franzose, der Reformator auf dem Gebiete der Sitten und der Vater[2]) der Sprache seiner Landsleute im Jahre 1483 geboren. Rabelais' Geburtsort war la Devinière, ein Meierhof, welchen sein Vater, der nach einigen Apotheker, nach anderen Gastwirth war, bei der Abtei Seuillé oder Seully, eine Stunde von der Stadt Chinon in Touraine entfernt, besaß und zuweilen bewohnte. Außer dieser Besitzung gehörte ihm noch ein Gasthof in Chinon, welcher das Zeichen der Lamprete führte. Von der Familie Rabelais' ist uns nicht viel bekannt. Wir wissen noch, daß Rabelais mehrere Brüder hatte, allein aus seinem unstäten und sonderbaren Leben, sowie aus seinem Werke selbst, in welchem er seiner Mutter niemals gedenkt, kann man vielleicht schließen, daß der Einfluß derselben — ein Einfluß, den wir so oft bei großen Männern bemerken können — auf die Erziehung Rabelais' gänzlich gefehlt hat. Möglich ist es, daß sie zeitig starb, oder auch, wie es damals oft Sitte war, daß Rabelais sehr zeitig dem Kloster zur Erziehung übergeben und dem Familienleben entzogen wurde, denn der Vater, ein

---

1) Die vorzüglichsten Quellen für Rabelais' Leben sind: das Manuscript d'Antoine le Roy „Elogia Rabelaesina" — Paris, Bibliothèque nationale No. 8704. Ferner die Briefe Budé's, Bouchet's und des Bischofs Estissac von Maillezais; endlich die Notizen in den älteren Ausgaben der Werke Rabelais' von Le Duchat und vom Abbé Pérau. Ueber Antoine le Roy, den Verehrer und Biographen Rabelais', vgl. Oeuvres de Rabelais von Burgaud des Marets et Rathery t. I, p. 3, Anmerkung 3. — Vgl. auch Meister Franz Rabelais' Gargantua und Pantagruel, aus dem Französischen verdeutscht, mit Einleitung und Anmerkungen, den Varianten des zweiten Buchs von 1533, auch einem noch unbekannten Gargantua herausgegeben durch Gottlob Regis. 3 Th. Leipzig, 1832. Joh. Ambr. Barth — und Fr. A. Arnstädt, François Rabelais und sein Traité d'éducation mit besonderer Berücksichtigung der pädagogischen Grundsätze Montaigne's, Locke's und Rousseau's. Leipz. 1872. J. Ambr. Barth. Letzteres Werk ist bei der Einleitung (Rabelais' Leben. — Sein Gargantua und Pantagruel) und den Anmerkungen zur Uebersetzung der Gedanken Rabelais' über Erziehung und Unterricht benutzt, wörtliche Zitate aus demselben sind durch Anführungszeichen angedeutet worden.

2) Etienne Pasquier (1528—1615) nennt ihn „le père de son idiome."

Mann von Einsicht und voll Zärtlichkeit für seinen Sohn, der wohl einsehen mochte, daß die Erziehung desselben weder auf dem Landgute, wo seine Umgebung zwar aus einfachen, aber ungebildeten Personen bestand, noch in dem geräuschvollen Leben des Wirthshauses gefördert werden könnte, ließ ihn in der dem Meierhofe sehr nahen Benediktiner-Abtei Seuillé sorgfältig erziehen. Daß Rabelais bis in sein hohes Alter eine große Liebe für seinen Vater zeigt und eine immer dauernde Sehnsucht ihn oft nach dem elterlichen Hause zieht, kann aus seinem Werke gesehen werden und mag als Beweis dafür gelten, daß seine Jugendzeit eine angenehme war. Hatte Rabelais auf dem Meierhofe bei Chinon oder auch in dem Wirthshause seines Vaters in dieser Stadt bisher nur natürliche und unverdorbene, wenn auch derbe Landleute und einfache Bürger kennen gelernt, so sah er sich jetzt genöthigt, im Kloster mit Mönchen umzugehen, die roh, faul, unwissend und falsch waren, und die er in seinem Werke „masques hors de sens" nennt. Er schildert in seinem Gargantua drei Arten von Mönchen: „die erste Art besteht aus den gelehrten, aber herzlosen Doktoren und Scholastikern, die stets bereit sind, das Wort zur Vertheidigung des Ordens und der Mißbräuche der Kirche zu ergreifen, und welche daher als die Stütze des Mönchsordens betrachtet werden; zur zweiten Klasse gehören die Gutmüthigen und Aufrichtigen, für welche die Klosterglocke das höchste und einzige Gesetz ist; sie schildert er in seinem Janotus de Bragmardo, welcher nur Glocken im Sinne und Munde hat, dem die Glocke als Gewissen dient, welcher nur diese hört, nur diese versteht; endlich giebt es nach ihm noch die Freien und Ungezwungenen wie sein Jean des Entommeures, dem die Heuchelei durchaus nicht möglich war." Dieser Bruder Jean soll unter dem Namen Dom Bainard in der Abtei Seuillé wirklich existirt haben, und man kann wohl annehmen, daß Rabelais die Nebenpersonen seines Werkes hier und in den anderen Klöstern, welchen er später noch angehörte, persönlich kennen gelernt hat. „Jean des Entommeures", so sagt Rabelais in seinem Gargantua, „war nicht bigott, nicht unreinlich, nicht scheinheilig und verleumderisch wie die anderen Mönche, aber freimüthig, heiter, ein guter Gesellschafter, thätig und hilfreich in jeder Noth." Gargantua gründet für ihn die Abtei Thélème, wo jeder Bewohner die größte Freiheit genießt, und er erlaubt ihm, diejenigen darin aufzunehmen, die er eines solchen Lebens für fähig und einer solchen Ehre für würdig hält. In der Abtei Seuillé mochte Rabelais, der wissensdurstige Jüngling, nicht finden, was er suchte. Um daher mit größerem Eifer den Wissenschaften obliegen zu können, ging er in das Franziskanerkloster Basmette (Baumette), in einem engen Gebirgspasse bei Angers gelegen und im Jahre 1451 von René d'Anjou gegründet, wo er seine Studien eifrig fortsetzte und von wo aus er auch wahrscheinlich die Universität Angers besuchte. In Basmette fand er die vier Brüder du Bellay, deren Liebe und Achtung er sich erwarb und deren Bekanntschaft auf seinen Lebensgang einen so großen Einfluß ausgeübt hat. Diese vier Brüder wurden später, als sie hohe Stellungen im Staate und in der Kirche einnahmen, seine dauernden Gönner: Guillaume du Bellay, der

älteste, starb als General und militärischer Schriftsteller im Jahre 1543; Jean du Bellay, der zweite, wurde Erzbischof von Paris und starb auf einer diplomatischen Reise nach Rom im Jahre 1562; Martin du Bellay starb als Statthalter der Normandie und der vierte Bruder, René du Bellay, starb als Bischof von Mans. Enge Bande der Freundschaft knüpfte er in Basmette auch mit Geoffroy d'Estissac, dem späteren Bischofe von Maillezais, an welchen auch die Briefe, die er von Rom aus schrieb, gerichtet sind.

Nach vollendeten Studien trat er in das Franziskanerkloster Fontenay le-Comte in Poitou ein, wo er im Jahre 1511 zum Priester geweiht wurde, was nach Rathery des Marets, einem neueren Herausgeber von Rabelais' Werken, der das Jahr 1495 als das Geburtsjahr Rabelais' annimmt, erst 1519 oder 1520 geschehen sein soll. In Fontenay-le-Comte studirte Rabelais fleißiger als je die alten Sprachen, mit deren Studium er sich früher schon als Franziskaner eifrig beschäftigt hatte. Hier schrieb er Briefe in griechischer Sprache an Wilhelm Budaeus (1467—1540), den ersten Gelehrten Frankreichs, welcher die griechische Sprache gründlich erlernte, und der als Bibliothekar Franz I. und als Lehrer an dem Collége de France, welches auf seine Verwendung hin gegründet worden war, dieses Studium auf alle mögliche Weise zu fördern und zu verbreiten suchte. Zwei Briefe des Rabelais an Budaeus finden sich noch in der Briefsammlung des letzteren Gelehrten. Rabelais beschränkte sein Studium jedoch nicht auf die alten Sprachen allein, sondern lernte hier auch Italienisch, Spanisch, Deutsch, Hebräisch und Arabisch. Er studirte so eifrig und genoß als Gelehrter ein so großes Ansehen, daß einige der bedeutendsten Hellenisten jener Zeit, wie Pierre Amy, gelehrter Mönch in Fontenay-le-Comte (um 1520) und Antoine Ardillon, gelehrter Abt in demselben Kloster, ihn ihrer engen Freundschaft für würdig hielten. Auch die Freundschaft André Tiraqueau's, Statthalters des Amtsbezirks und (1558) Parlamentsraths in Paris, von dem er in seinem Werke (Neuer Prolog zum 4. Buche) sagt: „Dieser gute, gelehrte, weise, freundliche, leutselige, gerechte Rath des großen und unüberwindlichen Königs Heinrich II. dieses Namens, bei seinem gestrengen Parlament zu Paris" erwarb er sich hier und knüpfte mit Johann Bouchet, einem Schriftsteller und Prokurator zu Poitou, enge Bande der Freundschaft. Die Liebe solcher Männer, das eifrige Studium Rabelais' und als Folge desselben sein reiches Wissen mochten jedoch den Neid der Mönche in Fontenay-le-Comte erregen. Vielleicht auch war den dummen Mönchen in Poitou ein Mann, der mit griechischen und hebräischen Büchern, die sie nicht verstanden, sich viel zu schaffen machte, eine verdächtige Person und wohl gar ein Teufelsbeschwörer. Sie fürchteten Rabelais und beneideten ihn zugleich um sein reiches Wissen; sie haßten den, der durch sein Beispiel allein sie beschämte und ihren Müßiggang strafte, und unterließen nichts, um Pierre Amy von seinem Freunde zu trennen und besonders Rabelais durch Verdächtigungen Unannehmlichkeiten zu bereiten. Man untersuchte die Zellen Rabelais' und seines Freundes, und da man bei ihnen verbotene Bücher fand, so wurden diese ihnen genommen und sie so der

Mittel zu ihrem Studium beraubt. Man glaubt, daß die verbotenen Bücher die theologischen und politischen Schriften des Erasmus und des Etienne gewesen seien, welche damals ein großes Aufsehen in Frankreich und Deutschland erregten. Diese Vermuthung wird bestätigt durch ein von einem neueren französischen Gelehrten, Benjamin Fillon, aufgefundenes Dokument, aus welchem zur Genüge hervorgeht, daß der junge und freisinnige Bischof Estissac v. Maillezais seinen Freunden in Fontenay-le-Comte die Erzeugnisse der deutschen, italienischen und französischen Presse verschaffte. [1]) Bald nach der Wegnahme dieser Schriften wurde Rabelais wegen eines ihm Schuld gegebenen Verbrechens (wegen Verspottung des Schutzpatrons des Klosters, sagen einige unglaubhafte Gerüchte) zu lebenslänglichem Gefängniß bei Wasser und Brot verurtheilt. Es ist hinreichend bekannt, daß die Klosterstrafen der damaligen Zeit oft keinen anderen Grund hatten, als den Haß und den Neid der Mönche. „Rabelais", so sagt ein französischer Schriftsteller, [2]) „sah sich ins Gefängniß geworfen, zu Wasser und Brot verurtheilt, weil er in verstohlener Weise einige Seiten in griechischer nnd hebräischer Sprache gelesen hat. Er mußte den Tadel des Priors, die Denunziationen der Neider, die erniedrigendsten Bußübungen für den edlen Stolz der Wissenschaft und des Geistes ertragen. Seine unlenksame Natur hat sich gegen dieses Leben des Ausspähens und der Knechtschaft aufgelehnt." Rabelais hatte jedoch mächtige Freunde, die den heiteren Mönch bald vermißten. Der Statthalter Tiraqueau soll selbst die Pforten des Klosters geöffnet haben, um den Verurtheilten zu befreien. Seines Bleibens war nicht mehr in Fontenay-le-Comte. Um sich den Verfolgungen seiner Feinde zu entziehen, floh er mit seinem Freunde aus dem Kloster und wartete in einem sichern Versteck, bis der Sturm sich gelegt hatte. Als Wilhelm Budaeus erfuhr, welchen Verfolgungen Rabelais und Amy ihrer Studien und der Liebe zur Wissenschaft wegen ausgesetzt wären, schrieb er in einem Briefe (dem 5.) an Amy: „O ewiger Gott, du, der du unsere Freundschaft schützest, welche Nachricht hab' ich vernommen! Ich höre, daß ihr und Rabelais, euer Pylades, wegen eures Eifers für das Studium der griechischen Sprache beunruhigt und geplagt worden seid von euren Brüdern, diesen geschworenen Feinden der Literatur und des besseren Geschmackes. O abscheuliche Raserei, o unglaubliche Verirrung! Diese groben und dummen Mönche haben also ihre Verblendung so weit getrieben, daß sie mit ihren Verleumdungen diejenigen verfolgen, deren Gelehrsamkeit, die in so kurzer Zeit erworben wurde, die ganze Gemeinschaft ehren sollte! . . . . . Wir hatten schon einige Züge ihrer Wuth vernommen und mit eigenen Augen gesehen; wir wußten, daß sie uns selbst angegriffen hatten als Führer derjenigen, welche, wie sie sagen, die Sucht des Hellenismus ergriffen hat, und daß sie geschworen hatten, die Pflege der griechischen Sprache, seit einiger Zeit zu unserer Ehre wieder hergestellt, zu unterdrücken. . . . . . Alle Freunde der Wissen-

[1]) Oeuvres de Rabelais p. Rathery T.I, p. 12.
[2]) Lenient, La Satire en France p. 73. Paris, Hachette 1866.

schaft waren bereit, jeder nach dem Maße seiner Macht, euch in dieser Noth beizustehen, euch und der kleinen Zahl der Brüder, welche euer wissenschaftliches Streben theilen. . . . . . Ich habe aber vernommen, daß diese Quälereien aufgehört haben, seitdem eure Verfolger erfahren hatten, daß sie sich die Feindschaft hochgestellter Personen und sogar des Königs zuzögen. Ihr seid also mit Ehren aus dieser Prüfung herausgegangen, und ihr werdet, hoffe ich, mit neuem Eifer eure Arbeit beginnen." — Der Brief, welchen Budaeus an Rabelais richtete, ist ähnlichen Inhalts.

François Rabelais erhielt nun auf Verwendung seiner Gönner, besonders des Bischofs von Maillezais, der wahrscheinlich seine Flucht aus dem Kloster begünstigt und ihm ein sicheres Asyl gewährt hatte, im Jahre 1524 vom Papste Clemens VII. die Erlaubniß, das Kloster Fontenay-le-Comte, worin er seit 1509 verweilt hatte, verlassen und aus dem Orden der Franziskaner in den gemächlicheren und reicheren der Benediktiner eintreten zu dürfen. Das Kloster Maillezais in Poitou war von dieser Zeit ab seine fernere Wohnstätte. Doch auch an diesem Orte gefiel es ihm nicht besser, als in den anderen Klöstern, die er bisher bewohnt hatte. Schon zu lange war er gegen seine Neigung Mönch gewesen, nach dem Umgange mit gebildeten Laien und nach Freiheit sehnte er sich, die ungebildeten und scheinheiligen Mönche waren ihm verhaßt, wie er dies so oft in seinem Gargantua sehen läßt. Er verließ, diesmal jedoch ohne Erlaubniß des Papstes, das Kloster Maillezais, „warf die Kutte in die Nesseln", wie man zu sagen pflegt, schloß sich als Weltpriester seinem gelehrten Gönner, dem freisinnigen Bischof von Maillezais an und begleitete ihn in der Eigenschaft eines Privatsekretärs in das Schloß Legugé. Hier versammelte der Bischof einen Kreis gelehrter Männer um sich. Einer der Gäste, Jean Bouchet, schildert dieses Haus, das Vorbild der Abtei Thélème im Gargantua, als ein wahres Paradies der Schriftsteller und Gelehrten, wo der Hauswirth seine Gäste zu wählen wisse, denn „er liebt gelehrte Leute, welche im Griechischen, Lateinischen, im Französischen, in der Geschichte und Theologie wohl bewandert sind." *) Hier ist es, wo Rabelais einige Freunde der Reformation kennen lernt: Clément Marot (1495—1544), den Vater der französischen Lyrik; Hugues Salel, Abt und geschätzten französischen Dichter, Uebersetzer der 10 ersten Bücher der Ilias († 1553); Antoine Herouet, Bischof von Digne in der Provence, als Dichter sehr geschätzt; Bonaventure des Periers († 1542) und durch diese später Calvin (1509—1564), dessen Gelehrsamkeit und gründliche Kenntniß der griechischen Sprache ihm Achtung einflößten. Der ernste und für die

*) On y trouve . . . . . les bons fruictz et bons vins
Que bien aymons entre nous Poitevins.
. . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . .
. . . . Il ayme gens lettrez
En grec, latin et françoys bien estrez
A deuiser d'histoyre ou theologie;
Dont tu (Rabelais) es l'ung: car en toute clergie
Tu es expert etc. —

Rathery t. I, p. 18.

Reformation begeisterte Calvin konnte mit dem Skeptiker Rabelais, dessen Spott auch ihn nicht schonte, nicht in langer Freundschaft leben, allein dies konnte Rabelais noch nicht in den Augen derer rechtfertigen, die in ihm einen gefährlichen Gelehrten und einen heimlichen Freund der Reformation sahen. Der Abbé Pérau, einer der ersten Herausgeber der Werke Rabelais' (1572) sagt von ihm: „Es ist kaum zu bezweifeln, daß der Autor des Gargantua im Grunde seiner Seele ein Anhänger der neuen Lehre war und daß er von ganzem Herzen wünschte, sie in Frankreich triumphiren zu sehen, wie aus dem 2. Kap. des I. Buches und aus anderen Stellen seines Werkes hervorgeht." Rabelais wurde deshalb vielfach angefeindet und darum genöthigt, sich unter den Schutz mächtiger Freunde zu begeben. Diese fand er in seinen früheren Studiengenossen in Basmette, den Brüdern du Bellay, die schon hohe Stellungen im Staate und in der Kirche einnahmen und bei Hofe besonders viel galten. Sie besaßen in Clatigny ein prächtiges Schloß. Dahin wandte sich Rabelais und erhielt von seinen Gönnern die kleine Pfarre in Soudan, nicht fern von dem Schlosse, wo er nun oft mit seinen einflußreichen und gelehrten Freunden verkehren konnte. In der bescheidenen Pfarrwohnung setzte er eifrig seine Studien fort und unterstützte bereitwillig seine Parochianen mit den durch die Lektüre medizinischer Schriften erworbenen Kenntnissen. In dieser Zeit half er auch Jean und Guillaume du Bellay bei ihren schriftstellerischen Arbeiten, und später bewohnte er in Langey, dem Schlosse gegenüber, ein kleines Haus, welches ihm Guillaume du Bellay überlassen hatte, um seinen Freund ganz in der Nähe zu haben. Vielleicht war dies einer der Gründe, warum Rabelais seine Stellung als Pfarrer in Soudan aufgab. Außer diesem waren es aber auch noch andere, die ihn zu diesem Schritte bewogen: Die Strenge, welche man gegen die Anhänger der Reformation, die fast alle seine Freunde waren, in dieser Zeit anwandte (Clément Marot wurde gefangen gesetzt, Louis Berquin trotz der Fürsprache seines beim König Franz I. viel geltenden Freundes Wilhelm Budaeus auf dem Grèveplatze in Paris 1530 verbrannt, Bonaventure des Periers, als Atheist denunzirt, gab sich später selbst den Tod) mochte ihm Furcht einflößen, so daß er seine Stelle als Pfarrer in Soudan freiwillig aufgab. Wahrscheinlicher ist es jedoch, daß er dies that, um die nöthige Muße zu seinen Studien zu haben, denn seit langer Zeit hegte er eine besondere Neigung für das Studium der Medizin und der Naturwissenschaften, die durch den Aufenthalt in Langey, wo Lucian, Hippokrates und Galenus seine Lieblingsschriftsteller wurden und wo er Gelegenheit fand, durch seine Kenntnisse den Bewohnern der Umgegend nützlich zu werden, nur noch mehr genährt worden war. In Langey wollte er auf dieses Studium in der Zurückgezogenheit sich vorbereiten, was ihm so wohl gelang, daß er, als er 1530, bereits 47 Jahre alt, seinen Plan wirklich ausführte, schon nach einem Monate wider allen Brauch den Grad eines Bakkalaureus der Medizin erhielt, weil er gleich am ersten Tage seiner Inskription an einer Disputation über eine botanische Frage mit sehr günstigem Erfolge sich betheiligt hatte. „Der, welchen das Volk nur unter dem Namen

„des lustigen Pfarrers von Meudon“ kannte, war, sagt Figuier,[1]) ein Gelehrter erster Ordnung, welcher sich schon in allen Zweigen der menschlichen Kenntnisse ausgezeichnet hatte, als er sich nach Montpellier begab, um den Grad eines Doktors der Medizin zu erlangen. Er erschien daselbst nicht als Schüler, sondern als Lehrer. Er setzte sich nicht auf die Bänke der Studenten, sondern, um so zu sagen, in den Lehrstuhl des Professors. Die drei Jahre Lehrzeit, welche man von den Bewerbern um das Bakkalaureat der Medizin forderte, fielen für ihn fast ganz weg, aber es wurde ihm aufgetragen, drei Monate lang Vorlesungen über Hippokrates und Galenus zu halten.“ Er legte also vor einem zahlreichen Auditorium die „Aphorismen“ des ersteren Gelehrten und die „Ars parva“ des anderen auf eine ganz neue und beifällige Weise aus, d. h. nicht nach den lateinischen Uebersetzungen, sondern nach dem griechischen Texte selbst. Rabelais beschäftigte sich in Montpellier jedoch nicht ganz allein mit gelehrten Arbeiten, die ihm schon einen großen Ruf verschafft hatten, sondern dichtete auch Possen und war bei ihrer Aufführung mit anderen Professoren in Montpellier thätig. „La Femme mute (muette)“ oder „La morale comédie de celuy qui avait une femme mute“, deren Idee Molière in seinem „Médecin malgré lui“ wieder aufnahm, rührt von ihm her und ist ein würdiges Seitenstück zur „Farce de l'Avocat Patelin“. „Rabelais“, so sagt Lenient,[2]) „hat in seine Erzählung wahrhaft komische Szenen eingeflochten, welche man unmittelbar auf das Theater bringen könnte.“

Es ist anzunehmen, daß Rabelais, als er in Montpellier war, verschiedene, auch wissenschaftliche Ausflüge von dieser Stadt aus machte. Die hyerischen Inseln — dies geht aus seinem Werke hervor — scheinen von ihm mit besonderer Vorliebe besucht worden zu sein. Eugen Noël[3]), einer der neueren Biographen des französischen Satirikers, sagt hierüber: „Für die Studenten in Montpellier war diese Reise eine Ergänzung ihres Studiums. Diese Inseln sind — und sie waren es damals noch mehr — berühmt wegen der Arzneikräuter, die sich dort finden. Ich weiß nicht, welche Pflanzen und wissenschaftlichen Beobachtungen er von dort mit zurück brachte, aber das angenehme Klima dieser Inseln und die Schönheit ihrer Lage gefielen ihm so sehr, daß er seinen Begleitern erklärte, sie könnten nach ihrem Wunsche die Reise verfolgen, und wie so viele andere eine Insel suchen und sich zu Königen derselben machen; was ihn beträf', er würde sich an seine theuren Stoëchaden halten. . . . . Keiner von seinen Biographen hat darüber ein Wort gesagt, aber ich finde überall die Spur davon in seiner Chronik. Er spricht von diesen Inseln nur mit Lob und nennt sie immer: „mes îles d'Hyères, mes Stoechades.“ Würde er mit solcher Begeisterung davon sprechen, wenn er sie nicht gekannt, nicht gesehen hätte?“

In Montpellier fand er auch „la saumure de garum“, eine pikante, bei den Römern sehr geschätzte, zur Würzung verschiedener Speisen gebrauchte Sauce, aus den Eingeweiden gewisser im Salz ge-

[1]) Figuier, Vies des Savants illustres (Renaissance), p. 272.
[2]) Lenient, La Satire en France, p. 89.
[3]) Eugen Noël, Rabelais, p. 52.

wässerter oder marinirter Fische bereitet, besonders des scomber, ursprünglich des garus, den einige für eine Makrelenart, andere für die Anchove halten. Die Entdeckung machte solches Aufsehen, daß die Dichter Marot und Dolet den Namen ihres Freundes in Versen feierten. Der neue Professor der Medizin genoß in Montpellier einen bedeutenden Ruf. Die Universität wollte an den Kanzler Duprat in Paris die Bitte richten, das zu der medizinischen Fakultät in Montpellier gehörige Kollegium der Gironne, welches in den Kriegen Ludwigs XI. und Karls VIII. mit Spanien gewissermaßen aufgelöst worden war, wieder herzustellen. Rabelais' Beredsamkeit und Erfahrung berechtigten ihn vollständig zu einem solchen Auftrage, den er auch gern übernahm und zur Zufriedenheit seiner Kollegen ausführte. In Paris angelangt, erfuhr er, daß es sehr schwer sei, Zutritt zu dem vielbeschäftigten Manne zu erhalten. Er sann daher auf eine List, welche er im Pantagruel [1]) erzählt. In einer sehr sonderbaren Kleidung wandelte er eine geraume Zeit vor der Thür des Kanzlers auf und nieder und war bald von einer großen Menge Neugieriger umgeben. Der Kanzler bemerkte dies und ließ fragen, wer der so komisch gekleidete Mann sei. Rabelais antwortete dem Pagen, der ihn französisch frug, in lateinischer Sprache; einem Schreiber des Kanzlers, der ihn darauf lateinisch anredete, gab er eine Antwort im Griechischen; für einen Dritten, der das Griechische verstand, hatte er eine Entgegnung im Hebräischen, und so soll er sich nach einander noch des Spanischen, Italienischen, Englischen und Deutschen bei seinen Antworten bedient haben, bis endlich der Kanzler selbst den sonderbaren und gelehrten Mann kennen lernen wollte. Zu ihm geführt, änderte Rabelais nun den Ton, warf seine Narrenkappe ab, entschuldigte mit Ehrerbietung diesen unfreiwilligen Fastnachtsscherz und trug mit so beredter Zunge, mit so triftigen Gründen dem Staatsmann die Sache der Fakultät vor, daß dieser, von dem Vortrage entzückt und völlig überzeugt, nicht nur die Wiederherstellung des Kollegiums genehmigte, sondern auch den Redner, um ihm seine persönliche Hochachtung zu beweisen, bei sich zur Tafel behielt."

Das Verdienst, das sich Rabelais durch diese Verhandlung um die Universität und ganz besonders durch den ausgezeichneten Erfolg seiner Vorlesungen um die medizinische Fakultät in Montpellier erwarb, soll auch der Grund zu der noch bis zum 18. Jahrhunderte bestehenden Gewohnheit gewesen sein, daß alle Mediziner, welche dort den Doktorhut empfingen, auch Rabelais' Mantel, einen Chorrock von Scharlachtuch mit kurzem Kragen, tragen mußten, auf dem die Buchstaben F. R. C. (d. i. Franciscus Rabelaesus Chinonensis) gestickt zu lesen waren. Dieser Mantel erhielt sich bis zum Anfange des 17. Jahrhunderts, zu welcher Zeit der Kanzler der Universität, François Ranchin,

---

[1]) Ueber dieses Sprachabenteuer vgl. Regis II, S. XI und Arnstädt, François Rabelais 2c. S. 13. — Im Gargantua und Pantagruel Buch II. Cap. 9 findet sich ein ähnliches Abenteuer Panurgens mit Pantagruel. Entweder dankt dieses Abenteuer dem Erlebnisse Rabelais' seinen Platz im Buche, oder, was eben so wahrscheinlich ist, aus dem Abenteuer des Buches ist ein Ereigniß im Leben Rabelais' geworden.

einen jenem ganz ähnlichen Mantel mit denselben Buchstaben bezeichnet anfertigen ließ, die aber von dieser Zeit ab auch als Anfangsbuchstaben für die Worte: Franciscus Ranchinus Cancellarius gelten konnten. [1])

Rabelais hatte noch nicht den Doktortitel erlangt, als er 1532 die Universität Montpellier verließ, um sich nach Lyon zu Etienne Dolet zu begeben, der als Dichter, Redner, Humanist und Buchdrucker einen bedeutenden Ruf sich erworben hatte, 1509 in Paris geboren war und 1546 als Atheist verbrannt wurde. Einige Reisen nach Paris abgerechnet, lebte Rabelais von dieser Zeit ab mehrere Jahre in Lyon, wo er als Lehrer (Rabelais soll zuerst, also noch vor Vesale (1511—1565) bei seinen anatomischen Vorlesungen den Studirenden einen Kadaver vorgelegt haben), Arzt, Korrektor und Herausgeber medizinischer Schriften seinen Lebensunterhalt sich zu verdienen suchte. Vom 3. des Monats Juni datirt er aus dieser Stadt an Tiraqueau, seinen alten Freund, den 2. Theil der ärztlichen Briefe des Manard, [2]) die er bei Gryphius in Lyon herausgab. „Seinen wissenschaftlichen Standpunkt bezeichnen aber namentlich die Bücher des Hippokrates und des Galenus, [3]) welche er, mit den Resultaten seiner in Montpellier gemachten wissenschaftlichen Forschungen ausgestattet, in diesem Jahre bei demselben Verleger veröffentlichte." Rabelais hatte als Lehrer schon einen bedeutenden Namen, mit den meisten Schriftstellern seiner Zeit stand er in freundlichen Beziehungen und seine schriftstellerischen Arbeiten hatten ihm schon ein großes Ansehen unter seinen Genossen, aber wohl wenig Gewinn gebracht; auch der Buchhändler klagte darüber, daß er mit dieser Art Schriften nicht viel verdienen könne. Da soll Rabelais, ungehalten über die Gleichgültigkeit des Publikums gegen Bücher ernsten Inhalts, versichert haben, er werde bald ein Werk geben „qui passerait par toutes les mains et ferait proclamer le nom de l'auteur par toutes les bouches, même dans les pays étrangers. [4]) Es erschien im Jahre 1532 die Chronique Gargantuine, von welcher Rabelais in der Vorrede zum Pantagruel sagt, „daß die Buchdrucker in zween Monden mehr davon verkauft haben, als man 9 Jahre lang wird Bibeln kaufen."

1533 erschien Rabelais' Buch, welches er Pantagruel [5]) betitelt hat. Der Erfolg war ein sehr großer, denn 3 Ausgaben desselben erschienen

---

[1]) Vgl. Louis Barré, Oeuvres de Fr. Rabelais, p. XIII; Regis II, S. XII und Arnstädt, S. 14.

[2]) Joannis Manardi Ferrariensis medici Epistolarum medicinalium Tomus secundus, numquam antea in Gallia excusus. Lugduni, Sebast. Gryphius. 1532.

[3]) Hippocratis ac Galeni libri aliquot, ex recognitione Fr. Rabelaesi Medici. Lugduni, apud Gryphium. 1532. Dann wieder gedruckt unter dem Titel: Aphorismorum Hippocratis sectiones septem, ex Franc. Rabelaesi recognitione; quibus ex Antonii Musae Commentariis adjecimus et octavam, et quaedam alia. Lugduni, Sebast. Gryphius 1543.

[4]) „welches durch alle Hände gehen und den Namen des Verfassers selbst in fremden Ländern von allen Zungen rühmen lassen soll."

[5]) Der vollständige Titel ist dieser: Pantagruel: les horribles et espouventables faictz et prouesses du tres renommé Pantagruel, Roy des Dipsodes, filz du grant geant Gargantua. Composez nouvellement par maistre Alcofribas Nasier (Anagramm).

im Laufe eines Jahres. In das Jahr 1535 fällt die Veröffentlichung des Gargantua, [1]) welcher jetzt das erste Buch in Rabelais' Werk Gargantua und Pantagruel bildet. Da zwischen diesem und der Chronique Gargantuine (1532) ein so großer Unterschied zu bemerken ist und man aus Rabelais' Worten am Anfang und am Ende des Prologs zum 2. Buche: „Sehr treffliche nnd mannhafte Degen, edle freye gestrenge Herren und all ihr andern, die ihr euch gern jedweder Anmuth und Tugend befleisigt: ihr laset, aset und ermaaset unlängst die grosse unschätzbare Chronik des ungeheuern Riesen Gargantua, und habt als wahre Gläubige daran so steif und fest geglaubt als an ein heiligs Evangelium oder unfehlbaren Bibeltext; auch manchmal euch die Zeit damit nebst den ehrsamen Frauen und Fräulein vertrieben, wann ihr ihnen, just müßig, daraus fein lange und schöne Geschichten erzähltet. . . . Auch hat die Welt durch unumstößliche Erfahrung den großen Gewinn und Nutzen erkannt, der ihr aus dieser Gargantua's-Chronik erwachsen ist: denn die Buchdrucker haben in zween Monden mehr davon verkauft als man neun Jahr lang wird Bibeln kaufen. Derhalb ich dann, (als Euer unterthäniger Sclav) auf Mehrung eurer Kurzweil bedacht, anitzo euch ein ander Buch von gleichem Schrot und Muster darbring, nur daß es noch etwas manirlicher und glaubhafter ausfallen wird denn jenes" [2]) — nicht ersehen kann, ob er sein eigenes Buch oder das eines anderen zitirt habe, so entsteht allerdings die Frage: Ist Rabelais der Verfasser beider Werke? Brunet [3]) konnte die folgende Ausgabe dieser Chroniques etc. mit Rabelais' Gargantua von 1535 vergleichen: „Les grandes et inestimables Chronicqs: du grant et enorme geant Gargantua: Contenant la genealogie, la grādeur et force de son corps. Aussi les merveilleux faictz darmes quil fist pour le Roy Artus, come̅ verrez cy apres. Imprime nouuellement 1532.

Auch Regis hat eine andere Ausgabe dieser Chroniques ꝛc., welche einer Ausgabe des Pantagruel von 1533 vorgedruckt ist, aufgefunden und deren Inhalt und Form mit dem Gargantua von 1535 in seiner Uebersetzung des Romans des berühmten französischen Satirikers verglichen. [1]) Aus den Vergleichen, welche diese beiden Gelehrten zwischen der Chronique Gargantuine (1532) und dem Gargantua (1535) anstellten, geht hervor, daß diese beiden Gargantua sich nicht nur durch die Schreibweise, sondern auch durch die Benutzung der Sage selbst und ihren Umfang ganz bedeutend unterscheiden. Der Stil der Chroniques ꝛc. ist weit weniger glatt, kräftig und glänzend, es ist der trockene

---

[1]) Unter dem vollständigen Titel: La vie inestimable du grand Gargantua, pere de Pantagruel, jadis compousee par l'Abstracteur de quīte essēce, liure plein de pantagruelisme. (Lyon, François Juste, 1535.)

[2]) Uebersetzung von Regis.

[3]) Notice sur deux anciens romans intitulés Les Chroniques de Gargantua, où l'on examine les rapports qui existent entre ces deux ouvrages et le Gargantua de Rabelais, et si la première de ces Chroniques n'est pas aussi de l'auteur du Pantagruel. Par l'auteur des Nouvelles Recherches bibliographiques. Paris, chez Silvestre. 1834

[4]) Regis II. Einl. p. LXXXI—CL.

und nüchterne Ton des Erzählers, wie er so oft in den schlicht erzählenden Ritterromanen damaliger Zeit sich findet, und es wäre des großen Satirikers kaum würdig, wenn man annehmen wollte, es sei die 1532 erschienene Chronique Gargantuine eine seiner Jugendarbeiten. Die Sage selbst ist anders verwendet, der Zauberer Merlin und der König Arthur, welche im Gargantua von 1535 nirgends erscheinen, spielen in der Chronik eine Hauptrolle; nur die Namen der Haupthelden sind beiden Werken gemeinschaftlich. Der Gargantua übertrifft die Chronique Gargantuine viermal an Umfang. Man bemerkt darin viele Verbesserungen und Zusätze. Hierher ist ganz besonders das Gemälde zu rechnen, welches er von der Abtei Thélème, Muster für ein modernes Utopien, entworfen hat. Dieser Gargantua von 1535 ist ein würdiges Seitenstück zu dem zwei Jahre früher erschienenen Pantagruel, was man von der Chronique Gargantuine durchaus nicht sagen kann.

Auch Brunet ist dieser Ansicht. „Dieser Roman“, sagt er in seiner „Notice sur deux romans etc.“, „in welchem es möglich sein würde, eine Art Satire der Ritterromane, einer damals sehr gewöhnlichen Lektüre, zu sehen, ist nach unserer Meinung nur eine von jenen populären Erzählungen, bestimmt die Langeweile unserer guten Vorfahren in den langen Winterabenden zu vertreiben. Diese Erzählung hat kaum anderes mit dem „Vie inestimable du Grand Gargantua“ gemein, als die Namen Grand Gosier, Galamelle (geändert in Gargamelle), Gargantua, ferner das Verschaffen der großen Mär und nur einige wenige unbedeutende Begebenheiten. Man findet in diesem Werke weder den Stil Rabelais', noch auch die heiteren und anziehenden Scherze, welche die unnachahmliche Eigenthümlichkeit seines Geistes sind. Wenn aber der Autor diesmal mit einer ganz volksthümlichen Einfachheit geschrieben und die Natürlichkeit seiner Erzählung wenig mit den Gewohnheiten seines Talents in Einklang gebracht haben sollte, so könnte man glauben, daß er dies darum gethan habe, um sich der Fassungskraft derjenigen Leser anzubequemen, für welche dieser phantastische Roman bestimmt war. Der Verfasser würde sich aber dann sehr unter sich selbst befunden haben. Dennoch, wir gestehen es, genügt uns diese Auseinandersetzung nicht ganz und gar, und wir zögern, Rabelais ein Werk zuzuschreiben, welches seines Geistes so wenig würdig ist. Jedoch, schreibe man es ihm nun wirklich zu, oder halte man ihn nicht für den Autor: immer bleibt es sicher, daß dies die erste Quelle des geistvollen Scherzes war, welcher den Namen des Gargantua unsterblich gemacht hat.“

Es ist also, bis nicht ein glücklicher Fund andere Ausgaben des Rabelaisschen Gargantua von früherem Datum uns bringt, mit ziemlicher Bestimmtheit anzunehmen, daß vor der Herausgabe des Pantagruel durch Rabelais die Sage von Gargantua für einen Roman unter dem Titel: „Les Grandes Chroniques etc.“ benutzt wurde, welcher der Unterhaltung des Volkes dienen sollte, und daß Rabelais, der den glücklichen Erfolg dieses Buches kannte, sich sogleich an's Werk machte und seinen Pantagruel als Fortsetzung zu diesem Werke schrieb. Dieser Pantagruel fand einen noch weit größeren Beifall als die Chronik Gargantuine, und so nahm sich Rabelais vor, auch noch einen Gargantua

zu schreiben, welcher seines Pantagruel würdig wäre (1535). Bei Abfassung dieses Gargantua aber benutzte Rabelais ohne Zweifel diese Grandes et inestimables Chroniques du grant et enorme geant Gargantua etc. [1])

Während seines Aufenthalts in Lyon von 1532—34 gab Rabelais noch heraus: Almanach pour l'année 1533 und Pantagrueline prognosticatiõ certaine etc. Jean du Bellay war Gesandter in London und wurde vom König Heinrich VIII. beauftragt, ihn mit dem Papste auszusöhnen. Auf seiner Reise nach Rom traf er Rabelais in Lyon und veranlaßte diesen, ihn in der Eigenschaft eines Arztes oder, wie einige wollen, eines Bratenschneiders (Ecuyer-tranchant) nach der heiligen Stadt zu begleiten. Im Alter von 51 Jahren unternahm Rabelais 1534 mit seinem Gönner und früheren Studiengenossen seine erste Reise nach Rom. Welch eine Reise für einen Mann wie Rabelais, der, eingenommen für das Studium des Alterthums, endlich die Stätten sehen sollte, an welchen sein Geist bei der Lektüre der Klassiker so oft geweilt hatte! Dennoch sah er sich in seinen Erwartungen etwas getäuscht, denn Rom war 1527 von den Soldaten des Connétable von Bourbon verwüstet worden und zeigte noch die Spuren der Zerstörung; auch konnte der Anblick des Papstes und der zügellosen Geistlichkeit seinen religiösen Skeptizismus nur bestärken. Wie sehr er jedoch bestrebt war, den klassischen Boden jenseits der Alpen kennen zu lernen, ersieht man aus einem seiner Briefe an Jean du Bellay und daraus, daß dieser sogar einen Weinberg ankaufte, damit Rabelais Ausgrabungen auf demselben vornehmen lassen könnte. Nur 6 Monate verweilte Rabelais in Rom, dann kehrte er, wahrscheinlich mit einer diplomatischen Sendung seines Protektors an König Franz I. betraut, wieder nach Frankreich zurück. In Lyon soll ein Abenteuer Rabelais' — ihm werden so viele angedichtet, wahrscheinlich auch dieses — Veranlassung zur Entstehung des Sprichworts: „Quart d'heure de Rabelais“ gegeben haben.

Rabelais ging noch in demselben Jahre, in welchem er aus Rom zurückgekommen war, nach Lyon zurück, wo er 1534 die Topographie des Marliani, [2]) ein Jahr später einen Almanach und seinen Gargantua herausgab. Auch seine ärztliche Praxis setzte er fort, wurde zum Hospitalarzt dieser Stadt gewählt und hielt als solcher öffentliche Vorlesungen über Anatomie, die fleißig besucht wurden.

Die freundlichen Beziehungen zwischen Rabelais und dem sittenstrengen Calvin hatten bis jetzt aus Liebe beider Männer zu den klassischen Studien fortbestanden, allein nach Veröffentlichung des Gargantua (1535) sagte sich Calvin gänzlich von Rabelais los. Es konnte wohl kaum zwei verschiedenere Naturen geben, als diese zwei Männer: Calvin war stets ernst; dem Rabelais war das Lachen ein dauerndes Bedürfniß. Nisard [3]) sagt über die Freundschaft Calvins und Rabelais': „Inbezug

---

[1]) Vgl. Arnstädt, Fr. Rabelais Kap. 3.

[2]) Joannis Bartholomaei Marliani, Patritii Mediolanensis Topographia antiquae Romae. Lugduni. Sebast. Gryphius, 1534.

[3]) Nisard, Histoire de la Littérature fr. t. I, p. 227.

auf den Fortschritt der Reformation hatte Calvin große Hoffnungen auf das umfangreiche Wissen und den reichen Schatz an Spott und Satire des Rabelais gegründet. Dies beweist die Heftigkeit, die er zeigte, als Rabelais der Reform den Rücken wandte." Nachdem Calvin im ersten seiner Briefe vom Jahre 1533 den Pantagruel unter die obszönen und verbotenen Bücher gerechnet hatte, nannte ihn Rabelais (Prol. zum 2. Buche) „Prädestinirter" und „Betrüger". Noch einmal (Buch IV, Kap. 32) greift Rabelais Calvin an. Le Duchat glaubt, daß zu diesem wiederholten Ausfalle gegen Calvin wohl das Buch des Reformators „de Scandalis", welches 1550 französisch erschien, Anlaß gab. Bis dahin hatte Calvin wohl kaum daran gezweifelt, daß Rabelais an seiner Lehre Wohlgefallen gefunden habe. Calvin sagte von ihm wie von Erasmus, „daß er ein wenig vom Brote der Wahrheit gekostet habe." Da aber der Reformator ebensowohl auf Sittenverbesserung als auf Glaubensreinigung drang und mit Verdruß sehen mußte, daß Rabelais' wilde Worte mit der Bücherzahl seines Romans sich häuften und nicht mehr auf ihn zu rechnen sei, da verfuhr er in diesem Buche „de Scandalis" so unsanft mit ihm, daß Rabelais endlich dem Calvin grobe Beleidigungen sagte. Jener würde sich über den Verlust dieses Freundes wahrscheinlich leicht getröstet haben, wenn die Religionsverfolgungen nicht auch auf den Skeptiker ausgedehnt worden wären. Daß aber Rabelais für einen Freund der Reformation galt, der sich jedoch nie entschieden dafür erklärte, beweisen die Aeußerungen einiger seiner Freunde. So sagt z. B. der gelehrte Henri Etienne: „Quoique Rabelais semble être des nôtres, toutefois il jette souvent des pierres dans notre jardin."[1]) Diese Verdächtigungen und Verfolgungen der Anhänger der Reformation sind wahrscheinlich auch der Grund, warum Rabelais nicht an einem bestimmten Orte verweilt. Er hält sich in Castres und in Narbonne abwechselnd auf. Jean du Bellay hatte seinen Bischofssitz in letzterem Orte, und an diesen mächtigen Beschützer schließt sich der Freidenker jetzt noch mehr als früher an. Er geht zu ihm nach Rom (1536—37). Aus dieser Zeit datiren die 16 französischen Briefe,[2]) welche Rabelais an seinen alten Gönner und Freund Geoffroi d'Estissac, Bischof von Maillezais, schrieb, in welchen Rabelais als Agent des Bischofs an dem päpstlichen Hofe erscheint, der seinem Gönner von dort aus alles, was sich in Rom öffentlich und heimlich zuträgt, in heiterer Laune berichtet, seines Freundes Aufträge wohl ausführt und manchmal um eine Unterstützung bittet. Er speist abwechselnd bei du Bellay und dem Bischof von Mâcon, hat sein eigenes Logis und muß die Kosten seiner Korrespondenz selbst bestreiten, woraus man vielleicht den Schluß ziehen kann, daß Rabelais diesmal nicht von seinem Gönner dahin gerufen war, sondern daselbst sich aufhielt, um seinen Verfolgern in Frankreich zu entgehen und mit dem Papste seinen Frieden zu machen. Rabelais hatte ohne Erlaubniß des Papstes das Kloster Maillezais verlassen und dem Mönchsleben entsagt,

[1]) Obwohl Rabelais zu den Unsrigen zu gehören scheint, wirft er dennoch manchmal Steine in unseren Garten.

[2]) Les Epîtres de François Rabelais écrites pendant son voyage d'Italie, avec des observations et la vie de l'Auteur. Paris, de Sercy. 1651.

auch eine sehr freie Feder geführt. Rabelais überreichte also dem Kirchenfürsten eine Bittschrift, in welcher er ihn um Absolution von seinem Fehler und um Erlaß der darauf stehenden Kirchenstrafen und darum bat, daß man ihm erlauben möchte, ein anderes Haus des Benediktinerordens besuchen und daselbst als Arzt praktiziren zu dürfen. Durch den mächtigen Einfluß seiner Freunde erreichte er auch, was er erstrebte. Man erlaubte ihm sogar, als Benediktiner Benefizien übernehmen zu dürfen. Jean du Bellay, zugleich Abt von Saint-Maur-les-Fossés bei Paris, hatte diese Abtei durch eine schon vom 13. Juni 1533 datirten Bulle des Papstes Clemens VII. säkularisiren lassen; mehrere Hindernisse und Förmlichkeiten hatten jedoch über 3 Jahre lang die Vollziehung dieser Bulle verzögert. Rabelais schien dies eine geeignete Gelegenheit, sich dem Klosterleben zu entziehen. Darum hatte er sich an den Papst gewandt und erhielt, nachdem ihm seine Bitte von demselben gewährt worden war, sogleich von seinem Beschützer, dem Kardinal du Bellay, einen Platz in der Abtei St.-Maur. Da er erst lange nach Ausstellung der Säkularisationsbulle von St.-Maur-les-Fossés zum Chorherrn berufen worden war und fürchtete, daß ihm für die Folge ein Nachtheil daraus erwachsen könnte, so wollte er diesem durch Nachsuchung um ein zweites Breve begegnen. Er wandte sich also wiederum an den Papst und erlangte wahrscheinlich, was er wünschte. Die Bittschrift [1]) ist noch vorhanden. So wurde Rabelais, wie er dies seit langer Zeit gewünscht hatte, ein weltlicher Chorherr (1536).

Rabelais hatte in Rom erreicht, was er wollte; darum verließ er es jetzt. Allein der reiselustige Gelehrte wandte sich noch nicht nach St.-Maur-les-Fossés, sondern ging zunächst nach Paris, dann nach Montpellier, wo er sich den Doktortitel erwarb (1537). Hier praktizirte er als Arzt und hielt medizinische Vorlesungen bis in die Mitte des Jahres 1538. Seine Zeitgenossen bezeugen, daß sein Ruf als Arzt dadurch immer bedeutender wurde; allein auch der günstige Erfolg seiner Wirksamkeit konnte ihn nicht bestimmen, in dieser Stadt lange Zeit zu verweilen. Bis zum Jahre 1540 sind Narbonne, Castres und Lyon die Stätten seiner ärztlichen Wirksamkeit. Letztere Stadt besuchte er immer mit großer Vorliebe. In diesem Jahre endlich tritt er als Chorherr in die Abtei St.-Maur ein und berichtet in seiner Zueignungsepistel vor dem IV. Buche des Romans, gerichtet an den Kardinal Odet de Châtillon, wie sehr ihm dieser Aufenthalt in St.-Maur gefalle. Er nennt diesen Ort „den Wohnplatz (oder eigentlicher und besser zu reden: das Paradies) der Heilkraft, Anmuth, Labsal, Lust, Behaglichkeit und aller edlen Vergnügungen des Ackerbaues und Landlebens.“ [2]) Auch hier hörte er nicht auf, seinen Beruf als Arzt mit Beifall auszuüben, allein dies und der Umgang und die Freundschaft mit den berühmtesten Männern und den besten Schriftstellern seiner Zeit konnten

[1]) Regis II, S. XXI.

[2]) Das Zimmer Rabelais', so berichtet Thomas Corneille in seinem „Geographischen Wörterbuche“, wurde noch zu des Verfassers Zeit in der Wohnung des Kantors gezeigt.

Rabelais' unruhigen Geist nicht an einen Ort fesseln. Bis zum Jahre 1543 finden wir ihn in der Normandie, in Touraine, in Basmette; bald hält er sich in St.-Ay bei Orleans, bald in dem Schlosse Langey auf. Von hier begleitet er seinen Gönner Guillaume du Bellay nach Piemont und ist gegenwärtig (III. Buch, Kap. 21 und IV. Buch, Kap. 27), als dieser auf der Reise in Tarare stirbt. Auch in seinem Geburtsorte Chinon, der ihm immer theuer war und dessen er in seinem Romane so oft gedenkt, hält er sich einige Zeit auf und besucht bei dieser Gelegenheit fleißig das Wirthshaus „de la Cave-Peinte“ (Bildkeller), welches er im 35. und 36. Kap. des V. Buches seines Pantagruel so ausführlich schildert.

Während seiner Wanderungen hatte Rabelais wenig für die Vollendung seines Werkes gethan; dennoch wurde sie mit Sehnsucht erwartet. Nach seiner Reise nach Chinon schrieb er endlich das III. Buch und las einzelne Partien daraus seinen vertrauten Freunden vor, allein die Zeit war nicht günstig, um es zu veröffentlichen, denn Dolet saß im Kerker, des Periers hatte, um dem Tode auf dem Scheiterhaufen zu entgehen, im Gefängnisse sich selbst getödtet, und ihr sowie das Los Marot's, der als Freund Calvin's verfolgt wurde, riethen zu großer Vorsicht. Im Jahre 1545 erlangten endlich die mächtigen Freunde des Verfassers von dem Könige Franz I. die Erlaubniß zur Veröffentlichung dieses Buches.[1] Trotz der Verdächtigungen und Verfolgungen der Humanisten und Reformfreunde in damaliger Zeit war Rabelais dennoch so kühn, dasselbe unter seinem Namen erscheinen zu lassen, was er bei den ersten beiden Büchern nicht gewagt hatte. Das Buch machte großes Aufsehen und wurde viel gelesen. „Man hatte die Schilderung von spaßhaften, außergewöhnlichen und phantastischen Szenen und Abenteuern erwartet, aber man fand darin gelehrte Abhandlungen; philosophische Betrachtungen über soziale und moralische Fragen wurden im Tone der Heiterkeit und Ironie gegeben. Die Sorbonnisten wandten sich an den König und verlangten die Unterdrückung dieses Buchs, allein Franz I., welcher der Lektüre desselben mit großem Vergnügen gefolgt war, zeigte in diesem Falle Festigkeit und Nachsicht genug, um dem Verfasser das Privilegium zu bestätigen.“

Das IV. Buch[2]) seines Werkes wurde im Jahre 1547 in Lyon veröffentlicht. Es scheint jedoch, daß dies nicht mit der Zustimmung des Verfassers geschah, der noch nicht die letzte Hand daran gelegt hatte und eine günstigere Zeit abwarten wollte. Diese vorzeitige Veröffentlichung zwang den Verfasser, seiner persönlichen Sicherheit wegen Frankreich zu verlassen. Er wandte sich zunächst nach der damals noch freien

[1]) Es erschien unter dem Titel: Le tiers Liures des faictz et dictz heroiques du noble Pantagruel, cōposés par M. François Rabelais, doc teur en medecine et colloier des Isles Hieres. Paris. Chrestien We·chel 1546.

[2]) Dieses Buch erschien 1547 unvollständig (11 Kapitel) und ist nur eine Skizze der späteren vollen Ausführung. Es hat folgenden Titel: Le quart livre des faictz et dictz heroiques du noble Pantagruel . . . . . Lyon (ohne Namen des Druckers).

Reichsstadt Metz, wo er von den Unterstützungen lebte, die ihm Jean du Bellay von Zeit zu Zeit zukommen ließ. [1]) Mit deutschen Gelehrten trat der berühmte Humanist, dessen Kämpfe und Wanderungen so sehr denen der deutschen Humanisten glichen, von dieser Stadt aus in Verbindung. So schreibt (28. März 1547) Johannes Sturm, Rektor des Gymnasiums in Straßburg, an Kardinal du Bellay von Saverne aus: „Das Unglück der Zeit hat auch Rabelais aus Frankreich verjagt. Er ist noch nicht hierher gekommen. Ich weiß, daß er sich in Metz aufgehalten hat, denn er hat uns von dort seine Grüße geschickt. Ich werde ihn in allem so viel als möglich unterstützen, wenn er hierher kommt.“ Rabelais' Absicht war es nicht, lange Zeit außerhalb Frankreichs zu leben; dennoch wagte er nicht, jetzt dorthin zurückzukehren, denn Franz I., sein Gönner, war todt und sein Nachfolger Heinrich II. den Neuerern nicht günstig gestimmt. Rabelais' Feinde — unter diesen zeichnete sich besonders Gabriel de Puits-Herbault aus, der in einer seiner Schriften Rabelais unter den schwärzesten Farben malte — konnten daher, so dachte er, den König leicht zu strengen Maßregeln gegen den Verfasser des von so vielen Seiten, besonders von den Sorbonnisten, angegriffenen Buches bestimmen. Er hielt es darum für gut, seinen mächtigen Beschützer, Jean du Bellay, in Rom wieder aufzusuchen und seinen Frieden mit dem französischen Hofe zu machen. Unbehelligt, aber vorsichtig durchreiste er Frankreich und langte 1549 in Rom an, wo er auch bald Gelegenheit fand, die Gunst des französischen Hofes sich dadurch zu sichern, daß er in einem Programme [2]) zu dem Feste, welches man 1550 in Rom zur Verherrlichung der Geburt eines Sohnes Heinrich's II. feierte, einige Schmeicheleien für die berühmte Geliebte dieses Königs, Diane de Poitiers, mit Geschick anzubringen wußte.

Rabelais erhielt die Erlaubniß des Königs zur Veröffentlichung des IV. Buches seines Werkes. Seine Feinde, zu welchen jetzt auch die Reformirten sich gesellten, waren nun ziemlich machtlos gegen den Verfasser des Gargantua, konnten es auch nicht verhindern, daß Rabelais am 18. Januar 1551 Pfarrer von Meudon wurde. Viele haben daran gezweifelt, daß der Verfasser des Gargantua und Pantagruel die Funktionen eines Pfarrers in dieser Stadt versehen, ja daß er überhaupt diese einträgliche Pfarre erhalten habe. Man kann jedoch nachweisen, daß der Herzog von Guise um diese Zeit das Schloß Meudon kaufte und daß er sich mit Jean du Bellay, dessen Einfluß am Hofe etwas gesunken war, über die Anstellung Rabelais' als Pfarrer dieser Gemeinde verständigte; auch existirt noch ein Schriftstück, [3]) in welchem Rabelais beim Antritt des Pfarramts zu Meudon auf die kleine Pfarre

---

[1]) Rathery t. I, p. 53.

[2]) La Sciomachie et festins faits à Rome, au palais de Monseigneur reverendissime Cardinal du Bellay pour l'heureuse naissance de Monseigneur le duc d'Orleans. Le tout extrait d'une copie des lettres escriptes à Monseigneur le reverendissime cardinal de Guise par M. François Rabelais, Docteur en Medecine, à Lyon, p. Sébastien Gryphius, 1549.

[3]) Eug. Noël, Rabelais, p. 154.

von St.-Christophe-du-Jambet, die er vom Bischof von Mans erhalten hatte und durch einen Koadjutor verwalten ließ, verzichten mußte. Ueber die musterhafte Verwaltung der ihm in den letzten Jahren seines Lebens anvertrauten Seelsorge zu Meudon stimmen die gleichzeitigen Schriftsteller überein. „Er besuchte sehr oft „ses bons paroissiens“, wie er den Herzog von Guise und seine Gemahlin nannte; er war ein Vater seiner Bauern und stand ihnen als Seelen- und Leibesarzt bei; sein Haus stand allen Dürftigen offen; es war der Sammelplatz geistreicher und gelehrter Freunde, die ebenso von dem munteren Pfarrer wie von der lieblichen Lage des Ortes hinausgelockt, an schönen Tagen oft aus der Hauptstadt zu ihm kamen und seiner Gastfreundschaft und seiner heitern Unterhaltung genossen. Nur die unwissenden Geistlichen konnten sich seiner Freundlichkeit nicht rühmen, und gegen sie nahm er seine satirische Laune, wie sie sein Pantagruel zeigt, wieder an.“ So berichtet sein Biograph Le Roy. Von seiner Rednergabe und seinen Eigenschaften als Gesellschafter entwirft Rathery (Einleit. t. I, p. 69 u. 70) folgendes Bild: „Die Gabe der Rede, welche man Rabelais zuschreibt, war außerordentlich: Man hörte ihn als Geistlichen mit Erfolg das göttliche Wort predigen; man sah ihn als Professor und Lehrer der Anatomie ein zahlreiches Auditorium fesseln; in der Hauptstadt der christlichen Welt sah man ihn als Sachwalter der Angelegenheiten des Kardinals du Bellay und als Verfechter seiner eigenen die mißlichsten Sachen beim Papst und bei den Kardinälen zu einem glücklichen Ende bringen. So wußte der Autor des Pantagruel für die Dinge des wirklichen Lebens das oratorische Talent zu verwenden, welches in seiner Ansprache des Ulrich Gallet an Picrochole (Buch I, Cap. 31) und in seiner Rede, die Gargantua an die Besiegten hielt (I, 50), sich so glänzend zeigt. Advokaten und sogar Prediger haben dem Antoine le Roy gestanden, daß die Lektüre Rabelais' ihnen sehr nützlich gewesen ist, und er selbst hatte mehr als einmal unseren alten Predigern die freie Sprache entnommen, die sich bis zur Lizenz verirrte. — Es scheint, daß er vorzüglich in der ernsten und heitern Konversation glänzte. In Legugé, in Lyon, in Rom und in Paris war er wegen des Zaubers seiner Unterhaltung gesucht, und der Pfarrer zu Meudon bewahrte bis zu seinem Ende dieses außerordentliche Talent der gelehrten und zugleich geistvollen Rede, das schon in Fontenay-le-Comte seine außer dem Kloster lebenden Freunde bezauberte und dem Kardinal du Bellay den Ausspruch entlockte, „daß er ein Mann von allen Stunden sei.“ ..... Jeder, der ihn zur Tafel geladen hatte, bewunderte die natürliche Beredsamkeit seines Gastes, welcher „de omni re scibili“ (von allem Wißbaren) sprach. — Ein Schriftsteller, Gautier Chabot, berichtet, Rabelais habe ihm gesagt, daß, wenn ein großer Herr in der Absicht allein ihn zur Tafel geladen hätte, um seine Gäste zu unterhalten, so habe er den Mund nur geöffnet, um zu essen zu trinken, mit einem unerschütterlichen Ernst immer die besten Stücke gewählt und alle Scherze und Witze, welche anderswo unaufhörlich seinen Lippen entströmten, sich gänzlich untersagt. Im kleinen Kreise, oder wie Antoine le Roy es in seinem Latein ausdrückt, „Consciis quatuor duntaxat oculis,“ ließ er dieser heitern Laune, die

sich überall in seinen Schriften zeigt, freien Lauf. Da er ein so vortrefflicher Physiognom war, wie Herr Trippa (Buch III, Cap. 25), so hatte weder der Körper, noch das menschliche Herz Geheimnisse für ihn. Er wußte die Sprache aller zu sprechen und bot den Gelehrten wie den einfachen Landleuten die Spitze." — Er liebte Arbeit und Thätigkeit; darum unterrichtete er die Chorknaben im Gesange, die Kinder der Armen in der Religion und im Lesen. Der gute Pfarrer von Meudon war nicht nur in seiner Gemeinde geachtet und geliebt, sondern man kam auch aus der ganzen Umgegend herbei, um den bon curé im Priesterrock zu sehen, die Messe und die Predigt zu hören. Für die Pariser wurde Meudon das Ziel ihrer Spaziergänge, und noch im 17. Jahrhunderte sagte man fast sprichwörtlich: „Allons à Meudon; nous y verrons le château, la terrasse, les grottes et M. le curé, l'homme du monde le plus revenant en figure, de la plus belle humeur, qui reçoit le mieux ses amis et tous les honêtes gens, et du meilleur entretien." [1])

Rabelais' Glück war aber auch in Meudon nicht ganz ungetrübt. Der Dichter Ronsard (1524—1585) nahm für den von dem Verfasser des Gargantua und Pantagruel angegriffenen Ramus (1517—1572), Professor am Collége de France Partei. Ronsard wohnte im Schlosse zu Meudon bei seinem Protektor, dem Herzoge von Guise, und bereitete seinem Feinde viele Verlegenheiten und bittere Stunden. Selbst nach Rabelais' Tode war er unedel genug, üble Gerüchte über den Mann, den er bei Lebzeiten nicht offen anzugreifen gewagt hatte, unaufhörlich zu verbreiten. [2])

1551 erschien endlich mit besonderer Erlaubniß des Königs das IV. Buch des Romans, das III. des Pantagruel, von Rabelais unter seinem Namen herausgegeben bei Michel Fezendat in Paris. Sogleich erhoben seine Feinde ein gewaltiges Geschrei. Die Sorbonne verlangte vom Parlament die Unterdrückung des Buchs durch eine Verordnung vom 1. März 1552, allein die Beschützer des Verfassers, unter ihnen jetzt auch der Kardinal von Châtillon und du Châtel, Vorleser des Königs, wußten von diesem vorerst einen Aufschub für die Ausführung der Verordnung, bald darauf auch die Erlaubniß zum Verkaufe des Buches zu erlangen. Es wurde sogleich in ganz Frankreich durch verschiedene rechtmäßige und unrechtmäßige Ausgaben verbreitet und hatte keinen geringern Erfolg als die vorhergehenden Bücher.

Rabelais war während seines Aufenthalts in St.-Maur, Rom, Montpellier, Lyon und Meudon trotz der Ausübung seines Berufs als Arzt und Pfarrer immer als Schriftsteller thätig gewesen. Außer dem III. und IV. Buche seines Gargantua und Pantagruel arbeitete er

---

[1]) Laßt uns nach Meudon gehen; wir werden dort das Schloß, die Terrasse, die Grotten und den Herrn Pastor sehen, den angenehmsten Mann der Welt, welcher bei lustiger Laune ist und seine Freunde und alle ehrbaren Leute sehr wohl empfängt und unterhält.

[2]) Ueber diesen Streit vgl. Arnstädt, Franç. Rabelais, S. 25—26.

für die Buchhändler einige Almanache (für die Jahre 1546, 1548 und 1550) und soll auch noch ein lateinisches Werk geschrieben haben, das durch Claude Massuau ins Französische übersetzt wurde.[1]) Er hatte bei der Herausgabe der ersten vier Bücher seines Hauptwerkes so viele Schwierigkeiten zu überwinden gehabt, auch waren die Verfolgungen freisinniger Männer und die Wirren in Frankreich so groß, daß er sich nicht beeilte, das letzte Buch seinem Romane anzufügen. Dennoch arbeitete er daran in Meudon, allein der Tod unterbrach seine Arbeit, er hinterließ das V. Buch im Manuskripte.[2]) Dieses V., erst 5 Jahre nach Rabelais' Tode erschienene Buch wird von einigen ganz oder zum Theil für unecht, von anderen für echt gehalten. Letztere, die bedeutendsten Kenner und Kommentatoren Rabelais' (Le Duchat, Le Motteux, de Missy, de Marsy, Delaulnaye, Esmangart) haben ihr Urtheil dahin abgegeben, daß, obwohl das V. Buch einige Jahre nach Rabelais' Tode erschien, es dennoch von dem Verfasser selbst herrühre. „Es ist sein Geist, sein Stil", sagt Le Duchat. „Wahrscheinlich ist," sagt de Marsy, „und man entdeckt selbst, wenn man es aufmerksam liest, daß die ersten Herausgeber dieses letzten Buchs, die Rabelais' Manuskript sehr in Unordnung fanden, die Materialien so gut sie konnten zusammengestellt, auch wohl einige Uebergänge ausgefüllt haben. Der Lücken und mancher darin bemerklichen Abweichungen im Stil und der Rechtschreibung ungeachtet, erkennt man doch immer Rabelais' Geist darin, und zwar in einem Grade, zu welchem es nicht natürlich wäre, daß ein anderer als er hätte reichen können." „Wer von den Schriftstellern seiner Zeit sollte es wohl sein, dessen Stil dem seinigen ähnelte!" ruft Delaulnaye aus. „Ist nicht dies V. Buch das schönste, das stärkste, das vollkommenste des Werkes?" Esmangart nennt Jean Turquet, einen Freund Rabelais', als Herausgeber seines Manuskripts.

Nur 2 Jahre lang genoß Rabelais die Ruhe und das Glück eines sorglosen Lebens und einer angenehmen Wirksamkeit in Meudon. Er starb am 9. April 1553. Man hat lange Zeit geglaubt, daß sein Tod in seiner Pfarre zu Meudon erfolgte, wie eine Inskription am Presby-

[1]) Stratagêmes c'est-à-dire, Prouesses et ruses de guerres du preux et tres célèbre Chevalier Langey (wahrscheinlich Guillaume du Bellay), au commencement de la tierce guerre Cesariane; traduit du latin de Fr. Rabelais, par Claude Massuau. (Der Uebersetzer gehörte zu den Hausfreunden Guillaume du Bellay's). Lyon, Sebast. Gryphius, 1542.

[2]) Dem Datum der Lyoner Gesamtausgabe von 1558 (Les oeuvres de maistre François Rabelais ..... contenant cinq livres ..... plus la Prognostication pantagrueline etc. Lyon, Jean Martin) nach, wäre es zuerst vollständig in diesem Jahre, und mithin 5 Jahre nach Rabelais' Tode erschienen. Gewöhnlich hält man aber jenes Datum für unecht und betrachtet als ersten Druck diesen: L'Isle Sonnante, par maistre François Rabelais, qui n'a point encore esté imprimee ne mise en lumiere: en la quelle est continuee la navigation faicte par Pantagruel, Panurge et aultres officiers. Imprimee nouvellement MDLXII. Ohne Orts- und Druckernamen. Diese Ausgabe enthält nur die ersten 16 Kapitel. Für die erste vollständige Ausgabe (47 Kap.) gilt folgende von 1564: Le cinquiesme et derniere liure. Ohne Orts- und Druckernamen.

terium in dieser Stadt anzudeuten scheint.[1]) Colletet jedoch (Histoire des Poëtes français — Mss. de la Bibliothèque du Louvre) erzählt, daß er in der Rue des Jardins, quartier St. Antoine in Paris, wohin er kurz vor seinem Tode sich hatte bringen lassen, gestorben und auch in dieser Stadt auf dem Kirchhofe St.-Paul beerdigt worden sei, wo ein großer Baum noch lange Zeit seine Ruhestätte angezeigt haben soll. Andere, unter diesen auch sein Verehrer Le Roy, berichten, daß die Grabstätte Rabelais' sich auf dem Kirchhofe in Meudon befinde. Eine Grabschrift aus einem Manuskript aus dem Ende des 17. Jahrhunderts (vgl. Rathery t. I, p. 66) bestätigt die hauptsächlichsten Umstände der Erzählung Colletet's.[2])

Der Tod des Verfassers von Gargantua und Pantagruel wird verschieden erzählt: Seine Freunde versichern, daß sein Tod ein sanfter und der eines gläubigen Christen war; nach der Aussage seiner Feinde jedoch soll er mit Spott auf den Lippen den Geist aufgegeben haben. Es ist nicht zu leugnen, daß ein solcher Tod mit seinem Charakter, seinem Leben und dem Geiste seiner Schriften in Einklang zu bringen wäre. Du Verdier, welcher früher ein strenges und ungünstiges Urtheil über Rabelais gegeben hatte, sagt jedoch: „In meiner „Bibliothek" habe ich von Rabelais der gewöhnlichen Meinung und dem gemäß gesprochen, was man nach seinen Werken urtheilen kann; sein Ende jedoch läßt uns über ihn anders urtheilen, als man gewöhnlich thut." Nachdem er die letzte

---

[1]) Sein Amtsbruder und Bewunderer, Antoine le Roy, welcher 1640 zu Meudon sich aufhielt und das Presbyterium daselbst bewohnte, sagt, daß er täglich Rabelais' Büste mit dieser Unterschrift über der Thür sah:

Cordiger, hinc medicus, tum pastor, et intus obivi,
Si queras nomen, te mea scripta docent.

(Zuerst war ich Franziskaner, hierauf Arzt, dann Pfarrer, und hierin bin ich gestorben;
Wenn Du nach meinem Namen fragst, so sagen Dir meine Schriften denselben).

[2])
L'an mil cinq cent cinquante-trois
Je ne sçays le jour ni le mois,
Il trépassa en ceste ville
Un homme gaillard et habille.

. . . . . . . . . . . . . . . . . . . .

Il fit le voyage de Rome,
Où il passa pour gallant homme,
A son retour, on lui fit don
D'une bonne cure de Meudon.

. . . . . . . . . . . . . . . . . . . .

Son corps fut mis dans le tombeau
Au pied d'un gentil arbrisseau
Au cimetierre de l'église
Du grand Saint-Paul que chacun prise.

d. h.

Im Jahre 1513 — ich weiß nicht Tag, noch Monat — starb in dieser Stadt ein fröhlicher und gewandter Mann . . . . .

Er reiste nach Rom, wo er für einen Ehrenmann galt. Bei seiner Rückkehr bedachte man ihn mit der guten Pfarrstelle von Meudon . . . . .

Sein Leichnam wurde ins Grab gelegt am Fuße eines schönen Baumes im Gottesacker der Kirche des großen St. Paulus, welche jedermann schätzt.

Oelung empfangen hatte, soll er — so erzählt man — ausgerufen haben: „On m'a graissé les bottes pour un grand voyage.“ [1]) Dem Pagen, welcher sich im Auftrage des Kardinals du Bellay nach seinem Befinden erkundigte, soll er diese Worte zugerufen haben: „Dis à Monseigneur, en quelle gallante humeur tu me vois, je vais quérir un grand Peut-être;“ [2]) im Todeskampfe selbst soll er noch lächelnd ausgerufen haben: „Tirez le rideau, la farce est jouée.“ [3]) Sein Testament bestand, wie man berichtet, in den wenigen Worten: „Je n'ai rien vaillant, je dois beaucoup; je donne le reste aux pauvres.“ [4])

Der Tod des berühmten Schriftstellers und des „bon curé“ von Meudon scheint bei seinen Freunden und Zeitgenossen große Trauer erregt zu haben. Der Dichter Joachim du Bellay, Archidiakonus von Paris und designirter Erzbischof von Bordeaux, der Dichter Jean-Antoine de Baïf (1531—1591) und viele andere gelehrte Zeitgenossen widmeten ihm Grabschriften in französischer und lateinischer Sprache. [5])

Mehrere Greise zu Meudon sprachen noch zu Heinrichs IV. Zeit mit Achtung und Liebe von ihrem guten Curé, und ein Jahrhundert nach seinem Tode sagte das Volk noch sprichwörtlich: „Allez à Meudon demander conseil à M. le curé!“ [6])

---

[1]) Man hat mich für einen großen Weg reisefertig gemacht.

[2]) Sage dem Herrn Kardinal, in welcher angenehmen Stimmung du mich siehst; ich bin im Begriff, ein großes Vielleicht aufzusuchen.

[3]) Zieht den Vorhang zurück, die Posse ist ausgespielt.

[4]) Ich habe kein Vermögen, ich bin viel schuldig, das Uebrige gebe ich den Armen.

Die letzten Worte finden sich schon in einem Briefe des Erasmus an Beda (1527). Ueberhaupt bezeichnet Rathery alle diese Aussprüche als „lächerliche Anekdoten“, von denen die meisten schon im 16. Jahrhundert im Umlauf waren. (Rathery t. I, p. 63, Anm. 2. Vgl. auch Eugène Noël, p. 190.

[5]) Vgl. Arnstädt, François Rabelais ꝛc. p. 30, wo auch die Grabschriften auf Rabelais sich befinden, welche Etienne Pasquier in seinem „Livres des Tombeaux“ und „Recueil de portraits“ mittheilt.

[6]) Geht nach Meudon, um den Herrn Pfarrer um Rath zu fragen!

## II. Sein Gargantua und Pantagruel.*)

Das Hauptwerk Rabelais', welches so großes Aufsehen zu des Verfassers Zeit erregt und die Federn so vieler Schriftsteller seit seinem Erscheinen bis auf unsere Zeit beschäftigt hat, ist sein satirischer Roman Gargantua und Pantagruel.

Nur kurze Andeutungen über die Entstehung des Buches, eine kurze Inhaltsangabe des ersten und eine noch kürzere der übrigen Theile des Romans und wenige Worte über Zweck, Werth und Deutung desselben mögen genügen, um uns für Rabelais' Werk zu interessiren und uns zu erklären, wie seine Gedanken über Erziehung und Unterricht in demselben Platz finden konnten.

„Die fabel von Gargantua", sagt Jac. Grimm (Mythol. I, 509) „war ursprünglich eine alte, etwa schon celtische, riesensage, deren echte, einfache gestalt sich vielleicht jetzt noch aus haftenden volksüberlieferungen gewinnen liesse. Gargantua, ein ungeheurer fresser und saeufer, dem, wie dem heiligen Christoph, schon zehn ammen gegeben werden mussten, steht mit jedem Fuss auf einem hohen berg und trinkt, sich niederbeugend den dazwischen herlaufenden Fluss aus."

Diese Sage wurde schon in den frühesten Zeiten nicht nur von den Bewohnern vou Anjou, Poitou und Touraine erzählt, sondern war auch in dem Munde benachbarter Stämme, ja, sie ist wohl sogar bis England vorgedrungen. Der Name Gargantua verweist jedoch auf einen südlichen Ursprung. Das Wort bedeutet im Spanischen (garganta) und Altfranzösischen (gargante) Kehle, Schlund, und da schon in der Volkssage der Vater des Riesen Grandgousier (Großkropf) hieß, so begreift man leicht, warum dem Sohne dieser Name gegeben wurde.

Thomas de Saint-Mars hat in den Memoiren der Keltischen Akademie (Bd. V, S. 392—95) diese Volkssage, die er im alten Herzogthum Retz erzählen hörte, in folgender Weise mitgetheilt: „Gargantua ist sehr bekannt im alten Herzogthum Retz, das er vor langer Zeit durchstreift hat. Es ist ein ungeheurer Riese, an Leibeslänge und Körpergröße den höchsten Bäumen des Waldes gleich. Der Riese kam aus weiter Ferne, ist immer auf Reisen und nicht bös, wofern er nur genug zu essen für seinen gewaltigen Hunger findet. Alle seine benöthigten

---

*) Ausführlicheres hierüber s. Arnstädt, François Rabelais 2c. Kap. 2—5 S. 32—97.

Diener führt er in seiner Tasche bei sich. Ein Droll,*) der ihn begleitet, trägt auf seinem Rücken das Mahl und den Wein, so er bei seiner nächsten Mahlzeit verschlingen muß. Wenn er an einen Ort kommt, der ihm zum Aufschlagen seiner Küche bequem däucht, so macht er Halt: sein Droll wirft seine Last ab und fängt an, einen Ofen zu bauen, so groß, daß hundert achtzehnpfündige Brote darin backen können. Zu dieser Arbeit braucht er höchstens zehn Minuten. Das Holz zur Heizung kommt 'herbei, man weiß nicht wie; die Flammen verzehren ganze Bäume.

„Unterdessen ist die Bedienung des Riesen aus seinen Taschen geschlüpft, jeder hat sein Geschäft gethan, und es währt keine halbe Stunde, so ist die Tafel bedient. Diese Tafel, deren Maße man nicht angiebt, ist gemeinlich mit einem gebratenen Ochsen und einigen Kälbern, Hammeln und Schweinen besetzt, die aus der Nachbarschaft entlehnt sind. Einer von Gargantua's Leuten steigt auf die Tafel und versieht das Amt des Vorschneiders mit einer Holzaxt. Die anderen führen mittelst Leitern, die auf dem Tisch aufruhen und an den Schultern seiner Hoheit lehnen, ihm auf Gabeln Brot und Fleisch in seinen ungeheuren Mund. Der Droll hat das Geschäft, dem Riesen den zur Hinunterschwemmung der Speisen benöthigten Wein in den Schlund zu gießen.

„Sein Trinkgeschirr ist das Weinfaß selbst. Gewöhnlich leert er deren zwölf auf jede Mahlzeit. Eins von diesen Fässern entglitt einmal der Hand des Schenken und fuhr mit allem Getränk darin, dem Gargantua in die Eingeweide. Zwar kam er damals mit einer heftigen Kolik davon, schrie aber so erschrecklich, daß alle Bewohner der Gegend umher ausrissen und bis diesen Tag noch nicht zurückzukommen wagen. Daher denn auch das Land, wo sich dies zutrug (zwischen Rennes und Nantes) jetzt weiter nichts als dürre Haide, ganz unbewohnt und unbebaut ist.

„Nach dem Essen schläft Gargantua gewöhnlich dreißig bis vierzig Stunden; sein Droll bewacht ihn, die Uebrigen machen sich seinen Schlaf zu nutz, um die Brocken von seinem Tische zu naschen und frischen Vorrath einzuholen, den Droll auf seinen Rücken packt, eh ihre Reise weiter geht.

„Einem seiner Stuhlgänge schreiben die Bauern der Gegend den Ursprung des Gargant-Berges bei Nantes zu. Bei Rouen ist ein Ort gleiches Namens wahrscheinlich ebenso entstanden. Auch erzählen sie von der Art, wie er ein Feuer gelöscht habe, welches ein böser Zauberer im Schloß einer ihm befreundeten Fee angelegt hatte."

Diese Sage wurde im 16. Jahrhundert mehrmals bearbeitet, wie bereits in Rabelais' Leben mitgetheilt worden ist. Am geistreichsten hat sie jedoch François Rabelais benutzt.

Eine Inhaltsangabe des ganzen Romans hier zu versuchen, würde eine schwierige und für den Zweck dieses Buches überflüssige Arbeit

*) Droll, Kobold, drollos, Isländ. spiritus familiaris, dienstbarer Geist, daher auch Schlegel Shakspeare's Puck im Sommernachtstraum Droll nennt. Das deutsche drollig und das französische drôle ist damit stammverwandt. Regis II, Einl. p. LXXXIII.

sein. Damit jedoch der Leser eine Idee von dem reichen Geiste Rabelais' gewinne und nur einigermaßen erfahre, wie der Schriftsteller sich seiner Aufgabe entledigt hat, lassen wir hier eine kurze Inhaltsangabe des ersten Buches, Gargantua betitelt, folgen. Es führt uns in der Hauptsache nur einen Helden vor und kann von den übrigen 4 Büchern, unter dem Titel Pantagruel erschienen, leicht getrennt werden. Man findet in diesem Buche, dem vollständigsten und besten des ganzen Romans, grobe Possen und Späße, zugleich aber auch hohe Komik und eine glänzende und ihre Wirkung auf den Leser nie verfehlende Beredsamkeit.

Im Königreiche Utopien,*) dessen Hauptstadt Chinon war, regierte während der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts Grandgousier, ein Fürst aus altem Stamme. Seine Gemahlin nannte sich Gargamelle und war die Tochter des Königs der Papaillos. Nach elfmonatlicher Schwangerschaft gebar sie Gargantua. Rabelais erzählt darauf, wie die wunderbare Geburt sich zutrug, warum das Kind den Namen Gargantua erhielt und welchen kindlichen Muthwillen der Riesenknabe schon in der frühesten Jugend zeigte. Als Gargantua zu dem Alter der Studien gelangt war, übergab man ihn den Sophisten, die ihn viele Jahre unterrichten, ohne daß er etwas Tüchtiges lernte. Einst stand er einem Pagen, Eudaemon genannt, gegenüber und zeigte sich bei dieser Gelegenheit so unwissend, linkisch und verwirrt, daß er zu weinen begann. Dem Erzieher dieses Pagen wurde nun Gargantua übergeben und mit ihm nach Paris geschickt, damit er in dieser Stadt seine Erziehung vollende.

Gleich nach seiner Ankunft in Paris bestrafte er auf rohe Weise das neugierige Volk und nahm die Glocken von Notre Dame herab, um seiner Mähr Schellen daraus zu machen. Darüber geräth die ganze Stadt in Aufruhr, die ja, wie man weiß, gar leicht dazu geneigt ist. Janotus de Bragmardo, ein Sophist, wird abgesandt, um die Glocken zurück zu verlangen. Er belustigt durch seine Rede, die ein Gemisch von Latein und Französisch und reich an sophistischen Wendungen ist, die Zuhörer und wird für seine Mühe von Gargantua reichlich belohnt. Nach diesem Ereignisse begab sich Gargantua unter Leitung seines Erziehers ernstlich an seine Studien und war, gleich „Rousseau's Emil", im besten Zuge, aus allen Arten von Lehren Nutzen zu ziehen, als ein Brief seines Vaters ihn nach Hause ruft, damit er ihm in einem Kriege beistehe. Als nämlich Grandgousier einst nach dem Abendessen an einem großen und hellen Feuer sich wärmte und Kastanien auf dem Roste braten ließ, auch seiner Familie schöne Erzählungen aus früherer Zeit vortrug, meldete man ihm, daß seine Hirten mit den Weckenbäckern aus Lerné in Streit gerathen wären und daß sie diesen ihre Wecken genommen hätten. Darauf hin wäre ihr König Picrochole mit einer Armee

*) Thomas Morus († 1535) schrieb kurz vorher seinen Roman „Utopia", worin er das Musterbild eines Freistaates aufstellte. Rabelais, welcher mit der Literatur fast aller europäischen Völker vertraut war, benutzte dies, um in dieses Reich, dem er Chinon, seinen Geburtsort, als Hauptstadt giebt, seinen Riesen Grandgousier, den Vater des Gargantua, zu versetzen.

ins Feld gerückt und in das Land des Grandgousier eingefallen. Der weise und gute König, welcher sparsam mit dem Blute seiner Unterthanen umging, hatte darauf seine Rathgeber zusammenberufen und einen Gesandten an Picrochole geschickt, um den Streit beizulegen. Die sinnvolle und große Mäßigung zeigende Rede, welche der Gesandte an den beleidigten König richtete, brachte diesen noch mehr in Zorn, und dieser überschritt alle Grenzen, als Grandgousier ihm die Wecken zurückschickte und sich zu weiterer Genugthuung bereit erklärte. Der Krieg beginnt, der König schreibt seinem Sohne einen Brief eines weisen Königs würdig. Der zweite an Picrochole abgeordnete Gesandte wird von dem treulosen Könige, der den Schadenersatz angenommen hat, in hochmüthiger Weise zurückgeschickt (B. I, Kap. 31—32).

Es hält nun Picrochole mit seinen drei Lieutenants einen Kriegsrath ab, in welchem diese ihm die Eroberung der Welt vorschlagen. Man glaubt in der That beim Lesen dieses Gespräche einer Szene aus einem Lustspiele Molière's beizuwohnen, so treu und lebhaft ist es wiedergegeben. „Er soll," so sagen sie, „eine kleine Truppe in seiner Hauptstadt in Garnison lassen und die Armee in zwei Abtheilungen operiren lassen. Die erste Abtheilung soll über Grandgousier und seine Leute herfallen und sie auf's Haupt schlagen. Die zweite Abtheilung wird Saintonge und die Gascogne durchziehen, sich der Schiffe in Bayonne, St.-Jean de Luc und Fuenterabia bemächtigen und, die ganze Küste bis Lissabon plündernd, sich von neuem verproviantiren, um dann durch die Säulen des Herkules in das mittelländische Meer einzufahren. Dieser Paß wird darnach das Picrocholinen-Meer heißen. Wenn ihr dieses Meer hinter euch habt, so steht auch schon Barbarossa da, um sich zu eurem Sklaven zu machen. Ich, sagte Picrochole, werde ihn zu Gnaden annehmen. Vorausgesetzt, sagten sie, daß er sich taufen läßt. Unterwegs unterwerft ihr Tunis, Hippo, Algier, Korsika, Sardinien, Genua, Florenz, Lucca. Der arme Herr Papst stirbt schon vor Furcht. Meiner Treu, sagte Picrochole, ich werde ihm den Pantoffel nicht küssen. Italien wird eingenommen, Sicilien bezwungen. . . . . . Wir werden Malta, Kandia, Cypern, Rhodus einnehmen und den Mauern von Jerusalem uns nähern. Ich werde dann, sagte Picrochole, den Tempel Salomon's bauen lassen. Nein, sagten sie, wartet noch ein wenig; seid niemals zu schnell in euren Unternehmungen. Es ziemt euch, zunächst Kleinasien, Karien, Lycien ꝛc. zu besitzen." Das Zwiegespräch wird in diesem Tone fortgesetzt, auch die Unternehmungen der ersten Heeresabtheilung, welche den Norden Europa's erobern soll, in derselben Weise erzählt. Zuletzt wendet sich Picrochole an seine Lieutenants und sagt: „Ich schenk' euch Karmanien, Syrien und ganz Palästina. Ha, riefen sie, da thut ihr wohl daran, gnädigster Herr! Wir danken schön. Gott woll' eure Wohlthat allzeit mehren."

Bei dieser Berathung war auch ein Alter vom Adel zugegen, in mancherlei Wagniß und Kriegsläuften wohl erfahren; der sprach, als er die Rede hörte: „Ich sorg fast sehr, daß all' dieser Anschlag werd ausfallen wie der Schwank vom Milchtopf, daran sich der Schuster im Traum bereichert, drauf als der Topf in Scherben brach, nichts zu beißen hatte.

Worauf zielt ihr doch mit diesen stolzen Eroberungen? Was wird das Ende all dieser Kreuz- und Querzüge sein? Wird sein, antwortete Picrochole, daß wir, wenn wir heimkommen, uns gemächlich zur Ruhe begeben. Und wenn wir etwa, frug Echephron — dies war der Name des Alten —, zufälligerweise nicht wieder kämet? Denn der Weg ist weit und gefährlich; wär's nicht besser, daß wir uns von Stund an zur Ruhe begäben, eh' wir in die Gefahr uns wagten? Die Mahnung ist vergeblich. Auf, schrie Picrochole, macht euch fertig, und wer mich lieb hat, folge mir!"

Die andere Heeresabtheilung, welche über Grandgousier herfallen soll, hat nicht geringere Abenteuer zu bestehen und eine noch größere Aufgabe zu lösen.

Gargantua, begleitet von seinen Genossen, langt bald bei seinem Vater an, haut bei mehr als einer Begegnung die Leute Picrochole's in die Pfanne und findet eine treffliche Hilfe in dem lustigen Bruder Jean des Entommeurs. „Dem schmutzigen, unwissenden und faulen Mönche dieser Zeit, der nur essen, schlafen, Metten singen und Glocken läuten kann, hat Rabelais den Bruder Jean entgegengesetzt. Dieser ist das Ideal des besseren Mönches, welcher aus der Trägheit des Klosters zu dem thätigen Leben in der Welt übergeht." (Lenient, p. 73 und Eug. Réaume, Les Prosateurs français, p. 234). Rabelais schildert die guten und schlechten Eigenschaften dieses Mönches: er ist thätig, kühn und tapfer, hat stets einen großen Appetit und einen nie zu stillenden Durst. Während die übrigen Mönche bei einem Angriffe auf's Kloster sich feig zurückziehen und ihre Psalmen singen, streift er seine Kutte auf, erfaßt er einen Stock, welcher in seiner Hand zur Keule wird und treibt damit die Feinde aus dem Klostergarten. Bei einem Sturm rettet er durch seine Geistesgegenwart das Schiff und die Mannschaft. Mit diesem jungen, galanten, beredten, abenteuerlichen und tapferen Mönche verband sich Gargantua, und immer, wenn Jean sprechen und handeln mußte, benahm er sich als wackerer Genosse.

Dieser Mönch begegnete einst, als er auf Kundschaft ausgegangen war, 5 Pilgern (denselben, welche von Gargantua beinahe im Salat gegessen worden wären) und führte sie zitternd zu Grandgousier. Dieser fragt sie, woher sie kommen, wohin sie gehen und welchen Zweck ihre Reise hat. Sie sagen ihm, daß sie von einer Pilgerfahrt nach St.-Sébastien de Nantes zurückkämen, die sie unternommen hätten, um sich vor der Pest zu schützen. O, sagt Grandgousier, ihr armen Leute! glaubt ihr, daß die Krankheiten vom heiligen Sebastian ansgehen? Ei, freilich, sagen die Pilger, dies lehren unsere Prediger. Lehren euch die falschen Propheten wirklich solch Lügenzeugs? Lästern sie in dieser Weise die Gerechten und Heiligen Gottes, daß sie dieselben den Teufeln gleichstellen, die den Menschen nur Böses thun? Unterhaltet eure Familien, arbeite ein jeder in seinem Berufe, unterrichtet eure Kinder und lebt, wie der gute Apostel Paulus es euch lehrt. Darauf entließ er sie reichlich beschenkt.

Ein Führer des feindlichen Heeres, der im Kriegsrathe Picrochole's für den Krieg gestimmt hatte, wird gefangen genommen. Er wird von

Grandgousier gefragt, warum er dies gethan habe. Meine Absicht war, antwortete er, euer ganzes Land zu erobern wegen der den Weckenbäckern von Lerné zugefügten Schmach. Darauf sagt Grandgousier: „Die Zeit ist nicht mehr, da man also die Land zum Schaden seines Christenbruders erobern konnte. Diese Nachahmung der alten Herkules, Hannibal, Scipio, Caesar und solcher läuft dem evangelischen Bekenntnisse zuwider, welches befiehlt, daß jeder sein eigen Land und Herrschaft bewahre, regiere, erhalte und schütze und nicht feindlich nach anderen stehen soll. Was die Sarazenen und Barbaren weiland Tapferkeit nannten, das nennen wir heutzutag Raub und Gewalt. Zieht hin in Gottes Namen und dient guter Sache! So muß man mit alten Freunden und Nachbarn handeln."

Der Feldherr geht zu Picrochole zurück und räth seinem Könige mit Grandgousier Frieden zu schließen. Dieser Vorschlag wird jedoch von dem Könige und einem seiner Rathgeber übel aufgenommen. Letzterer wirft sogar dem Feldherrn Verrath vor, worüber dieser so erbittert wird, daß er den Rathgeber tödtet, aber auf Befehl des Königs dann selbst getödtet wird.

Das Heer des Grandgousier hat sich durch neue Truppen verstärkt, denn auch die Nachbarstaaten leisteten Hilfe. Picrochole hat Clermaldsburg als Stützpunkt für sein Heer ausersehen und erwartet da das Heer des Grandgousier, dessen Oberkommando Gargantua hat. Eine entscheidende Schlacht wird endlich geliefert, Picrochole's Heer geschlagen und Clermaldsburg nach tapferem Widerstande der Vertheidiger erobert, wobei besonders wieder Bruder Jean gute Dienste leistet und sich durch Tapferkeit und Klugheit in der Führung seines Kriegshaufens auszeichnet. Picrochole ergriff die Flucht mit seinen drei Rathgebern, und Niemand hat jemals erfahren, was aus ihm geworden ist. Nach der Schlacht richtet Grandgousier freundliche Worte an die Besiegten und bestraft die ausgelieferten Anstifter des Krieges nur dadurch, daß sie bei den Buchdruckerpressen beschäftigt wurden, die er neuerdings in seinem Lande eingeführt hatte (Kap. 49—51). Die tapferen Gargantuisten wurden königlich belohnt. Seinen tapferen Freund will Gargantua zum Abt eines großen Klosters machen, allein er will „weder Vogt, noch Vormund von Mönchen sein", will aber eine Abtei nach seinem eigenen Sinne stiften. Die Bitte gefiel dem Gargantua, und so erbaut er denn für seinen Freund die Abtei Thélème am Loirefluß und stimmt dem Bruder Jean darin bei, „daß sein Orden das Widerspiel aller anderen sein sollte." Vom 52.—57. Kap. berichtet er nun, „wie die Abtei der Thelemiten erbaut und fundirt ward; die Aufschrift des großen Thores zu Thelem; wie die Wohnung der Thelemiten war; wie die Ordensbrüder und Schwestern von Thelem gekleidet gingen; wie der Thelemiten Lebensart reguliret war."

Dies ist im Wesentlichen der Inhalt des I. Buches.

In den vier anderen Büchern ist der alte Grandgousier verschwunden, Gargantua hat die Regierung seines Reichs angetreten und Pantagruel übernimmt die Rolle des Helden. Er verliert seine Mutter beim Eintritte in's Leben. Sein Vater läßt ihn gut erziehen und sen-

det ihn nach Paris, um sich dort die nöthige Bildung zu erwerben. Dort findet er einen „écolier limousin“, limousinischen Schüler, welcher die Franzensprache durch den Gebrauch von vielen Fremdwörtern verhunzte. Als ihm die Sache gar zu arg wird, faßt er den Schüler zornig an der Gurgel und will ihn erwürgen, weil er das Latein radbrecht und dies für hohen Pindarischen Schwung hält und Wunder meint, was er für ein Meister in französischer Redekunst sei, wenn er die gemeine Sprechart verachtet. Die Dichter Ronsard und Joachim du Bellay, Zeitgenossen des Rabelais, bezogen diese Stelle des geistvollen Satirikers wohl mit Recht auf sich.

Ein Brief Gargantua's (Kap. 8), voll trefflicher Rathschläge für den Sohn, ermuntert diesen, eifrig den Studien sich zu widmen, damit er sich für die Regierung des Landes tüchtig mache. In Paris begegnete er auch dem Pantagruel, den er sein ganzes Leben lang lieb hat und welcher Rabelais in seinem ganzen Wesen, Treiben und Thun sehr ähnlich ist. Er ist reich an feinen und gemeinen Erfindungen, „mange son blé en herbe“ (verzehrt seine Einkünfte im voraus), lobt Gläubiger und Schuldner. „Man würde“, sagte Sainte-Beuve, „selbst wenn man mit der größten Sorgfalt sich bemühte, die hauptsächlichsten Züge seines Charakters zusammenzustellen, doch nicht ein vollständiges Bild dieser lebhaften und beweglichen Natur entwerfen können. Um sie genau kennen zu lernen, muß man sie von Angesicht zu Angesicht unter allen munteren, lebhaften, lächerlichen, jämmerlichen und erbärmlichen Zügen bei Rabelais selbst gesehen haben.“ Von dem Augenblicke an, wo Panurg in die Geschichte eintritt, ist Pantagruel nicht mehr der Held des Buches. Panurg war kaum auf der Szene erschienen, als auch schon sein Glück gemacht war. Die Leser verlangten ungeduldig die Fortsetzung des Werkes und Rabelais befriedigte ihr Verlangen in den drei letzten Büchern, in welchen er treffliche Charakter- und Sittenbilder entwirft. *)

So ist Rominagrobis, der die Mönche, die sein Krankenbett belagern, um sich die Erbschaft zu sichern, verjagen läßt und dann seine Angelegenheiten mit Gott ins Reine bringt, das Bild eines echten Freidenkers. Astrologen, Theologen, Richter, Aerzte, Philosophen werden von ihm verspottet, weil sie sich ihres Wissens rühmen. Rabelais vermehrte nur durch solche Ausfälle seine Feinde.

Im IV. Buche läßt Rabelais Pantagruel und Panurg eine Reise durch eine eingebildete Welt machen. „Man denke sich,“ sagt Lenient, „eine lange Reihe von Szenen, welche eine reiche Phantasie erfunden hat; eine Menge von Metamorphosen von Menschen und Thieren. Schatten, welche mit allen Farben des Lebens geschmückt sind und hinter einem Transparent vorübergehen, durch welches hindurch die Personen

*) Aus Rabelais haben ihre trefflichsten und wirksamsten Stellen geschöpft Die Verfasser (Le Roi, Pitou, Gillot, Passerat, Rupin und Florent Chrétien) der Satire Ménippée, Molière, La Fontaine, Chapelle, Dufresny, Rousseau, Piron. Die Pantagruelisten, sagt Sainte-Beuve, bilden ein ganzes Geschlecht. Rabelais ist der Gründer einer Philosophie entre la poire et le fromage (beim Nachtische). Vgl. Arnstädt, François Rabelais, Kap. 3.

eine fabelhafte Größe annehmen, aber nicht ihre Vernünftigkeit verlieren; eine Menge von Erscheinungen, welche in einer Dämmerung sich bewegen, worin man jedoch noch die Umrisse der Wirklichkeit zu erkennen im Stande ist: das ist das sonderbare Land, welches Rabelais Pantagruel mit Panurg durchreisen läßt. Jede Etappe dieses wunderbaren Landes berührt eine der großen Fragen der Zeit." (Lenient, p. 79.)

Wem begegnet Pantagruel zuerst? Den guten Brüdern, welche sich nach der allgemeinen Versammlung der Lanternois (habitants de l'île des Lanternes) begeben, d. h. zum Konzil von Trient ohne Ende, wo man schon seit vielen Jahren streitet und nur die Zeit verliert. Rabelais sagt ihnen eine Menge bitterer Wahrheiten.

Der Aufenthalt der Chicanous (ein Name, welchen er den Gerichtspersonen beilegt) ist Prokuration, eine ganz verräucherte und schmutzige Insel. Die Chicanous sind Leute, welche sich dunkler Reden und der Schikane bedienen, um ihr Ziel zu erreichen; ihr König heißt Grippeminaud. Rabelais ist für diese Chicanous ohne Mitleiden.

„In dem Duell zwischen „Caresme-Prenant" (Fastnacht) und „les Andouilles" (Würste) führt er den Streit der Katholiken, welche die Fasten beobachtet wissen wollen, und der Protestanten, welche sich für Nichtbeachtung der Fasten entschieden haben, in heiterer Weise vor Augen. Es ist ein Streit zwischen le Maigre et le Gras (dem Mageren und dem Fetten)." Rabelais erschöpft alle möglichen Bilder seiner Phantasie, um die Eigenschaften der „Caresme-Prenant" zu beschreiben, während er seine Sympathie für die „Andouilles" ganz offen zeigt.

Aus dem Schoße der Antiphysis läßt er die doppelte Reihe der heuchlerischen, gefräßigen Mönche und der Verleumder von Genf, der rasenden Calvinisten hervorgehen.

Sie gelangen dann in das Land der Papefigues: Hier greift der Verfasser den römischen Hof zum ersten male offen an. Dieses arme Land Papefiguière, einst so glücklich, erregt besonders sein Mitleiden. Er hat auf dieses Land alle Geiseln des Himmels und der Erde, die Bannstrahlen des Papstes, die Procureurs, die Heuschrecken und Kornwürmer und endlich den Teufel selbst mit seinem ironischen Refrain: „Travaille, vilain, travaille", d. h. arbeite, säe, pflanze und ernte für mich! herabstürzen sehen.

Die gesegnete Insel der Papimanes liegt dem elenden Papefiguière gegenüber. Das sind glückliche Leute, welche herrlich und in Freuden leben. Habt ihr ihn gesehen, ihr Wanderer, habt ihr ihn gesehen? rufen sie den Ankömmlingen entgegen. Wen denn, frug Pantagruel? Denjenigen, welcher der Einige ist, den Papst! Gewiß, antwortete Panurg, ich habe ihrer drei (Benedikt III., Gregor XII. und Alexander V.) gesehen, doch hat mich's eben nicht fett gemacht. In diesem Tone fährt dann Rabelais fort, die heiligen Dekretalen zu betrachten, die heiligen Bücher, mit deren Hilfe das Geld aus Frankreich gezogen wird. Gefährlich ist die Fahrt in diesem Wasser; seit Wiklef und Huß haben schon viele Leute darin Schiffbruch gelitten. Das Schiff Pantagruel's kommt an die Insel Canabin oder des Larrons, und die Mannschaft hat da den Anblick der großen Katze Rodilardus (Speckmaul).

Der Tod ließ dem Verfasser nicht die Zeit, seine Reisen zu vollenden, das Buch blieb ohne Schluß. Das V. Buch erschien nach seinem Tode, es trägt den Stempel seines Geistes, und zu den besten Partien gehören die „Ile Sonnante“, die Chats Fourrés“ und das „Palais de Dame Quintessence.“

Die „Ile Sonnante“ ist eine angenehme Féerie. Man ist geblendet von den Farben, man erstaunt über das Geplauder dieser glücklichen Vögel (prestregaux, évesgaux, cardingaux, papegaut = Priestlinge, Bischlinge, Kardinlinge, Papling), welche weder arbeiten, noch sich plagen, aber immer daran denken, sich zu freuen, zu zwitschern und zu singen. Das ist Rom und seine Bewohner. So hatte Rabelais Rom gesehen mit seinen zahllosen Festen, Kirchen, Palästen, mit seiner fetten, rothen, glänzenden, von dem Safte der Erde und den Segnungen des Himmels genährten Priesterbevölkerung. „Berühre diese Vögel nicht, wenn du dein Leben, deinen Vortheil und der Deinigen Wohl willst“.

Die Höhle der „Chats Fourrés“ ist weniger angenehm zu besuchen. Die Chats Fourrés sind schreckliche Thiere. Sie hängen, verbrennen, viertheilen, köpfen, morden, sperren ins Gefängniß ein, ruiniren und unterminiren alles. Der Anblick des Blutes und der Leichname, das Geschrei der Opfer, das Wimmern der Kinder, die scharfe Stimme Grippeminaud's und seine Klauen, welche sich erbarmungslos in das Fleisch der Unschuldigen einbohren, machen den Eindruck des Schreckens. Man erkennt hier die ungerechten Richter, die Folterkammer, aus welcher blaß und blutig Berquin, Dolet, Anne Dubourg, freisinnige Freunde des Verfassers des Pantagruel, hervorgingen.

An die äußersten Grenzen des Phantastischen streift das „Palais de Dame Quintessence“, ein großes Laboratorium von gelehrtem Geschwätz, feinen Abstraktionen und Schimären, ein Königreich des Leeren und der beständigen Bewegung mit seiner Königin Entéléchie, die jeden Morgen ihre frugale Mahlzeit von Kategorien, Antithesen rc. hält. Ihre Beamten sind emsig beschäftigt, Mohren weiß zu waschen, das Feuer mit einem Messer zu beschneiden und Wasser mit einem Netz zu schöpfen. Rabelais richtet diesen Angriff gegen Aristoteles und seine Anhänger, die Scholastiker, und bekämpft die Illusionen und die thörichten Prätensionen einer Wissenschaft, welche Formeln für Ideen nimmt und Träume für Wirklichkeit hält.

Dies ist in der Hauptsache der Inhalt des Romans.

Rabelais' Werk*) enthält viele Dunkelheiten. Dies kann bei einem Buche, welches mehrere Jahrhunderte alt ist, auf gewisse Begebenheiten, auf einzelne Personen, auf Sitten und Gebräuche seines Zeitalters Bezug nimmt, gar nicht anders sein. Auch ist es in einer Sprache geschrieben, die mit so vielen aus fremden Sprachen und Dialekten des Französischen entnommenen Wörtern versetzt ist. Bis jetzt ist manches, was in das Gebiet der Geschichte, der Mythologie und Literatur der Alten einschlägt, vieles, was auf die französische Geschichte und Literatur der Zeit des Verfassers Bezug hat, von den Verehrern und Kommentatoren Rabelais' an das Licht gezogen worden. Vieles jedoch, was der

*) Vgl. Arnstädt, François Rabelais rc., Kap. 5.

Polyhistor Rabelais durch eifrige Lektüre so vieler Schriften der Alten und seiner Zeitgenossen, oder auf seinen Wanderungen in mehreren Ländern durch den Verkehr mit so verschiedenen Menschen in sich aufgenommen und in seinem Werke mit verwendet hat, wird noch lange der genügenden Erklärung harren. Dieses Forschen hat schon mehrere Jahrhunderte gedauert und eine ganze Reihe von Gelehrten beschäftigt. Das Verständniß Rabelais' ist ganz besonders dadurch gefördert worden, daß man einen größeren Fleiß auf die Textkritik verwandt hat, von welcher die letzte vollständige Ausgabe der Werke Rabelais' ein glänzendes Zeugniß ablegt.*) Mehrere Gelehrte, unterstützt durch eine tüchtige Kenntniß der Geschichte der Zeit des Verfassers und vertraut mit dem Inhalte der Schriften seiner Zeitgenossen, welche dem Geschichtsforscher nicht immer zugänglich sind, haben eine historisch-allegorische Deutung des Romans zu geben gesucht. Unter diesen Männern zeichnen sich besonders aus: Le Duchat, Delaulnaye, Johanneau, Salverte, Esmangart und Lacroix. Sie sind mit vielem Scharfsinn und großem Fleiße den einzelnen Personen des Romans in der Geschichte des 15. und 16. Jahrhunderts nachgegangen und haben manche Beziehung zwischen jenen und den Zeitgenossen Rabelais' zu entdecken geglaubt. Von diesen sogenannten Schlüsseln zum Rabelais oder hypothetischen Nachweisungen seiner Hauptfiguren sind besonders drei zu nennen: 1. der ältere Rabelaisschlüssel, wie er sich ohne Namen des Urhebers in der Ausgabe von 1659 und einigen späteren findet; 2. Le Motteux' Schlüssel, dessen Verfasser wohl am meisten in das Feld der Vermuthungen übergegangen ist, und 3. Esmangart's Schlüssel, der in die historische Deutung des Romans sein Hauptverdienst setzt und die größte Wahrscheinlichkeit für sich hat.

Esmangart's Schlüssel:

| | |
|---|---|
| Grandgousier | = Ludwig XII.; |
| Gargamelle | = Anna v. Bretagne; |
| Gargantua | = Franz I.; |
| Badebec | = Claude v. Frankreich; |
| Pantagruel | = Heinrich II.; |
| Panurg | = der Kardinal v. Lothringen, Heinrich's II. Günstling; |
| Frère Jean des Entommeures | = der Kardinal Johann du Bellay; |
| Picrochole | = Maximilian Sforza; |
| Bringuenarilles | = Karl V. |

Es kann nicht geleugnet werden, daß der Verfasser Züge für die Helden des Romans seinen Zeitgenossen entlehnt und vielleicht die eine und die andere Person ganz nach einer ähnlichen seiner Zeit gezeichnet habe, allein man verkennt das Wesen eines dichterischen Werkes — und dies ist der Roman Rabelais' — ganz entschieden, wenn man in den Personen desselben nur Figuren seiner Zeit sehen und nichts von dem erkennen will, was der Genius des Dichters, reich an Ideen

*) Rabelais, Oeuvres, collationnées sur les éditions originales, accompagnées de notes nouvelles et imprimées d'après l'orthographe des anciens textes; p. M. M. Burgaud des Marets et Rathery. Paris, Firmin Didot Frères etc. 1870.

jeder Art und mit einem allgemeinen Scharfblick ausgerüstet, über seine Zeit und über die Zukunft gedacht und gesprochen hat. „Ein Kunstwerk", behauptete Goethe oft, sagt Kanzler Müller in „Goethe in seiner ethischen Eigenthümlichkeit", S. 19 — „besonders ein Gedicht, das nichts zu rathen übrig lasse, sei kein wahres, vollwürdiges; seine höchste Aufgabe bleibe immer: zum Nachdenken aufzuregen, und nur dadurch könne es dem Beschauer oder Leser recht lieb werden, wenn es ihn zwinge, nach eigener Sinnesweise es sich auszulegen und gleichsam ergänzend nachzuschaffen." Rabelais hat sich bemüht, die Lächerlichkeiten seines Jahrhunderts vielmehr als die Fehler und Mängel einzelner Personen zu schildern. Er deutet selbst darauf hin in seinem Prolog zum ersten Buche, wo er über diejenigen spottet, die in seinem Werke Allegorien suchen wollen, wie man sie in dem Gedichte des Homer gesucht hat. „Rabelais' geistvoller Spott", sagt Charles Nodier (Magazin für die Literatur des Auslandes, 1834, No. 153), „hat man nur zu lange durch abgeschmackte, historische Kommentare erstickt. Man muß den großen Satiriker des Menschengeschlechts sehr wenig gelesen und sehr verkehrt beurtheilt haben, um seinen großartigen Humor nach dem verkümmerten Maßstabe eines kleinlichen Libellisten zu messen. Rabelais sah die Welt und das Leben von einem viel zu hohen Standpunkte an, als daß er die armseligen Intriguen des Hofes zur Unterlage seiner humoristischen Schöpfungen hätte machen können. Allerdings hat er eine Satire gemacht, aber die Satire der Welt, nicht die eines Palastes. Die Kritiker von beschränkten Ansichten, die an den ihnen vorliegenden Werken nicht mehr sehen, als die augenfälligsten Züge und das Materielle der Erscheinung, beruhigen sich gern bei jener Auslegungsart, weil sie nicht zu fassen vermögen, daß ein hochstehender Genius seinen Blick weiter richtet als sie, und in eine Gedankenregion hineinschaut, in die sie niemals dringen. Daher kommt es denn, daß sie in der Meinung, uns den Maßstab für die Beurtheilung des Autors zu bieten, nur den für ihre eigene Beschränktheit liefern, und die interessirt die Welt wahrscheinlich nur wenig. Was kümmert es uns zu wissen, was ein Le Motteux geglaubt hat in Rabelais zu finden, wenn ein Molière, Sterne, Beaumarchais sich nicht daran gekehrt? Die Erläuterungen eines solchen Kommentars können nur für diejenigen taugen, für die der Text nicht vorhanden ist. Es ist keineswegs meine Absicht zu behaupten, daß Rabelais nicht auch Mitlebende und Tagesgeschichten zum Vorwurf seiner Satire genommen. Dergleichen sind für ein satirisches Genie, dem es nicht eben auf Schonung ankommt und das sich gar kein Gewissen daraus macht, eine Lächerlichkeit oder ein Laster aus dem wirklichen Leben zwischen seine Kneipzange zu nehmen, ein gar willkommener Fund. Daher die zahlreichen Anspielungen auf Begebenheiten und Personen, die man scharf ins Auge fassen muß, wenn sie sich zeigen; und meistens sind sie deutlich genug, um ohne großen Aufwand von Gelehrsamkeit verstanden werden zu können . . . . . . Um Rabelais mit Nutzen zu lesen, sein innerstes Wesen zu erkennen, bedarf es nur eines guten Theiles von Skeptizismus und einer gewissen Gewandtheit des Geistes. Das ist nach meinem Dafürhalten der einzige Schlüssel zu diesem Buche."

Es ist, vielleicht mit Ausnahme Rousseau's, wohl selten ein Mann so verschieden und so streng beurtheilt worden wie Rabelais. Die Angriffe des weinenden Philosophen von Genf waren vorzüglich gegen den Einfluß der Encyklopädisten, diejenigen des lachenden Philosophen von Chinon gegen die gelehrten Sorbonnisten und Scholastiker seiner Zeit gerichtet. Beider Männer Streben hatte ein Ziel: sie wollten bessern, und daher tadelten sie die Verkehrtheiten ihrer Zeitgenossen, ihre Sitten und Gebräuche und zeigten offen die Schwächen des Staates und der Kirche mit ihren Institutionen. Sie schlugen einen verschiedenen Weg ein: Rousseau kämpfte ernst und rücksichtslos mit den Waffen eines scharfen Denkers, Rabelais geiselte in seinem Romane, der das Leben eines riesenhaften und in sinnlicher Ueberfülle strotzenden Geschlechtes darstellt, unter der Maske des Scherzes die Thorheiten seiner Zeitgenossen. Dieser erscheint oft als cynischer, gemeiner Spötter, ist aber im Grunde genommen auch ein ernster Geist, unwillig über die Verkehrtheiten, die er belacht, und unzufrieden mit sich selbst, weil er nicht besser ist als seine Zeitgenossen. Rabelais' und Rousseau's Feinde sind in dem Lager der Philosophen des 16. und 18. Jahrhunderts zu suchen. Da nun die meisten Schriftsteller ihrer Zeit diesen Parteien angehören, so dürfen wir vielleicht glauben, daß ein oft zu bitterer Tadel über diese Männer ausgesprochen worden sei.

Von Rabelais' Zeitgenossen finden sich auf der Seite der Tadler: Der Dichter Ronsard, der Pater Garasse, Guy Patin, Moréri, auf der Seite der milden Beurtheiler und Lobspender: Antoine du Verdier und Contant d'Orville.*) Dem Tadel gegenüber, welchen diese Männer über Rabelais wegen seiner Genußsucht aussprechen, ist kaum zu behaupten, daß Rabelais' Leben ganz rein und unbescholten gewesen sei. Er war ein Kind seiner Zeit: als Mönch hatte er lange Zeit im Kloster unter ungebildeten, rohen und genußsüchtigen Mönchen, als Student in Montpellier unter zügellosen Studiengenossen gelebt; er hatte viel Verkehr mit dem Volke gehabt und den Sitten desselben sich anbequemt; er scheute sich nicht, in gewöhnlichen Wirthshäusern (Cabaret de la Cave Peinte) sich aufzuhalten und daselbst wie sein Jean des Entommeures zu singen: „Kommt, laßt uns trinken! habt keine Furcht, daß der Wein fehlen werde, wie auf der Hochzeit zu Kanaan. So viel ich abziehe, so viel füll' ich wieder ein; so bleibt das Faß unerschöpflich, es hat eine lebendige Quelle und dauernde Ader."

Rabelais war jedoch ein großer Freund der Wissenschaften und eifriger Förderer derselben. Durch seine bedeutende Kenntniß der griechischen Sprache hatte er sich bereits einen Namen gemacht; er verstand noch die lateinische, hebräische, italienische, deutsche, spanische und arabische Sprache. Seit seinem Eintritt in das Kloster Basmette studirte er unermüdlich, gab, um sich dem Studium der Naturwissenschaften ganz hingeben zu können, seine Stelle als Sekretär des Bischofs von Maillezais auf und entsagte seiner sorglosen Stellung freiwillig, um als 47jähriger Mann und armer Student in Montpellier sich die Kenntnisse eines tüch-

*) Vgl. Arnstädt, François Rabelais &c., Kap. 6.

tigen Arztes zu erwerben. Die Universität war stolz auf einen solchen Schüler. Von seinem tiefen Wissen in seinem Berufe, seinen reichen Kenntnissen aller Art, sowie von seiner außerordentlichen Belesenheit in den Schriften der Griechen, Römer und seiner Zeitgenossen aus allen Ländern legt sein Werk das beste Zeugniß ab. Vor und vielleicht auch nach ihm hat kein Franzose freier und populärer, aber auch nicht gewandter als er seine Muttersprache geschrieben, und ihm gebührt daher unter den Schriftstellern, welche sich vorzüglich um die Ausbildung der französischen Prosa Verdienste erworben haben, mit vollem Recht die erste Stelle. Pasquier nennt ihn daher „le père de son idiome.“ Es ist darum nicht zu verwundern, wenn die größten und besten Männer dieser Zeit sich um seine Freundschaft bemühten. Kann diese Achtung aber einem Manne gezollt werden, der von einem Ronsard, Pater Garasse u. A. roh und gemein in seinen Sitten geschildert worden ist? „Sein Charakter,“ sagt Demogeot (p. 285), „bleibt ein moralisches Phänomen, welches das 16. Jahrhundert allein der Welt bieten konnte, eine Verbindung von Gelehrsamkeit und Cynismus, oder nach La Bruyère, eine unnatürliche Verbindung von einer feinen und scharfsinnigen Moral; wo er schlecht ist, geht er weit über das Schlechteste, er ist der Reiz der Kanaille; wo er gut ist, geht er bis zum Auserlesenen und Trefflichsten; er kann die Speise der Zartfühlendsten sein.“ (Caractères, p. 19).

Dieselben Widersprüche, welche sich in dem Charakter und Leben Rabelais' zeigen, bieten sich auch in seinem Werke dar. Daher sind auch die Urtheile über diesen Roman sehr verschieden. Drei Jahrhunderte haben nicht hingereicht, die Leser Rabelais' zu einem auch nur annähernd übereinstimmenden Urtheile zu bringen. Die einen haben darin eine Ausschweifung der Phantasie, ein Gemisch von Schnurren und Trivialitäten gesehen, wo hier und da durch den Rausch und die Anfälle der Laune hindurch einige seltene Funken des Witzes, der Beredsamkeit und Verständigkeit leuchten. Andere haben in diesen ungeordneten Abenteuern, Erzählungen und philosophischen Gesprächen einen wohldurchdachten Plan, eine geistreiche Kombination gefunden und behauptet, daß das ganze Werk von dem Verfasser absichtlich so angelegt worden sei, damit er die Tiefe der Gedanken verberge und dadurch den Verfolgungen seiner Feinde entgehe.

Viele berühmte Männer,*) haben sich gegen und für Rabelais ausgesprochen; unter ihnen sind nur wenige, die für den Verfasser des Gargantua nur Tadel hatten, viele jedoch lasen seinen Roman gern und oft und fanden immer von neuem Ideen darin, welche bisher noch nicht ausgesprochen worden waren und erst in späterer Zeit Verwirklichung fanden. Diese verschiedene Beurtheilung gilt auch noch für unsere Zeit und mag wohl zunächst in der Individualität des Lesers, dann aber auch wohl darin ihren Grund haben, daß dieses Buch zu sehr im Lichte der späteren Zeiten betrachtet worden ist. „Wenn der Geist,“ sagt Lenient (p. 62), „von der Mitte des 17. Jahrhunderts, von dieser

*) Vgl. Arnstädt, François Rabelais &c., S. 102—107, wo die Meinungen der bedeutendsten Männer, die sich mit der Lektüre und dem Studium Rabelais' beschäftigt haben, zusammengestellt worden sind.

schönen und harmoniereichen Literatur, wo alles Ordnung, Klarheit und Bestimmtheit ist, zurückgeht, so befindet er sich plötzlich vor diesem Monumente, erbaut aus Schmutz und Marmor, in Nebel gehüllt und mit Licht erfüllt, bemalt mit tausend kabbalistischen Figuren; man hat dann ein Gefühl ähnlich demjenigen der Zeitgenossen Bossuet's und Fénelon's, wenn sie plötzlich aus den majestätischen Alleen von Versailles und aus der eleganten Säulenhalle des Louvre in die alten Haupteingänge unserer Kathedralen, geschmückt mit heiligen Jungfrauen, Thieren, Engeln und Teufeln eintraten. Da würde man sich vielleicht an das kurze Urtheil La Bruyère's halten, ohne das Räthsel zu lösen, ohne sich zu fragen, wie dasselbe Buch auf einmal „le mets des plus délicats et le charme de la canaille" (La Bruyère, Caractères, p. 19) sein konnte. Aber wenn man von dem entgegengesetzten Punkte ausgeht, wenn man schon das Mittelalter durchschritten und die Reihe der Narren, der Cornards und der Basochiens (die ersteren waren Mitglieder einer Brüderschaft in Rouen, die anderen Mitglieder der Korporation der Schreiber in Paris; beide Gesellschaften erkauften das Possenhafte oft mit der Aufgabe alles Anstandes) hat defiliren sehen; wenn man die Ohren noch voll hat von dieser Katzenmusik, diesem Geschrei, diesen schlechten Witzen ohne Ende: dann versteht man, daß dieses Hohnlächeln der Kobolde und Satyrn in guter Laune sich in ein ungeheures Lachen in dem Munde Meister François' verwandelt hat. Losgetrennt von allem, was ihm vorausgeht, scheint er eine wunderbare Ausnahme, ein unreiner und riesenhafter Leviathan zu sein, welcher aus dem Schlamm unter der warmen Sonne der Renaissance geboren worden ist. In die wirkliche Mitte gestellt, läßt er sich sogar mit seinen Bizarrerien, mit seinen Ungleichartigkeiten und mit seinen Obszönitäten erklären."

Das Jahrhundert, in welchem Rabelais' Gargantua und Pantagruel erschien, war das des Kampfes, der starken Opposition gegen das Veraltete, Verkehrte, gegen das aus dem Mittelalter Ueberkommene. Des Erasmus Lob der Narrheit, Reuchlin's und seiner Mitarbeiter „Epistolae obscurorum virorum", Cornelius Agrippa's „De Vanitate Scientiarum" und Theod. Beza's (unter dem Namen Passavantius) „Brief an den Expräsidenten Liset" gehören alle zu dieser Klasse von Schriften. Es war vorzüglich die Aufgabe der Humanisten, den Kampf zu beginnen und fortzuführen. Die Satire schien ihnen der beste Weg zur Erreichung ihres Zieles. Rabelais' Werk ist die bedeutendste und wirksamste Schrift dieser Art: der Staat, die Kirche, die Schule ꝛc. sind Gegenstände seiner Betrachtung, und wie sehr es ihm gelungen ist, dadurch eine Aenderung herbeizuführen, das beweisen die zahlreichen Schriften, welche über Rabelais' Werk vorhanden sind, Schriften, die immer wieder eine neue Seite seiner reformatorischen Wirksamkeit hervorzuheben wissen. Wäre Rabelais ein bloßer Spaßmacher gewesen, würde er wohl so viele edle Geister von Pasquier an bis auf unsere Zeit haben begeistern können? Man muß über ihn und sein Werk anders urtheilen; man darf in ihm nicht einen Spaßmacher allein, sondern auch einen Philosophen und Schriftsteller erster Ordnung erkennen.

Sehr richtig giebt schon der Historiker de Thou den Zweck des Buches

in folgenden Worten an: „Rabelais gab eine sehr geistvolle Schrift heraus, in welcher er alle Stände des Lebens und des Reiches unter erborgten Namen gleichsam auf die Szene bringt und dem Gelächter des Volkes preisgiebt.“ „Wie jeder Satiriker“, so sagt Lenient (p. 62), „trägt auch Rabelais der Klugheit und Belustigung wegen Sorge, seine Orakel wie gewisse kostbare Droguen in eine wunderliche und räthselhafte Umhüllung einzuschließen. Uns kommt's zu, seinem Rathe zu folgen: mit aller Kraft die Knochen zu zerbeißen und das Mark herauszuziehen, wenn wir diese neue Apokalypse des freien Gedankens verstehen wollen.“

Viele, die Rabelais' Werk nur oberflächlich gelesen haben, beachten zu wenig, was der Autor (Prolog zum I. Buche) selbst darüber sagt: „Wohin (denkt ihr in euren Gedanken) zielt wohl dies Wortspiel, dieser Probeschuß? Dahin, daß ihr, meine guten Jüngerlein, wenn ihr die lustigen Titel etlicher Bücher von unserer Erfindung leset, als: Gargantua, Pantagruel 2c. allzu leichtfertig urtheilt, es wird darinnen nichts abgehandelt, als eitel Spottwerk, Narreteiden und lustige Lügenmährlein, hinsichts ihr äußerlich Sinnschild (das ist der Titel) ohn weitere Untersuchung gemeinlich für Possen und Schimpf geachtet wird. Aber also leichtfertiglich ziemt sich nicht Menschenwerk abzuschätzen. . . Derhalb soll man das Buch recht aufthun und was darin aufgeführt sorglich erwägen. Dann werd ihr merken, daß die Spezerey drinn wohl von einem andern und höhern Werth ist, als euch die Büchs verhieß: will sagen, daß die hier beregten Materien nicht allerdings so thöricht sind, als es die Ueberschrift vorgeschützt.“

Sein Buch macht den Versuch, die Fehler und Irrthümer dadurch zu heilen, daß es sie lächerlich macht. Nicht immer hat Rabelais — was auch Jean Paul Friedrich Richter (Vorschule der Aesthetik. Bd. I, S. 268—69) darüber sagen mag — die Grenzen eingehalten, die auch dem Humoristen für seine Laune gesteckt sind, und es trifft ihn mit Recht der Tadel La Bruyère's (Caractères p. 19): „Quelquefois il est le charme de la canaille.“ Die Obszönitäten jedoch, die aus seiner satirischen Feder hervorgingen, sind, wir wiederholen es, zum Theil die Frucht seiner Zeit, in welcher sogar der feingebildete Hof Franz I. keine andere Sprache redete. Der glänzende und dauernde Erfolg seines Buches muß dem zugeschrieben werden, daß der Autor es wohl verstand, in geistreicher Weise für sein Jahrhundert zu sprechen; daß er angenehm zu erzählen und mit wenig Worten tausend Dinge zu sagen wußte, welche, obwohl sie damals nicht ganz verstanden wurden, dennoch ein ungemeines Verlangen einflößten, verstanden zu werden; daß er in allem, was er sagt, eine unverwüstliche Heiterkeit, einen seltenen Reichthum und eine große Verschiedenheit von Kenntnissen zeigt, die alle Leser in Erstaunen setzen mußte. Géruzez (Histoire de l'éloquence politique et religieuse en France, pendant les XIV., XV. et XVI. siècles, t. II, p. 190) sagt: „Rabelais ist ein ungeheures Arsenal, aus welchem Paskal, Molière, Voltaire, Courier abwechselnd ihre Waffen nehmen mußten, um die Vorurtheile und die Mißbräuche zu bekämpfen.“

Jeder Franzose, aus welchem Theile des Königreichs er auch sein mochte, fand überdies in dem Buche seine Weise zu sprechen, manche

Beziehungen auf die Geschichte seiner Provinz. „Wenn nun noch das, was für den ersten Augenblick nur als reine Nebensache angesehen wurde, später sich als die Hülle einer bedeutenden moralischen Vorschrift oder als eine feine Untersuchung darstellt, können sich dann die besten und gelehrtesten Männer des Reizes einer ähnlichen Lektüre enthalten?" (Le Duchat, Vorrede zur Ausgabe von 1711).

Vorzüglich war es Rabelais' Sprache, die dem französischen Leser einen ganz besonderen Reiz darbot. Auf seinen vielfachen Wanderungen suchte Rabelais in den verschiedenen Dialekten Frankreichs diejenigen Wörter und Wendungen, welche seine Muttersprache, die durchaus noch nicht ausgebildet war und die durch die Vorliebe für das Griechische und Lateinische in Gefahr stand, vernachlässigt und verunstaltet zu werden, vollkommener und reicher machen sollten. Diese Wörter und Wendungen wußte er immer so anzubringen, daß sie nie als fremde erschienen und der Klarheit seines Stiles nicht Eintrag thaten. Die Begegnung mit dem limousinischen Schüler, der die Franzensprache durch allerlei Fremdwörter verhunzte, zeigt deutlich, welche Opposition Rabelais einem Ronsard und Genossen, deren Muse, wenn sie französisch spricht, griechisch und lateinisch spricht (sa muse en français parlant grec et latin) zu machen verstand."

Erschienen Rabelais und sein Werk zu geeigneter Zeit auf dem Kampfplatze der Geister jenes Jahrhunderts, und sollte ein Philosoph zur Besserung seiner Zeitgenossen der Mittel sich bedienen, die Rabelais angewandt hat? Johanneau (Esmangart und Johanneau, Edit. Variorum, 1823, T. I, p. XX) antwortet so auf diese Fragen: „In der Mitte so aufgeregter und aus den Grenzen nach allen Richtungen hingedrängter Leidenschaften, in der Zeit als die Verständigen selbst, durch den Strom wider ihren Willen hingerissen, diejenigen erbitterten, welche sie enttäuschen wollten, und diejenigen übermäßig in Begeisterung versetzten, die sie zu ermuthigen glaubten, — wäre Rabelais, muß ich fragen, gehört worden, wenn er eine andere Sprache gesprochen hätte? Der Parteigeist findet immer Sophismen, um die Gründe des Verstandes zurückzuweisen, er hat keine, um die Pfeile eines geraden und gerechten Spottes abzustumpfen. Von wem wäre ein ernstes Werk, voll von Gerechtigkeit, Thatsachen und Grundsätzen gelesen worden? Von einer sehr kleinen Zahl unparteiischer, unterrichteter und verständiger Männer, — und die Gesamtheit der Gesellschaft war in Bewegung: Rabelais wählte den Ton, der ihm geeignet schien, ihm Leser aller Klassen zu verschaffen. Wie sollte er endlich der gefährlichen Sprache der Wahrheit sich bedienen, wie seine freie Zensur über die eingewurzelten Mißbräuche ausüben, ohne seine persönliche Sicherheit zu kompromittiren, ohne das Ziel seines Werkes zu verfehlen, welches unterdrückt worden wäre, wenn er ihm die Parteifarbe aufgedrückt hätte? Rabelais suchte einen Freibrief für seine kühnen Aeußerungen in den häufigen Witzen und Schnurren, in den räthselhaften Wendungen, in den mehr oder weniger natürlichen oder gezwungenen Anspielungen, in den mehr oder wenig versteckten oder direkten Epigrammen. In einer andern Zeit wäre er ein tiefer und interessanter Moralist gewesen: unter Menschen,

die soeben erst aus der Barbarei hervorgingen, mußte er eine burleske Satire schreiben."

Rabelais hat durch sein Werk sich viele Feinde zugezogen. Warum entging er dem Scheiterhaufen, den viele seiner gleichgesinnten Freunde besteigen mußten? Warum dem Gefängnisse, in welchem so viele seiner Gesinnungsgenossen schmachteten? War dies der Grund, daß er das Geschick hatte, mit der Maske der Thorheit die Kühnheit seiner ausgesprochenen Gedanken zu bedecken? Gewiß hat er mehr geschrieben, als nöthig war, um in den Augen der Sorbonnisten, der einflußreichen Mönche und hohen Kirchenfürsten den Scheiterhaufen zu verdienen. Würde er fähig gewesen sein, seine Aussprüche festzuhalten bis zu einem qualvollen Tode auf dem Scheiterhaufen? Was ihn vorzüglich rettete, das war seine gute Laune, der Ruf eines friedliebenden Mannes, der allen Kabalen und Parteien, die im Staate Streitigkeiten und Unruhe herbeizuführen suchten, fremd blieb. Warum sollte ihn der König verfolgen? Er war ein Freund der Monarchie und schilderte in seinem Romane einen guten und für das Wohl seiner Unterthanen trefflich sorgenden Regenten; die vorzüglichsten Dogmen der römischen Kirche wurden von ihm geachtet, aber die Mönche und Geistlichen, die so manche Eingriffe in die königliche Gewalt sich erlaubten, hart getadelt; die Sorbonne, welcher das Collége de France, eine Lieblingsstiftung des Königs, mißfiel, und das Parlament, welches Franz I. gegenüber sich oft widerspenstig zeigte, wurden von Rabelais oft heftig angegriffen, aber der König sah dies nicht ungern. Er ist unparteiisch in jeder Beziehung; greift die Katholiken und Hugenotten in gleicher Weise an, wenn sie durch ihr Auftreten sein Mißfallen erregt haben. Wohl kaum würde er, wie andere Reformatoren, den Scheiterhaufen dem Widerrufe seiner Ansichten vorgezogen haben. Sein Wahlspruch war: „jusqu'au feu exclusivement" (bis zum Feuer ausschließlich). Wenn die Zeiten unsicher wurden, so wandte er sich an seine Gönner, die am Hofe des Königs lebten, oder schlug auch den Weg nach Rom ein. Rabelais blieb unbehelligt, wenn auch seine Feinde ihn hart verklagten. „So geschieht es", sagt Guizot (Annales d'éducation), „daß Aristophanes, wenn er über die Sophisten, die Götter und Sokrates spottete, über die Sophisten und die Götter das sagte, was Sokrates nicht zu erkennen geben durfte, ohne den Giftbecher zu trinken. Die Verfolgung ist manchmal bis auf diejenigen ausgedehnt worden, welche das Lachen erzeugten; aber öfterer sind sie begnadigt worden durch den Schutz derjenigen, welche gelacht hatten. Wenn alles in der Welt abgeschmackt ist, so ist das einzige Mittel, vernünftig zu bleiben, dasjenige, sich als Narren zu geben. Die Heiterkeit erscheint immer leicht, und diejenigen, welche der Wahrheit sogar zu spotten scheinen, erlangen leichter die Erlaubniß, sie zu sagen. Rabelais ergötzte, nachdem er ein sehr wenig regelmäßiges Leben geführt hatte, durch ein wenig frommes Buch einen Kardinal und einen König, welche die Ketzer verfolgen zu müssen glaubten, und der König und der Kardinal vertheidigten ihn gegen diejenigen, welche ihn der Ketzerei anklagten."

Sein historisch-philosophischer Roman ist ein dauerndes Denkmal des menschlichen Geistes und sichert seinem Verfasser, der dadurch seit dem

16. Jahrhundert einen großen Einfluß auf das menschliche Denken und Thun ausgeübt hat, einen bedeutenden Platz in der Geschichte der Philosophie.

Rabelais selbst nennt seine Philosophie „le Pantagruelisme“ (certaine gaité d'esprit confite en mépris des choses fortuites = eine gewisse Heiterkeit des Geistes versetzt mit Geringschätzung unerwarteter Dinge), und seine Schüler nennen sich Pantagruelisten. Nicht nur seine Zeit, sondern auch spätere Jahrhunderte haben sich an diesem Pantagruelismus erfreut, und seine Satire hat auch für unsere Zeit das Interesse nicht ganz verloren. „Der beste Prüfstein aber für den dichterischen Werth einer Satire ist“, sagt Hettner (Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts Bd. I, S. 312), „ob sie auch dann noch ihre ungeschwächte Anziehungskraft behält, wenn dem Leser der Reiz der persönlichen Beziehungen und Anspielungen abgeht.“ Diese Prüfung besteht Rabelais' Gargantua, wie die zahlreichen Ausgaben seines Werkes und die immer neu erscheinenden Schriften über diesen Autor beweisen, ganz vortrefflich, und „es fehlt Rabelais nur, um großer Dichter zu sein, daß er in Versen geschrieben habe; sein Buch ist ein Gedicht in Prosa.“ (Lenient, p. 86).

Es darf hier nicht unerwähnt bleiben, daß im Laufe der Zeit Rabelais' Werk in mehrere Sprachen (vgl. S. 47) übersetzt wurde und daß Rabelais' Gargantua den deutschen Rechtsgelehrten Johann Fischart [1]) (geb. um 1550 und gestorben zwischen 1589—91) veranlaßte, eine Uebersetzung oder richtiger eine freie Bearbeitung dieses merkwürdigen Buches zu liefern. Neben den Namen Hartfisch, Elloposkleros, Huldreich (Verdeutschung von Johannes), die er sich selbst beilegt, kommen noch folgende Zusätze vor: Menczer oder Mentzer und aus Grensing und Gänsserich [2]). Unter den Schriften, welche Fischart in Prosa hinterließ, nimmt die „Geschichtklitterung“ [3]) die höchste Stelle ein, „weil er in ihr, mehr als in jeder andern Schrift, sein ganzes Wesen niedergelegt und das Leben in seiner manigfaltigsten Erscheinung dargestellt hat.“ Er hat die Idee Rabelais', durch die Verspottung der rohen Sitten seiner Zeit auf die

---

[1]) Vgl. Arnstädt, François Rabelais &c, Kap. 4.

[2]) W. Wackernagel, Johann Fischart von Straßburg und Basels Antheil an ihm. Basel. 1870. — Vilmar in der Encyklopädie von Ersch und Gruber I, 51 (1850), S. 169—191.

[3]) Der ganze merkwürdige Titel, der aber nicht vor allen Ausgaben gleichlautet, ist folgender: „Affentheurliche, Naupengeheurliche Geschichtklitterung: Von Thaten vnd Rahten der vor kurtzen, langen vnd jeweilen Vollenwolbeschreyten Helden vnd Herrn: Grandgoschier, Gorgellantua vnd des Eyteldürstlichen, Durchdurstleuchtigen Fürsten Pantagruel von Durstwelten, Königen in Vtopien, jeder Welt Nullatenenten vnd Nienenreich, Soldan der newen Kannarien, Fäumlappen, Diopsodor, Durstling, vnd Oudissen Insuln; auch Grossfürsten im Finsterstall vnd Nubel Nibel Nebelland; Erbvogt auf Nichilburg, vnd Niderherren zu Nullibingen, Nullenstein vnd Nirgendheim. Etwan von M. Frantz Rabelais Frantzösisch entworffen: Nun aber vberschröcklich lustig in einen Teutschen Model vergossen, vnd vngefehrlich obenhin, wie man den Grindigen laust, in vnser Mutterlallen vber oder drunder gesetzt. Auch zu disen Truck wider auff den Amboss gebracht, vnd dermassen mit Pantadurstigen Mythologien oder Geheimnussdeutungen verposselt, verschmidt vnd verdängelt, dass nichts ohn dass Eisen Nisi dran mangelt. Durch Huldreich Elloposcleron. Gedruckt zu Grenflug im Gänsserich. 1677.

Verbesserung derselben hinzuarbeiten, richtig erfaßt und mit Geist und schalkhafter Laune durchgeführt.

Johann Fischart, dessen Leben, soweit es uns bekannt ist, viel ähnliche Züge mit dem des Satirikers Rabelais hat, gehörte wie dieser zu den unterrichtetsten Männern seiner Zeit. Er war beinahe in allen Wissenschaften gründlich bewandert und wußte seinen außerordentlichen Reichthum an Kenntnissen mit der größten Leichtigkeit und Sicherheit zu beherrschen. Er kannte nicht nur die alten Sprachen und ihre Literatur, sondern war auch mit den modernen Sprachen sehr vertraut. In der französischen Sprache muß er, da er Rabelais zu verstehen im Stande war, sehr gründliche Kenntnisse besessen haben; außerdem verstand er noch das Italienische, Holländische und wahrscheinlich auch das Englische. Er hatte, wie sein älterer Zeitgenosse und sein Vorbild, größere Reisen ins Ausland gemacht, vorzüglich aber in den deutschen Landen unter seinen Landsleuten sich tüchtig umgesehen. Eine große Gewandtheit der Sprache befähigte ihn, seine Ideen mit Leichtigkeit auszudrücken, und ein gesunder Humor wußte seine Schriften den Lesern angenehm zu machen. Dennoch scheint Fischart einige Jahre nach seinem Tode vergessen worden zu sein, bis man endlich im 18. Jahrhunderte seine Verdienste wieder zur Anerkennung brachte. Die Schriften Fischart's konnten daher auf die deutsche Sprache und Literatur auch nicht den Einfluß haben, den Rabelais' Schriften in Frankreich ausübten. Während dieser zu allen Zeiten von seinen Landsleuten mit großem Vergnügen gelesen wurde und heute noch gelesen wird, ist Fischart von den seinigen kaum dem Namen nach gekannt. Es mag dies zum Theil seinen Grund haben in dem Nationalcharakter des Franzosen, der mehr Gefallen findet an Witz und Spott, zum Theil aber auch in der Art und Weise der Anlage und Ausführung der Schrift Fischart's überhaupt. Er benutzte in seiner „Geschichtklitterung" die Geschichte Gargantua's nur in der Absicht, daran seine allseitigen Betrachtungen und Sittenschilderungen anknüpfen zu können. Fast jeder Gedanke Rabelais' ist von ihm benutzt, selbst das, was dem französischen Leben eigenthümlich ist, oft verwandt worden, um Züge deutschen Lebens, und zwar in großer Ausführlichkeit und Breite, daran darzustellen. Durch dieses Uebermaß und dieses Fremdartige verliert jedoch die Satire einen guten Theil ihres Interesses und ihrer Wirkung. Die weite, obwohl geistreiche Ausführung eines Gedankens übersteigt die Grenzen, die auch dem Satiriker gezogen sind: er darf nicht ermüden, wenn er wirken will. Fischart ist weit öfter in diesen Fehler verfallen als Rabelais, dessen Stil knapp und gedrängt ist, und der oft nur ahnen läßt, was er sagen will. Man muß Rabelais, es ist wahr, den Vorwurf machen, daß er oft zu frei spricht, ja oft obszön wird, aber ebenso wahr ist es, daß auch Fischart sich davor nicht scheut.

Damit für die Leser nur einigermaßen ein Vergleich zwischen Original und Uebersetzung möglich gemacht werde, lassen wir hier den Eingang des XXVII. Kapitels nach der Bearbeitung Fischart's folgen, der genau dem Eingange des XXIV. Kapitels bei Rabelais entspricht. In nur wenigen Zeilen giebt Rabelais seine Gedanken über die nützliche

und häusliche Beschäftigung Gargantua's bei regnerischem Wetter, während Fischart ganze Seiten darauf verwendet.*)

Rabelais: „Wie sich Gargantua bei Regenwetter die Zeit vertrieb. Begab sich's, dass das Wetter regnicht und trüb war, so bracht man die ganze Zeit vor Mittag wie gewöhnlich zu, ausser dass er ein schön hell Feuer anmachen liess, die Feuchtigkeit der Luft zu mildern. Aber nach dem Mittagsessen blieben sie, statt der sonst üblichen Leibesübungen, zu Haus und unterhielten sich apotherapeutischer Weis mit Heubinden, mit Holzspalten und Sägen und Garbendreschen in der Scheun."

Fischart giebt diese wenigen Gedanken in folgender Art wieder: „Wie Gargantuwal die Zeit anlegt, wann sich Regenwetter regt. Begab's sich dann, dass das Wetter nicht getemperirt, vnfrisch, trüb vnd tropffig war, dabei jener Mahler merckt, dass es geregnet hett, weil der Himmel noch tröpffe, so bracht man die Vormittagzeit, nach obgedachtem ordentlichen brauch zu: Ohn dass er weiter ein schön hell Fewer anmachen liess, die betrübung, Nübelung vnnd fäule dess Luffts zu endern vnd zu leutteren, wie man etwan gantze Wachholderwäld, die Pestilentzische Lufft zu vertreiben, anzünt, vnd den gantzen Birneischen Rontzefall dess Bergwercks halben, auff Phaetontisch Gold darauss zu schmeltzen, vnd wie jener Töringisch Junckherr die Schewr von wegen der grossen Mäuss ansteckt.

Aber nach dem Mittagmahl pflegten sie anstatt ihrer gewonlichen Hewschrecklichen Feldübung vnd Grassverrammelung, Spinnen vnd Schneckenmässig zu Haus zu bleiben, oder in der Stadt vnd nähe herumbzufahren, Vnd auff Apotherapische gesundheitpflegige manier in der Schewren, Tennen, vnd dem vor vnd hinderschopff etwas Leibswäserung halben zu thun zu suchen: da banden sie Garben, schütteten und warffen Korn, wanneten das getretschte, trug einer zwey Malter oder viertheil Frucht auff beyden Achseln, vnd zwey zwischen beyden Armen, halffen ein weil dem Vulcano schmieden, wie der Hörnen Seyfried, der den Ambos drey Klaffter in die Erd schlug, rührten Mörtel, trugen vnd walzten Stein, strigelten die Pferd, haweten Holtz, wie der Apt von Schwartzach, trescheten, vnd anders. Dann sie waren nit dess Reigergeschlechts vnd Mönchischen glaubens jenes Mahlers, der nur wanns regnet, spacieren ging, damit jhm niemand auff der Gassen jrrt. Was soll dies Sawgeschlecht, die Regenwürm? Sonder Fürstenmässig, thaten wie die grossen Potentaten vnd Regenten, welche auff der Bärnhaut nit zu verschimmeln, vnd dass Armbrust ernstlicher anspannung bissweilen nachzulassen, gemeinlich wann jhnen dass jagen erleydet, ein Handwerk oder sonst geschäfft herfür suchen. Da haspelt der Sardanapal, Vespasian flechtet Baderhütlin, Augustus trähet Spindelböltz, der ander glaset Aengster, Carolus V. dichtet lebendige Vhrwerck, einer schleifft Scheren, jener schmiert Stiffel, wie jener Pfaff sein Vesper in die

*) Scheible, Johann Fischart's Geschichtklitterung. Das Kloster VIII. Bd. 29—32. Zelle, p. 341—44.

Stiffeln schmiert, da jhn sein Junker zum Nachtimbs fordern liess: dieser fegt Kisten, etliche stricken Netzgarn, Domitian zimmert Brettspiel, oder lehrt dantzen, die Egyptische König bawen Pyramidische Todtenbeinhäuslin, Scipio Mückenhäusslin aus Schneckenhäusern. Der Schultheiss ladet Miss für kurzweil, dass man jhn fragen muss, wer der Schultheyss sei. Der Burgermeister spitzt Federn vnd messt auss: Jener Algäwisch Vogt bricht Hanff oder Spinnt: Curias delbt Ruben, andere weben, etlich machen Fingerbrillen, viel erdenken weite Seckel vnd Kasten, mancher Registriert das Mettenbuch, oder macht Jährliche Officien vnd Chorbrüllens, newe Calender wie Pfaff Nomine, gross Corpore, klein Heintz. Demetrius König in Asien, spielt mit güldenen Würffeln, die ihm der König Perses schicket, der darnach an den Römern gantz Asien in einer Schantz verspielt. Der gut theil saufft mit Alexandro Magno: viel blendet die Schrifft, darumb lesen und studieren sie desto weniger, sie möchten sonst Schreiber vnd Pfaffen werden: etliche tretten den Einsidlern die Schuh auss vnd flechten Körb: jener Spartanisch König sticht den Zeusslin die Augen auss: Cyrus schneutzt die Bäum: Attalus giesset Puppendocken, etliche Reutter, Schützen vnd Landsknecht ein Schlachtordnung, damit Kunstgemäss vorzustellen, die man mit schnellkugeln vmbschiesse, vnd der ordnung trennung wiese: Severus hetzt Rephüner, wie der König in Franckreich le Coqs die Hanen, zusammen: Argesilaus reut mit den Kindern auff dem stecken herumb, der Görtzisch Graff schleifft mit den Buben auff dem Eyss: Keyser Varius suchet alle Spinnwepp in der gantzen Statt Rom ab, vnnd lasst sie bey dreissig Pfunden wegen: Keyser Heinrich fangt Fincken, König Deiotarus schlegt den Pferden ein, oder bind den Geissen den hinckenden Elnbogen, König Corvinus bind Reben: Keyser Antonius Pius eget: Diocletius helt den Pflug: König Agamemnon setzt Massholderbäum; Keyser Vespasian tauscht Maulesel, Martinus schmidet Harnisch. Affricanus setzt Oelbäum: Hercules setzt Eychen, vnd pflästert die Häfen: Ptolomeus Auletes pfeifft: Maximilian steig nach Gemsen: Nero schlegt auff der Cythar: Epaminundas singt darzu, was die Fürsten geygen, das müssen die Vnderthanen dantzen. König Wilhelm Vischart in Normandy bindet vnd windet die Segelseyl, Europus bawet Laternen. Die Schwedische König giessen Kannen vnd bletzen Pfannen, die Portugalesischen König schütteln nicht wie Keyser Pertinax den Pfeffersack, sondern laden gantz Pfefferschiff auss: die Pardische König Nadeln. Der jung Dionys legt ein, Demetrius wird ein Schwertfeger, wie auch gemeinlich die Alt Teutsche König: Daher heissen sie gern Kündegen, Degenbrecht, Degenhart, Degenward vnd Reckdendegen: vnd die Castilischen Spanier, der Schwaben Bastard Diego, vnd Suarer. Vnd hierumb ist auch jener vnschuldig Poet zu entschuldigen, der dess Keysers Maximilians, Hochlöblichster gedächtnuss, Demut auss seiner Rhetorick nicht anders zu loben wust, als dass er setzt, er hab seinen Pantzer geflickt, vnd den Har-

nisch gefegt: Hats vielleicht bey dem Homero gelernt, der lobt seinen Vlyssem, dass er sein Schiff pletzt. Ja es lehrt die Fraw wol das Netz pletzen, wann der Meister nicht zu Hauss ist."

---

Das Leben Rabelais' ist von verschiedenen Schriftstellern und Herausgebern seiner Werke erzählt worden.*) Die meisten seiner Biographen fußen auf Antoine Leroy, dessen „F. Rabelaesii Gesta" (1649 gedruckt) merkwürdige Einzelheiten über das Leben Rabelais' enthalten. Der Autor, ein Abkömmling von Adrien Leroy, einem Freunde des Kardinals du Bellay, war nach und nach Pfarrer der Chapelle-du-Bois in Maine, Professor der Rhetorik in Angers und Professor der Philosophie an dem Collége d'Harcourt in Paris. Er kannte drei Nachfolger Rabelais' in Meudon persönlich: Michel Colin, Antoine Graudet und Antoine Moreau. Auf Antrieb des Letzteren zog er sich während der Fronde nach Meudon zurück, wo er — und er schätzt sich dies zur Ehre — auf Rabelais' Kanzel predigen, in seiner Schule unterrichten und die „F. Rabelaesii Gesta" in dem Zimmer des Verfassers des Gargantua schreiben konnte. Diese „F. R. Gesta" enthalten jedoch nur einen Theil von dem, was er später (1654) in seine „Rabelaesina Elogia" aufnahm, ein lateinisches Manuskript in der Nationalbibliothek zu Paris (No. 8704), welches, trotz seines steifen und dunkeln Stiles, eine Menge Einzelheiten über das Leben Rabelais' enthält, welche man anderswo vergeblich suchen würde. Dennoch haben Wahrheit und Dichtung vielleicht schon in diesem Werke sich gemischt, denn bereits zu Lebzeiten Rabelais' wurden verschiedene Gerüchte über diesen seltsamen Mann verbreitet, und die mündlichen Ueberlieferungen, welche Leroy benutzen konnte, waren mehrere Jahre nach des Satirikers Tode wohl noch weniger rein und wahr. Spätere Herausgeber seiner Werke (man zählt bis jetzt nahe an 100 Ausgaben) fügten dem Leben des Verfassers noch mehr Unwahrscheinlichkeiten hinzu, sodaß dasselbe fast zu einem sagenhaften wurde. Von den älteren Ausgaben enthalten jedoch diejenigen von le Duchat und le Motteux schätzenswerthe Notizen über Rabelais' Leben; noch mehr sind Regis, der deutsche Ueberseher des Gargantua und Pantagruel, Barré, Burgaud des Marets et Rathery, Herausgeber von Rabelais' Werken, und Noël in seinem „Rabelais, sa Vie et son Oeuvre" redlich bemüht gewesen, der Wahrheit inbezug auf das Leben Rabelais' nahe zu kommen. Bei der Erzählung desselben haben wir all' diese Werke benutzt und versucht, ein Bild seines Lebens zu entwerfen, das nur wahre Züge enthält.

Rabelais' Werk wurde frühzeitig ganz oder theilweise in's Englische übersetzt. Dies beweisen manche in altenglischen Dramen vorkommende Anspielungen. Die erste vollständige nachweisbare Uebersetzung des 1. Buches erschien 1635 oder 1653 und die vollständige Uebersetzung des ganzen Werkes von Thomas Urchard und Pierre le Motteux 1708 in 2 Bänden.

In's Holländische wurde Rabelais' Werk 1682 von Claudio Gallitalo (pseudonym) übersetzt.

*) Vgl. S. 5, Anm. 1

Nur 22 Jahre nach Rabelais' Tode erschien die deutsche Uebersetzung Johann Fischarts, von der wir schon sprachen (vgl. S. 43—47). „Mehr eklektische Paraphrase als Uebersetzung des Gargantua und Pantagruel ist die Arbeit Levin Christian Sander's, die er im letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts als Dr. Eckstein herausgab" (Regis II, p. CLXXV). — Eine Probe einer Verdeutschung des Gargantua und Pantagruel ꝛc. von M. F. Rabelais, in dem Tone des 19. Jahrhunderts steht in: Sächs. Provinzialbll. 1804, Bd. I, S. 201 ff. Bd II, S. 100 ff. — Das Schulblatt der schlesischen Seminare 1864, III, S. 163 ff. gab den Brief Gargantua's an Pantagruel in deutscher Uebersetzung. Die treueste und beste Uebersetzung des ganzen Werkes verdanken wir Gottlob Regis, welcher sie unter dem Titel: „Meister Franz Rabelais der Arzney Doctoren Gargantua und Pantagruel aus dem Französischen verdeutscht, 3 Bde., 1839—41 (Leipzig, Ambros. Barth) herausgab.

Die folgende Uebersetzung der „Gedanken Rabelais' über Erziehung und Unterricht" ist „in dem Tone des 19. Jahrhunderts" und nach der besten Ausgabe, die wir bis jetzt von den Werken Rabelais' besitzen, nach der 2. Ausgabe von Burgaud des Marets und Rathery, Paris, 1870, gegeben worden. Da der Text der zahlreichen Rabelaisausgaben sich überhaupt nicht in großer Unordnung befindet, so weicht auch diese Ausgabe von den übrigen nur an wenigen Stellen ab. Durch die Berücksichtigung dieser Abweichungen und durch die Anwendung der Ausdrücke und Wendungen unserer heutigen Sprache unterscheidet sich diese Uebersetzung von der Regisschen.

Die Anmerkungen sind in sachliche und historische, welche, mit lateinischen Lettern bezeichnet, unter der Uebersetzung stehen, und in rein pädagogische getrennt, die, mit arabischen Ziffern angedeutet, am Ende der Uebersetzung sich befinden. Der Leser dieses Buches soll die Gedanken Rabelais' über Erziehung und Unterricht zu lesen im Stande sein, ohne die zum Verständniß nöthigen Bemerkungen am Ende aufsuchen zu müssen. Von den pädagogischen Anmerkungen besprechen die 17.—21. die Forderungen Rabelais', welche er in seinem Traité d'éducation an den Lehrer und Erzieher stellt, die 24.—31. enthalten die dem Briefe Gargantua's entnommenen Grundsätze, nach welchen Gargantua erzogen worden ist und nach welchen er auch seines Sohnes Erziehung leiten ließ. Damit nun die im Traité d'éducation und dem Briefe Gargantua's zerstreuten Gedanken Rabelais' unter einem Gesichtspunkte betrachtet und zu einer die Gedanken Rabelais' erklärenden Darstellung vereinigt werden könnten, wurde die allgemeine Forderung mit einer arabischen Ziffer bezeichnet, während die Gedanken Rabelais', welche diese Forderung enthalten, zur Vermeidung einer nochmaligen wörtlichen Anführung nur durch Verweisung auf die betreffende Seite des Textes, wo die entsprechende Anmerkungsziffer den nöthigen Anhalt giebt, kenntlich gemacht wurden.

Plauen i. V., Ende April 1877.

**Dr. Fr. Aug. Arnstädt.**

François Rabelais'

# Gedanken

über Erziehung und Unterricht.

---

## A. Verkehrte Erziehung Gargantua's,[1])

geschildert nach Buch I, Kap. 11, 13—15, 21 u. 22.

Kap. 11. Gargantua ward vom 3. bis 5. Jahre in aller gebührlichen Zucht nach dem Willen seines Vaters gepflegt und auferzogen und brachte die Zeit zu, wie es die kleinen Kinder des Landes zu thun pflegen, nämlich mit Trinken, Essen und Schlafen; mit Essen, Schlafen und Trinken, und mit Schlafen, Trinken und Essen.... Kap. 12. Als gegen das Ende des fünften Jahres sein Vater Grandgousier von dem Siege über die Canarier heimkam, besuchte er seinen Sohn Gargantua. Da war er sehr erfreut, wie ein solcher Vater, der einen solchen Sohn erblickt, es wohl sein konnte. Er umarmt, küßt ihn und richtet viele kindische Fragen an ihn über verschiedene Dinge.... Kap. 14. Als Grandgousier seine Antworten vernommen hatte, war er ganz entzückt darüber, denn er erkannte daraus seines Sohnes Gargantua große Fähigkeit und seinen wunderbaren Verstand und sagte zu seinen Gouvernanten: Philipp, König von Macedonien, erkannte seines Sohnes Alexander guten Verstand an der geschickten Behandlung eines Pferdes. Denn dieses Pferd war so wild und unbändig, daß es niemand zu besteigen wagte, weil es alle Reiter zu Falle brachte: dem einen brach es den Hals, dem anderen die Beine, dem dritten den Hirnschädel, dem vierten die Kinnladen. Als dies Alexander im Hippodrom (dem Orte, wo man die Pferde reitet und tummelt) sah, merkte er wohl, daß des Pferdes Toben nur in der Furcht vor dem eigenen Schatten seinen Grund hatte. Daher ließ er es beim Aufsteigen gegen die Sonne laufen, sodaß der Schatten nach hinten fiel, und durch dieses Mittel machte er das Pferd seinem Willen fügsam. Daran erkannte sein Vater den göttlichen Verstand, der in ihm war, und ließ ihn von Aristoteles, der damals vor allen Weisen Griechenlands geachtet war, sehr wohl unterrichten.

Ich sage euch, daß ich aus dem Gespräche allein, welches ich jetzt in eurem Beisein mit meinem Sohne gehabt habe, erkenne, daß in

seinem Verstande etwas Göttliches ist, so sehr ist er durchdringend, fein, tief und klar, und er wird zu dem höchsten Grade von Weisheit gelangen, wenn er wohl unterrichtet wird. Darum will ich ihn irgend einem gelehrten Manne übergeben, der ihn seinen Fähigkeiten gemäß unterrichte, und ich will dabei keine Kosten scheuen.

Alsbald zeigt man ihm einen großen sophistischen Doktor, Thubal Holofernes[2]) genannt, an. Dieser lehrte ihn das A B C so wohl, daß er es auswendig auch rückwärts hersagen konnte, und damit brachte er 5 Jahr und 3 Monate zu[3]); dann las er mit ihm den Donatus[a]), den Facetus[b]), Theodoletus und Alanus in parabolis, und damit brachte er wiederum dreizehn Jahr, sechs Monate und zwei Wochen zu.[3])

Aber merket wohl, zu gleicher Zeit lehrte er ihn auch gothisch schreiben, denn er schrieb alle seine Bücher, weil die Buchdruckerkunst noch nicht im Brauch war......

Darauf las der Lehrer mit seinem Schüler De modis significandi[c])

---

a) Aelius Donatus. Die damals kurrenteste lateinische Schulgrammatik: Aelii Donati de octo partibus orationis libellus. Mainz, Joh. Fust, 1450, 4. und öfter. Aelius Donatus, Grammatiker des 4. Jahrhunderts (um 354 n. Chr.) und Lehrer des heiligen Hieronymus, lebte zu Rom und schrieb noch außerdem de barbarismo et soloecismo, und Kommentare zu Terenz.

b) Facetus, Theodoletus und Alanus in parabolis. Diese Traktate machen einen Theil der Auctores octo morales aus, die in lateinischen Versen mit gleichfalls lateinischer Glosse zu Lyon bei Jean Fabri, 1490, 1536 und 1540, 8. gedruckt erschienen. Verfasser des Facetus war Reinerus Alemanni, † 1212, oder, nach anderen, Johannes de Garlandia, ein englischer Vielwisser des 11. Jahrhunderts. — Unter Theodoletus ist, nach Le Duchat, eine in 345 leoninischen Versen (die geschmacklosen lateinischen Hexameter und Pentameter, in welchen sich Mitte und Schluß mit einander reimen; sie wurden entweder von Papst Leo II. (680) oder einem Kanonikus des Benediktinerordens, Leo oder Leonius (1100) gebraucht, daher ihr Name) geschriebene, Theodulus betitelte Ekloge zu verstehen (Ecloga Theoduli cum notabili commento; Coloniae, Henr. Quentell, 1494, 4), worin Wahrheit und Weisheit gegen die Lüge als Vertheidigerin der heidnischen Fabeln, dem alten und neuen Testamente den Sieg verschaffen. — Etwas lesenswerther als Facet und Theodolet sind die Parabeln des Alanus oder Allan (Alanus ab Insulis oder aus Ryssel), der (geb. 1114, † 1203) unter Heinrich II. von England schrieb. Seine Parabeln wurden vielfach glossirt, 1492 in's Französische (Paris, Ant. Verard), auch in's Deutsche übersetzt und fanden noch 1663 einen Kommentator an Andreas Senftleben von Breslau.

c) Das barbarische Buch De modis significandi hat Joh. de Garlandia zum Verfasser, und auch Erasmus, de colloquiorum utilitate, spricht davon mit Verachtung. Regis II, S. 71. Dieses Buch, sagt Barré, ein Herausgeber des Rabelais S. 30, ist so abgeschmackt, nach Rabelais, daß man aus der Lektüre

mit den Kommentaren des Hurtebise[a]), Fasquin, Tropideux, Gualehault, Jehan le Beau, Billonio, Brelingandus und anderer[4]); damit brachte er über 18 Jahr und 11 Monate zu, und hatte es sowohl gelernt, daß, wenn man ihn prüfte, er es aus dem Kopfe auch rückwärts hersagte. Und er bewies seiner Mutter an seinen Fingern, daß de modis significandi non erat scientia.

Hierauf las er mit ihm den Computus[b]) des Anianus, mit dessen Lektüre er sechzehn Jahr und 2 Monate beschäftigt war, als sein Präzeptor, Thubal Holofernes, im Jahre 1420 starb.

Nach diesem erhielt er einen anderen alten Huster[2]), Meister Jobelin Bridé[c]), welcher mit ihm dann den Hugutio[d]); Hebrardi Graecismum[e]); das Doctrinale[f]); die Par-

des Werkes selbst diesen Schluß ziehen konnte: es ist kein Grund vorhanden, sich mit dem Gegenstande zu beschäftigen.

a) Hurtebise—Brelingandus. Namen, welche erfunden sind und lächerlichen Pedanten, wie die meisten Kommentatoren des Mittelalters sind, beigelegt werden. Barré, p. 30.

b) Liber Aniani, qui Computus nuncupatur, cum commento, auch in's Französische übersetzt unter dem Titel: Compost ecclésiastique, Compost des bergers, war ein astronomisches Handbüchlein für Laien zur Berechnung (Computatio) des Sonn- und Mondenlaufs, der goldenen Zahl 2c. Paris, Alain Lotrian, 1493. — Lyon, Cl. Nourrit 1504, 4. — Le Duchat, ein bekannter Herausgeber des Rabelais'schen Werkes, glaubt, daß hier unter dem Computus vielmehr die Grammatik „Composita verborum" zu verstehen sei, die Halenmusius in den Epistolis obscurorum virorum ebenfalls Joh. de Garlandia zuschreibt.

c) Jobelin Bridé, jetzt Jobard, leichtgläubiger Tropf. Rathery I, p. 139.

d) Hugutio oder Ugucio, aus Pisa gebürtig, Bischof von Ferrara (1220); sein hier gemeintes Buch heißt Liber derivationum: es enthält einen Traktat über Grammatik und ein aus Papiae Glossario gezogenes, mit mehreren meist ungeschickten Etymologien von ihm bereichertes Wörterbuch, die aber der Jakobiner Balbi in seinem Catholicon und Reuchlin im Breviloquus getreulich nachgeschrieben haben.

e) Hébrard oder Everardus von Bethune verfaßte dieses Buch 1212 und gab ihm den Titel Graecismus, weil es eine versifizirte Erläuterung griechischer, oder doch aus dem Griechischen stammender Redensarten enthält. Wieder gedruckt mit Kommentar von Vincent Guillet oder Guillot. Lyon, Jean Dupré und Angoulême 1493. Auf der Schule zu Deventer las man noch 1476 den Graecismus, und Erasmus hat einen Theil seiner Studien darin mitgemacht.

f) Das Doctrinale. Lateinische Anfangsgründe in leoninischen Versen, ungefähr von 1242, als Grammatik, vom Anfang des 13. bis zum Anfang des 16. Jahrhunderts in allen Schulen Europa's verbreitet. Verfasser: Alexander v. Ville-Dieu, Franziskanermönch zu Dol in Bretagne (1240). Cölln bei Heinrich Quentels Erben. 1506. — Wattenbach (Anzeiger für Kunde der deutschen

tes[a]) und das Quid est; das Supplementum[b]); Marmotret[c]); De moribus in mensa servandis[d]); Seneca, De quatuor Virtutibus cardinalibus[e]); Passavantus cum commento[f]) und Dormi secure[g]),

---

Vorzeit Nr. 6. 1875) sagt: Das Doctrinale des Alexander von Villa dei, verfaßt im J. 1209 wurde bald das verbreitetste Schulbuch und den oft widerstrebenden Schülern unbarmherzig eingebläut.

a) Die Partes (scil. orationis) und das Quid est mögen ähnliche, jetzt verschollene Schulkompendien, letzteres in Fragen und Antworten verfaßt, gewesen sein.

b) Das Supplementum Chronicorum des Augustiners Jakob Philipp von Bergamo (1380).

c) Mormotret. Rabelais entstellt hier spöttischer Weise den Titel des Buches: Mammetractus sive expositio in singulis libris Bibliae, authore Marchesino. Mainz, Schöffer, 1470, fol. und Metis 1511, 4. Es war eine Art Anleitung zum Bibellesen und Brevier für die jungen Laienbrüder. Der Verfasser Marchesino, Franziskaner aus Reggio, lebte nach der wahrscheinlichsten Angabe um 1300.

d) Sulpitii Verulani de moribus in mensa servandis, Tischregeln für Knaben in Versen. Das Buch fängt so an:

Quos decet in mensa mores servare docemus,
Virtuti ut studeas litterulisque simul —

und man liest darin folgende Regeln:

Regimen mensae honorabile.

Nemo cibum capiat donec benedicite fiat. Priventur mensa qui spernent haec documenta.

Dum manduca { Vultus hilares habea
Sal cultello capia
Quid sit edendum ne peta
Membra recta sedea
Mappam mundam tenea
Modicum sed crebro biba } tis.

Das Buch findet sich auch in der Ausgabe der Auctores octo morales von 1540. Der Verfasser, Sulpitius von Veroli, Humanist, lebte zu Ende des 15. Jahrhunderts.

e) Der Pseudo-Seneca de quatuor virtutibus cardinalibus ist ein pseudonymer, prosaischer Traktat des Bischofs Martin von Braga (572) und Mardonedo († 583).

f) Passavantus cum commento. Der florentinische Dominikanermönch Jakob Passavanti, der 1357 starb, hatte sich durch lateinische Anmerkungen lächerlich gemacht, womit er die Kommentare von zwei anderen Dominikanern, Thomas Valois und Nikolas Trivet zum Augustinus de civitate Dei ausstattete. Le Duchat glaubt daher, daß Rabelais mit Absicht Passavantus (pas savant) statt Passavantius geschrieben habe. Cum commento (sprichwörtlich überhaupt: wohl konditionirt, mit Sattel und Zeug und allem Zubehör) bezieht sich wohl zunächst auf diese Kommentatorbemühungen. Regis II, S. 74.

g) Das Dormi secure war eine Predigtsammlung für Geistliche. Ihr

für die Feste, und einige andere Schriften dieser Art, durch deren Lektüre er an Weisheit nicht zugenommen hatte.[3])

Kap. 15. Bei alledem bemerkte sein Vater[5]), daß er zwar fleißig studirte und seine Zeit wohl anwandte, jedoch auch, daß er nicht fortschritt, und was noch schlimmer war, daß er davon thöricht, einfältig, träumerisch und närrisch wurde. Als er sich darüber bei Don Philippe des Marais, dem Vizekönige von Papenhöning (Papeligosse)[a]), beklagte, gab ihm dieser zu verstehen, daß es besser wäre, nichts zu lernen, als solche Bücher unter solchen Lehrern zu studiren, denn ihr Wissen sei nur Albernheit und ihre Weisheit nur leeres Stroh, welches die edlen Geister hemme und alle Jugendblüte vernichte.[2]) Und zum Beweise dafür, sagte er, nehmt einen der Jünglinge unserer Zeit, welcher nur 2 Jahr studirt hat, und wenn er nicht ein besseres Urtheil, eine bessere Redner- und Unterhaltungsgabe und besseren Anstand besitzt, so haltet mich für einen unverschämten Schurken[b]). Dies gefiel Gargantua's Vater sehr wohl, und er befahl, daß man es versuchte.

Zum Nachtmahl brachte genannter des Marais einen seiner Pagen, Eudaemon (der Beglückte) genannt, mit sich, der so wohl frisirt und geschmückt, so nett gekleidet, so sauber abgestäubt und so sittsam in seiner Haltung war, daß er mehr einem kleinen Engel als einem Menschen glich. Darauf sagte er zu Grandgousier:

Seht ihr dieses Kind? Es ist noch nicht 12 Jahr alt; wir wollen sehen, wenn's euch gefällig ist, welchen Unterschied es zwischen der Weisheit eurer eitlen Phantasten aus der alten Zeit und den jungen Leuten unserer Zeit giebt[6]). Die Probe gefiel Grandgousier und er befahl

---

Verfasser war Matthias Hus, ein deutscher Franziskanermönch. Erste Ausgabe: Richardi Maidstoni sermones Dormi secure etc. in fol. (wahrscheinlich 1480); dann Nürnberg, Koberger, 1486; Paris, Jean Petit, 1503.

Die Unzweckmäßigkeit damaliger Schulbücher und das Urtheil der Lehrer in der Auswahl derselben wird durch diese Titel hinlänglich charakterisirt. Vgl. Regis Bd. II, S. 69—74 und Oeuvres de Rabelais p. Louis Barré, p. 29—30; Rathery I, p. 137—140.

a) Papeligosse, ein fingirtes Land, von einer Annahme, daß die Bewohner desselben in vollkommener Freiheit leben, die so weit geht, daß sie selbst den Papst ungestraft verhöhnen können. Daher die Uebersetzung des Wortes durch Papenhöning bei Regis.

b) Rathery, t. I, p. 141 giebt die Worte „un taille bacon" durch: „un taillelard ou un effronté coquin=Speckschneider oder unverschämter Schurke wieder. Regis übersetzt: so haltet mich für einen Brenischen Schweineschneider. Die Redensart bezeichnet, sagt er, im Französischen sprichw. einen Bramarbas oder prahlsüchtigen Windbeutel.

dem Knaben zu sprechen[7]). Nachdem Eudaemon seinen Herrn, den Vizekönig, um Erlaubniß gebeten hatte, dies thun zu dürfen, trat er, mit der Mütze in der Hand, mit offenem Antlitz, mit rothem Munde, mit festem Auge und den Blick auf Gargantua gerichtet, in jugendlicher Bescheidenheit vor ihn hin und begann ihn zu loben und zu rühmen erstens wegen seiner Tugend und seiner guten Sitten, zweitens wegen seines Wissens, drittens wegen seines Adels, viertens wegen seiner körperlichen Schönheit, und fünftens ermahnte er ihn dann mit sanften Worten, seinem Vater Ehrerbietung zu bezeigen und ihm gehorsam zu sein, denn dieser zeige eine große Sorge für seinen Unterricht. Zum Schlusse bat er, ihn unter seine geringsten Diener aufzunehmen, denn eine andere Gnade könne er für den Augenblick von dem Himmel nicht erbitten als das Glück, ihm in irgend einer Weise einen guten Dienst erweisen zu können. Dies alles ward mit so schicklichen Geberden, mit so beredter Zunge, mit so deutlichem Ausdruck, in so zierlicher Sprache und feinem Latein vorgebracht, daß man ihn eher für einen Gracchus, Cicero oder Aemilius der Vorzeit als für einen Knaben dieses Jahrhunderts gehalten hätte[16]). Die Haltung Gargantua's ihm gegenüber war eine ganz andere: er begann zu weinen wie eine Kuh, bedeckte das Gesicht mit seiner Mütze und brachte kein Wort über seine Zunge.

Darüber war sein Vater so erzürnt, daß er den Meister Jobelin tödten wollte. Philippe des Marais hielt ihn jedoch durch gute Worte davon zurück, sodaß sich sein Zorn etwas legte. Er befahl aber, daß man ihm seinen Lohn auszahlte und ihn entließe.... Als Meister Jobelin aus dem Hause war, berathschlagte sich Grandgousier mit Philippe des Marais, welchen Präzeptor er seinem Sohne geben sollte, und es ward unter ihnen ausgemacht, daß man dieses Amt dem Ponokrates*), dem Erzieher des Eudaemon übertrüge, und alle beide sollten nach Paris gehen, wo sie sich umthun könnten, wie es zu dieser Zeit mit dem Studiren der jungen Leute in Frankreich bestellt wäre[8]).

Kap. 21. Als der Lehrer und sein Zögling in der Hauptstadt Frankreichs angelangt waren, wollte Gargantua mit den besten Vorsätzen nach Vorschrift des Ponokrates studiren. Dieser aber bestimmte, daß er für die erste Zeit noch nach seiner gewohnten Weise lebe, damit er kennen lerne, durch welches Mittel und Verfahren seine alten Lehrer ihn in so langer Zeit so albern, einfältig und unwissend gemacht hätten[17]).

---

*) Ponokrates, ein Mann, der, wie sein griechischer Name zeigt, Mühe, Anstrengung, schwere Werke besteht und überwindet.

Er theilte also seine Zeit so ein, daß er gewöhnlich zwischen 8 und 9 Uhr sich ermunterte, es mochte nun Tag sein oder nicht. So hatten es seine sophistischen Lehrer mit ihm gehalten und dabei Davids Ausspruch angeführt: „Vanum est vobis ante lucem surgere"[a]). Darauf streckt, wälzt und sielt er sich noch einige Zeit im Bett herum, um seine Lebensgeister zu erfrischen, und kleidet sich dann nach der Jahreszeit an. Darauf kämmt er sich mit einem schwäbischen Kamm, das sind die vier Finger und der Daumen. Denn seine Lehrer pflegten zu sagen, wer anders sich kämmte, wüsche oder säuberte, verlör' die Zeit nur in dieser Welt[b]). Darauf frühstückte er sehr reichlich. Ponokrates machte ihm zwar begreiflich, daß gleich nach dem Aufstehen ein zu reichlicher Genuß von Speisen ihm sehr schädlich sein müßte, weil er noch keine Leibesübungen gehabt hätte. Was? sagte Gargantua, habe ich nicht hinreichende Uebung dadurch gehabt, daß ich vor dem Aufstehen 6 bis 7 mal im Bett mich gewälzt habe? Ist das nicht genug? Der Papst Alexander[c]) machte es auch so auf den Rath seines jüdischen Arztes und lebte, bis er starb, zum Verdruß seiner Neider. Meine ersten Lehrer haben mich daran gewöhnt, weil sie sagten, daß das Frühstück ein gutes Gedächtniß mache; sie tranken dabei zuerst. Ich befinde mich ganz wohl dabei und speise nur desto besser drauf zu Mittag. Und Meister Thubal, der der erste seiner Lizenz in Paris war, sagte mir öfters, der Vortheil läge nicht darin, daß man geschwind lief, wohl aber darin, daß man bei Zeiten auslief.

Als er wohl gefrühstückt hatte, ging er zur Kirche, und man trug ihm in einem großen Korbe ein wohlverwahrtes Brevierbuch nach..... Da hörte er 26 oder 30 Messen. Inzwischen kam sein Horasbeter auf den Platz, und mit diesem sagte er seine Gebete so sonderbar her, daß kein Körnchen davon auf die Erde fiel[9]). Indem er dann durch die Gallerien und Gärten des Klosters ging, sagte er noch mehr denn 16 Paternoster. Darauf studirte er eine kleine halbe Stunde, die Augen starr auf sein Buch gerichtet, aber sein Geist war, wie ein Komiker[d]) sagt, in der Küche. Beim Diner, welches bald darauf folgte, aß er von dem, was gerade die Jahreszeit bot, so viel ihm beliebte, und hörte

a) Vergeblich ist's, vor Tagesanbruch aufzustehen.

b) Rabelais ist unerschöpflich an Ausdrücken bei Schilderungen dieser Art. Wir können ihn weder hier, noch bei der Schilderung der Mahlzeiten, Spiele, Vergnügungen ꝛc. des Gargantua ganz folgen; ebenso geht es uns mit seinem ersten deutschen Uebersetzer, dem ihm ebenbürtigen Satiriker Fischart.

c) Alexander V., welcher den Juden Marsile von Parma als Arzt hatte.

d) Terenz im Eunuchus: Jamdudum animus est in patinis.

alsdann mit Essen auf, „quand le ventre lui tirait“ (wenn ihm der Bauch zog). Im Trinken fand er nicht Maß und Ziel. Kap. 22. Darauf leierte er schwerfällig ein Gratias her, wusch sich die Hände mit frischem Wein und plauderte munter mit seinen Leuten. Darauf wurde ein grüner Teppich auf den Tisch gelegt und ein Haufen Karten, Würfel und Bretspiele herbeigebracht, damit er spiele[10]). Nachdem er also brav gespielt und die Zeit damit hingebracht hatte, fiel es ihm ein, wieder zu trinken..... Darauf legte er sich auf eine Bank oder ein Bett und schlief 2—3 Stunden hintereinander. Wenn er dann wieder munter ward, so schüttelte er ein wenig die Ohren. Inzwischen trug man ihm frischen Wein auf, da trank er besser als zuvor. Ponokrates verwies ihm dies als eine falsche Lebensart, wenn er auf den Schlaf trinke. Aber, sagte Gargantua, das ist das wahre Leben der Väter..... Darauf fing er ein wenig mit Studiren an, sagte auch einige Paternoster vorher..... Dann ritt er aus, und wenn er heim kam, so verfügte er sich in die Küche, um zu sehen, was für ein Braten am Spieße stäke. Darauf speiste er sehr wohl zu Nacht, lud auch wohl einige gute Trinker aus der Nachbarschaft ein, that ihnen Bescheid und plauderte mit ihnen vom Alten und Neuen. — Nach einigen Spielen oder Besuchen, zuweilen auch nach einem Banket, schlief er unabgezäumt bis 8 Uhr am nächsten Morgen.

## B. Erziehungs- und Unterrichtsplan für Gargantua.[11])

Buch I, Cap. 23.

### Wie Gargantua beim Ponokrates einer solchen Lehrzucht genoß, daß ihm nicht eine Stunde vom Tage verloren ging.

Als Ponokrates die falsche Lebensweise Gargantua's erkannt hatte, beschloß er, ihn in seinen Studien anders zu leiten. Für die ersten Tage jedoch duldete er sie noch, da er in Betracht zog, daß die Natur plötzliche Aenderungen ohne große Gewalt nicht zu ertragen im Stande ist. Um jedoch sein Werk besser zu beginnen, ersuchte er einen gelehrten Arzt dieser Zeit, Meister Theodorus*) mit Namen, darauf zu denken,

*) Die Literaturgeschichte kennt einen Theodorus Paedagogus als Erzieher des Kaisers Constantin Porphyrogenneta, — vielleicht daß dieser dem Rabelais hier eingefallen war. Regis. — Le Motteux, der berühmte Uebersetzer des Rabelais in's Englische, glaubt, daß Rabelais diesen Namen, der im Griechischen „Gottesgeschenk“ oder „Gottesgabe“ bedeutet, wählte, um anzudeuten, daß es eine Gunst, ein Geschenk Gottes war, daß Gargantua endlich in die Hände eines besseren Erziehers kam.

wie man den Gargantua, wenn es möglich wäre, auf bessere Wege leiten möchte. Dieser purgirte ihn vorschriftsmäßig mit Nieswurz von Anticyra[a]) und reinigte ihm durch diese Arznei das Hirn von aller Alteration und bösen Gewohnheit. Auch ließ ihn Ponokrates durch dieses Mittel alles vergessen, was er unter seinen alten Lehrern erlernt hatte, wie dies Timotheus[b]) mit seinen Schülern that, welche von anderen Meistern in der Musik unterrichtet worden waren[12]).

Um dies besser in's Werk zu setzen, führte er ihn ein in die Gesellschaft gelehrter Leute, die es dort gab, durch deren Beispiel bei ihm der Wunsch und das Verlangen wuchs, auf eine andere Art zu studiren und sich mehr hervorzuthun[13]).

Darnach brachte er ihn so in's Gleis der Studien, daß er auch nicht eine Stunde vom Tage verlor, sondern seine ganze Zeit mit Kunst und Wissenschaft verbrachte.

Gargantua erwachte nun gegen 4 Uhr des Morgens[18]). Während man ihn abrieb, wurde ihm aus der heiligen Schrift eine Seite laut, vernehmlich und mit dem für jedes Kapitel sich eignenden Vortrage vorgelesen, und damit war ein Page, aus Basché gebürtig, betraut, Anagnostes[c]) genannt. Gemäß dem Worte und dem Inhalte

---

a) Nieswurz (Elleborum) von Anticyra (einer Insel des ägäischen Meeres, wo es vorzüglich wuchs), bekanntes Specificum (Heilmittel für eine bestimmte Krankheit) der Alten, gewissermaßen ihr Schnupftabak, wodurch sie sich das Gehirn zu erleichtern und zum Denken geschickter zu machen glaubten. Karneades z. B. soll es eingenommen haben, ehe er gegen Zeno schrieb. Regis.

b) Timotheus von Milet, Alexanders des Großen Flötenbläser. Seine Schüler mußten ihm doppeltes Honorar zahlen, wenn sie bei ihm nicht nur das Rechte zu lernen, sondern auch das Falsche ihrer früheren Lehrer zu verlernen hatten.

c) Der Sklave, welcher dieses Geschäft bei den Griechen hatte, hieß Ἀναγνω'στης. (Johanneau, ein berühmter Herausgeber der Werke Rabelais', glaubt, daß es sich hier um Pierre Duchâtel oder Castellanus, den Vorleser Franz I. handle). — Basché, ein Kronlehen in Anjou an den Grenzen von Touraine und Poitou, mithin nicht weit von Chinon, dem Geburtsorte Rabelais' gelegen. — Folgendes hierher Gehörige erzählt Erasmus von seinem Freunde, dem Londoner Dechanten Colet an der Paulskirche in einem Briefe an Jodocus Jonas: „Nachdem das Gebet vor der Tafel gesprochen war, mußte ein Knabe ein Kapitel aus den Briefen Pauli oder den Sprichwörtern Salomonis laut und vernehmlich vorlesen. Er selbst wählte dann eine Stelle daraus, die er wiederholte und zum Gegenstande der Unterredung machte, indem er bei Gelehrten und Ungelehrten, wenn diese geistreich waren, nachfragte, wie sie diesen oder jenen Satz verständen. Gegen das Ende der Tafel, nachdem für das Bedürfniß, nicht für die Lüsternheit hinlänglich gesorgt war, nahm er einen an-

dieser Lektion lobte, pries er den Herrn und dankte dem guten Gotte, dessen Majestät und wunderbare Gerichte ihm die Lektüre offenbart hatte[9]). Dann ging er in das heimliche Gemach, um die natürliche Ausleerung zu bewirken. Da wiederholte ihm sein Lehrer, was gelesen worden war, und legte ihm die dunkleren und schwierigeren Stellen aus[15]). Wenn sie zurückkehrten, so betrachteten sie den Stand des Himmels, ob er noch so beschaffen wäre, wie sie ihn am Abende vorher gesehen hätten, und in welche Zeichen an diesem Tage Sonne und Mond einträten[14]).

Wenn dies vollbracht war, ward er gekleidet, gekämmt, frisirt, geputzt und parfümirt; während dieser Zeit repetirte man mit ihm die Lektionen des vorhergehenden Tages. Diese wußte er sogar auswendig und gab dazu allerlei praktische Fälle und Beispiele aus dem gewöhlichen Leben, was manchmal zwei oder drei Stunden dauerte; sie standen jedoch meistens davon ab, wenn er vollständig angekleidet war. Darauf las man mit ihm drei volle Stunden. Hierauf gingen sie aus und sprachen dabei vom Inhalte der Lektüre[15]), begaben sich zur Braque[a]) oder auf Wiesen, spielten mit dem Balle, mit dem Handball, dem Dreiball[b]), übten nun ebenso sehr den Körper, wie sie vorher den Geist geübt hatten[18]). Ihr ganzes Spiel wurde mit Freiheit ausgeführt, denn sie ließen davon ab, wenn es ihnen gefällig war, und hörten gewöhnlich damit auf, wenn sie am ganzen Leibe von Schweiß trieften oder sonst ermüdet waren[17]). Da wurden sie bestens abgetrocknet und abgerieben, zogen frische Wäsche an und schlenderten davon, um zu sehen, ob das Mittagsmahl bereit wäre. Während sie nun darauf warteten, gaben sie einige Aussprüche wieder, die sie aus den Lektionen behalten hatten[15]). Inzwischen kam der Appetit, und sie setzten sich, da die Gelegenheit günstig war, zu Tische. Zu Anfange des Essens wurde irgend eine hübsche Geschichte von alten Heldenthaten vorgelesen, bis er seinen Trunk eingenommen hatte. Dann, wenn es ihm gefällig war, fuhr man in der Lektüre fort, oder sie fingen

---

deren Gegenstand zur Unterhaltung und entließ nun seine Gäste an Leib und Seele gestärkt, so daß sie besser von ihm gingen als sie gekommen waren, ohne den Bauch mit Speisen überladen zu haben. Regis II, S. 112.

a) Bracque. Chien Braque, Spür- oder Leithund. Ein damals bekanntes Ballspiel in der Pariser Vorstadt Saint-Marceau führte diesen Namen, weil es das Bild eines solchen Hundes zum Schilde hatte. Regis. — Mit M. Ad. Berty, sagt Rathery (I, p. 173), glauben wir, daß der Ausdruck: „se deportaient en Bracque“ uns sagen soll, daß sich's hier um den Carrefour (Kreuzstraße) de Bracque handle, welcher Name früher dem Place de l'Estrapade gegeben wurde.

b) Jeu de balle à trois, ein Ballspiel, wo die Spieler im Dreieck sich aufstellten. Rathery.

auch in heiterer Weise zu diskuriren an; man sprach da in den ersten Monaten von Tugend, Kraft, Eigenschaften und Natur alles dessen, was ihnen bei Tische servirt ward: vom Brot, Wein, Wasser, Salz, Fleisch, von Fischen, Früchten, Kräutern, Wurzeln und deren Zubereitung[14]).

Durch dieses Verfahren lernte er in kurzer Zeit die hierauf bezüglichen Stellen im Plinius, im Athenaeus, Dioskorides, Julius Pollux, Galen, Porphyrius[a]), Oppianus[b]), Polybius, Aristoteles, Heliodorus[c]), Aelianus und vielen anderen kennen. Nach solchen Gesprächen ließen sie, um von der Wahrheit sich zu überzeugen, genannte Bücher oft auf dem Tische auslegen und aufschlagen, wodurch er die gelesenen Stücke so wohl und so vollständig in's Gedächtniß einprägte, daß es damals nicht einen Arzt gab, der zur Hälfte soviel gewußt hätte als er[15]). Hierauf sprachen sie von den am Morgen gelesenen Lektionen und endeten ihre Mahlzeit mit einer Quittenlatwerge[d]); dann reinigte er seine Zähne mit einem Mastixstengel[e]), wusch Hände und Augen in klarem und frischem Wasser und brachte Gott in einigen guten, zum Lobe göttlicher Huld und Milde verfaßten Liedern seinen Dank dar[9]).

Wenn dies vorüber war, so trug man Karten auf, nicht um zu spielen, sondern um daraus viel tausend kleine Fündlein und Artigkeiten zu erlernen, die alle in die Rechenkunst einschlugen, wodurch er diese Zahlenweisheit sehr lieb gewann und sich alle Tage die Zeit nach dem Mittag- und Abendessen damit ebenso angenehm vertrieb, wie früher mit Würfeln und Karten, und dadurch soviel Theorie und Praxis davon erlernte, daß der Engländer Tunstal[f]), der ausführlich darüber

---

a) Porphyrius, Platoniker des 3. Jahrhunderts. Sein Buch: „Von der Enthaltung vom Fleischessen" scheint hier berücksichtigt worden zu sein. Regis.

b) Oppianus, cilicischer Dichter des 2. Jahrhunderts, schrieb Gedichte über Jagd und Fischfang.

c) Heliodorus, Bischof von Tricca in Thessalien im 4. Jahrh. nach Chr., Verfasser eines griechischen Liebesromans, Teagenes und Chariklea oder Aethiopica. Die erste Ausgabe dieses Romans war in Basel 1534 erschienen. Regis.

d) Confection de cotoniac. Quittenbrot oder Marmelade, ein früher sehr beliebtes Konfekt, kommt öfter bei Rabelais vor, z. B. B. II, Kap. 28; IV, 32. (Confiture de coings d'Orléans).

e) Tronc de lentisque; pistachier d'Orient, Mastixbaum, auch lentisque. Die Römer machten sich daraus Zahnstocher, welche sie denen aus Federkielen vorzogen. Lentiscum melius, sagt inbezug darauf Martial (Ep. 22, I. XIV.) Rathery.

f) Tunstal oder Tonstal, geb. 1476, Bischof von Durham und Kanzler des Erzbischofs von Canterbury, Sekretär Heinrichs VIII., Mathematiker und Philosoph. Er ist Verfasser des Buches: De arte supputandi libri quatuor. Lond. 1522 u. Paris 1529. Auf diese Schrift bezieht sich hier Rabelais.

geschrieben hat, bekennen mußte, er verstehe davon nicht mehr als vom Hochdeutsch[a]). Und nicht allein darin war er bewandert, sondern auch in den anderen mathematischen Wissenszweigen, wie Geometrie, Astronomie und Musik; denn während sie die Zersetzung und die Verdauung der genossenen Speisen abwarteten, machten sie tausend kleine zierliche geometrische Instrumente und Figuren, wandten auch die astronomischen Formeln an[14]). Nach diesem erheiterten sie sich musikalisch zu vier, fünf Stimmen oder sangen über ein Thema so laut und so lange als es die Stimme hergab. Was die musikalischen Instrumente betraf, so lernte er folgende spielen: die Laute, das Spinett, die Harfe, die deutsche und die neunlöcherige Zwergpfeife, die Viole und die Baßposaune[15]).

Nachdem diese Stunde also angewandt und die Verdauung und Ausleerung vorüber waren, ging er 3 Stunden lang wiederum an sein hauptsächliches Studium, theils um die Morgenlektion zu wiederholen und das angefangene Buch durchzulesen, theils auch schreibend die alten römischen Buchstaben fleißig zu zeichnen und formiren zu lernen[16]).

Wenn sie damit fertig waren, verließen sie ihr Quartier mit einem jungen Edelmanne aus Touraine, Gymnastes genannt, seinem Waffenträger, welcher ihn in den Künsten eines Ritters unterrichtete. Da wurden die Kleider gewechselt, und er bestieg ein Rennroß, einen Spanier, ein Barberroß, einen Hengst, ein leichtes Pferd; dem gab er hundert Karrièren, ließ es frei springen, über den Graben setzen, Pfähle überspringen, kurz im Kreise traben links und rechts[18]). Da brach er nicht etwa eine Lanze (denn es ist die größte Thorheit von der Welt, wenn jemand sagt: ich habe 10 Lanzen im Turnier oder im Kampfe gebrochen, — ein Zimmermann könnte dies auch thun — aber ein wahrer Ruhm ist's, mit einer Lanze 10 seiner Feinde getödtet zu haben), sondern mit einer starken stählernen Lanze sprengte er ein Thor auf, durchstach einen Panzer, warf einen Baum nieder, stach einen Ring ab und entführte einen Rüstsattel, eine Halsberge[b]), einen Handschuh, und dies alles that er, obwohl er vom Scheitel bis zum Fuße geharnischt war[16]).

Auch in anderen kleinen Reiterkünsten that er's allen zuvor, und der Bereiter von Ferrara[c]) war nur ein Affe mit ihm verglichen.

a) Sprichwörtlich in Frankreich, wie wir „Böhmische Dörfer" oder „Griechisch" sagen.

b) Halsberge, eine aus Ringen bestehende Rüstung vom Kopf bis unter die Knie reichend.

c) Le voltigeur de Ferrare, vielleicht ein italienischer Reiterkünstler, der am Hofe des Königs Franz I. sich gezeigt, oder den Rabelais auf seinen Reisen nach Italien gesehen hatte.

Besonders war er wohl geübt, von einem Pferde schnell auf das andere überzuspringen, ohne den Boden zu berühren, und solche Pferde nannte man Desultorios[a]), mit der Lanze in der Faust ohne Steigbügel sich auf's Pferd zu schwingen und ohne Zaum nach seinem Willen das Roß zu lenken. Solche Wagstücke dienen zur kriegerischen Uebung[16]). Einen anderen Tag übte er sich mit der Streitaxt, die er so wacker schwang, so kräftig nach jedem Stoße wieder einholte, so gewandt im Rundhieb schwenkte, daß er im Felde und in allen Proben für einen geschlagenen Ritter galt.

Dann schleuderte er die Pike, schlug heftig mit dem breiten zweihandigen Schwert, mit dem Bastardschwert[b]), dem spanischen, mit dem kurzen Degen, dem Dolche, mit und ohne Harnisch, mit Schild, im Mantel[c]), mit Rundeln[d]).

Er jagte Hirsche, Rehe, Bären, Eber, Hasen, Rebhühner, Fasanen, Trappen. Den großen Ball mußte er mit der Faust werfen und mit dem Fuße geschickt stoßen lernen.

Er rang, lief, sprang, nicht etwa auf drei Schritt einen Sprung, nicht auf einem Beine, nicht den Schwabensprung[e]), (denn solche Sprünge, meinte Ponokrates, wären untauglich und unnütz im Kriege), sondern mit einem Satze schnellte er über einen Graben, flog über einen Zaun, sprang 6 Schritt an einer Mauer hinan und erklomm ein Fenster in der Höhe eines Speeres.

Er schwamm in vollem Strome, auf dem Bauche, auf dem Rücken, auf der Seite, mit dem ganzen Leibe, mit den Füßen allein, mit einer Hand in der Luft, worin er ein Buch hielt; so ruderte er, ohne daß dies naß ward, über den ganzen Seine-Fluß und zog seinen Mantel mit den Zähnen nach,

---

a) Dergleichen zum Ab- und Aufspringen dressirte Pferde (equi desultorii) kommen bei Suetonius vor, und die Springer (desultores) bei Livius. Die Numiden und die alten Gallier waren darin besonders geübt.

b) Bastardschwert nannte man, nach Le Duchat, eine Art Klingen, die weder französisch, noch spanisch, noch landsknechtisch, sondern größer als diese waren. Die Bastardschwerter waren die größten Schwerter damaliger Zeit. Regis II, S. 113 u. 136.

c) Im Mantel, der, um den linken Arm gewickelt, als Schild diente.

d) Rundeln oder Rondelen (Fischart: Rondtartschen), eine Art kleiner, runder Schilde.

e) Schwabensprung. Sprichw.: (Saut d'Allemand), d. i. vom Bett zum Tisch, wie Panurg (Gargantua und Pantagr. II, 9) springt. (Panurg schlief bis zur Stunde des Mittagsmahls, sodaß er nur 3 Schritte und einen Sprung vom Bett zur Tafel machte.)

wie Julius Cäsar[a]); darauf schwang er sich mit einer Hand mit großer Gewalt in einen Kahn, stürzte sich daraus von neuem in's Wasser, den Kopf voran, sondirte den Grund, untersuchte die Klippen, tauchte in die Abgründe und Strudel unter, drehte dann den Kahn und lenkte ihn, fuhr schnell, langsam, stromauf, stromab, hielt ihn an in vollem Schuß, lenkte ihn mit einer Hand, mit der anderen handhabte er ein mächtiges Ruder, spannte das Segel, stieg an den Stricken zum Mast hinan, lief auf's Gestänge (die Raaen), justirte den Kompaß, brachte die Bolinen[b]) unter den Wind und spannte den Helmstock[c]).

Wenn er dann aus dem Wasser kam, so lief er mit Macht den Berg hinauf und gleichen Sprunges wieder hinunter, erkletterte die Bäume wie eine Katze, sprang wie ein Eichhörnchen von einem zum anderen, schlug die großen Aeste herab wie ein anderer Milo[d]), stieg mit zwei wohlgestählten Dolchen und zwei proberechten Reiterböcken (Stecheisen) auf den Forst eines Hauses hinan wie eine Ratte und wieder herunter mit so geschickt verschränkten Gliedern, daß ihm kein Fall geschadet haben würde.

Er warf den Speer, die Stangen[e]), den Stein, den Spieß, den

---

a) Plutarch erzählt vom Cäsar in dessen Leben, daß er, im Treffen bei der Insel Pharos hart bedrängt, um den Seinigen zu helfen, vom Walle in einen Kahn gesprungen sei. Weil aber die Aegypter von allen Seiten auf ihn eindrangen, so stürzte er sich in's Meer und rettete sich durch's Schwimmen. Bei dieser Gelegenheit soll er Schriften, die er bei sich hatte, nicht verloren haben, denn er hielt sie mit der einen Hand über dem Wasser, während er mit der anderen ruderte.

b) Bolinen, Bulienen, Boleinen; an der Seite der Raasegel befestigte Taue, die dazu dienen, die Segel bei Wind gespannt zu halten. Sie unter den Wind bringen heißt, ihnen eine solche Richtung geben, daß dadurch das Segel die günstigste Stellung erhält.

c) Helmstock, Steuerruder. Helm heißt auf verschiedenen kleinen Fahrzeugen das Steuer oder Ruder, und die Ruderpinne (Ruderzapfen) derselben wird der Helmstock genannt.

d) „Milo (Athlet von Croton in Unteritalien) tödtete bei den olympischen Spielen einen Stier mit einem Faustschlage, trug ihn dann ein Stadium (125 Schritt) weit auf den Schultern und aß ihn noch denselben Tag ganz auf. In seinem Alter wollte er seine Kraft an einem Baume versuchen, spaltete ihn mitten durch, blieb aber mit den Händen im Schafte eingeklemmt, woran er starb.“

e) Das Stangenwerfen ist noch in Saintonge eine Leibesübung der Winzer. Der eiserne Stab, den man sonst zum Rebenpflanzen braucht, ist gegen 4 Fuß lang, 10—15 Pfund schwer, und wer ihn am weitesten oder höchsten so wirft, daß er beim Niederfallen mit der Spitze in die Erde fährt, hat den als Preis ausgesetzten Wein gewonnen. Fischart nennt diese Stangen Glingstangen.

Wurfpfeil, die Hellebarde, traf beim Schießen mit dem Bogen in's Schwarze, spannte die schweren Ballester[a]) auf der Hüfte, zielte aus freier Hand mit der Büchse, richtete selbst die Kanone, schoß nach der Scheibe, dem Psittich[b]), von Thal zu Berg, von Berg zu Thal, nach vorn, nach der Seite, nach hinten wie die Parther.

Man band an einen hohen Thurm ein Tau, das bis zur Erde reichte; an demselben kletterte er mit beiden Händen hinan, dann fuhr er wieder so stramm und sicher daran herunter, daß dies auf ebener Wiese nicht besser ausgeführt werden könnte. Man legte einen starken Balken zwischen zwei Bäume, daran hing er sich mit den Händen und rutschte, ohne mit den Füßen irgendwo anzustoßen, so flink daran hin und wieder, daß man ihn im gestreckten Laufe nicht ereilt haben würde.

Auch um sich die Lunge und den Thorax (Brust) zu üben, schrie er außerordentlich laut. Ich hab' ihn einmal den Eudaemon von der Sankt Viktorspforte her bis zum Montmartre rufen hören. Stentor[c]) im Treffen zu Troja hatte fürwahr noch lange keine solche Stimme.

Und um die Flechsen zu kräftigen, hatte man ihm ein Paar große Bleimulden gegossen, die er Halteres[d]) nannte. Dieselben nahm er von der Erde auf, in jeder Hand eine, und hob sie über den Kopf in die Höh' und hielt sie so ohne Regung drei Viertelstunden und länger empor. Das war eine unnachahmliche Stärke.

Er spielte mit den Glingstangen[e]), rang mit den Allerstärksten, und wenn's zum Falle kam, stand er so fest auf seinen Füßen, daß er sich einem jeden Abenteurer ausbot, damit er ihn von der Stelle brächte, wie Milo weiland. Nach dessen Beispiel nahm er auch wohl einen Granatapfel in die Hand und versprach ihn dem zu geben, der ihn herausbrächte.

Wenn er nun so die Zeit verbracht, sich getrocknet, abgerieben, abgewischt und die Kleider gewechselt hatte, zog man ganz langsam wieder heim, und sie nahmen ihren Weg gewöhnlich über Wiesen oder Oerter,

---

a) Ballester = Armbrüste mit Stahl- oder Fischbeinbogen, im Mittelalter ein Festungsgeschütz, womit Wurfspieße, auch Steine geschleudert wurden, und das man sonst nur mit Hilfe von Maschinen spannen konnte.

b) Psittich = Papagei (psittacus), Schützenvogel.

c) Ilias V, 784—86.

d) Littré schreibt haltères. Bleimulden oder auch Bleimollen heißen in der Hüttensprache die großen viereckigen oder runden Bleikuchen, in die dies Metall zum Verkaufe geschmolzen wird. Als Halteres (ἁλτῆρες, halteres), Sprunggewichte, mit denen sich die Alten im Springen (ἅλλεσθαι) übten, hat sie, wenn auch in kleinerer Form, die Turnkunst in Deutschland wieder hervorgesucht. Regis.

e) Vgl. S. 64, Anm. e).

wo Kräuter und Gras wuchsen. Da betrachteten sie die Bäume und Kräuter und hielten sie gegen die Bücher der Alten, die davon geschrieben haben, wie Theophrast, Dioskorides, Marinus[a]) Plinius, Nikander[b]), Galenus, Macer[c]) und brachten alle Hände voll davon nach Hause, wo sie ein Edelknabe, Rhizotomus[d]), aufbewahrte, wie auch die Hacken, Karste, Pickel, Radehacken, Spaten und anderes Geräth zum Botanisiren[14]). Sobald sie nun zu Hause angekommen waren, wiederholten sie, während man das Nachtmahl zubereitete, einige Punkte von dem, was sie gelesen hatten, und setzten sich dann zu Tische[15]). Es ist jedoch hier zu bemerken, daß sein Diner nüchtern und mäßig war, denn er aß nur so viel, daß sein Magen zufrieden gestellt wurde, aber sein Nachtmahl war vollauf und reichlich, denn er aß dann soviel, als ihm zu seiner Leibesnahrung und zu seinem Unterhalt nöthig war. Dies ist auch die wahre Diät nach guter und zuverlässiger Vorschrift der Arzneikunst, soviel auch ein Troß gimpelhafter Aerzte, in der Araber[e])-Werkstatt versauert, dawider meinen und belfern mögen.

Während der Mahlzeit ward die Lektüre, die man beim Diner begonnen hatte, fortgesetzt, solange es ihnen gefällig war, und die übrige Zeit mit guten, gelehrten und nützlichen Reden verbracht. Darauf, nach verrichtetem Dankgebet, fing man wiederum zu singen und auf einem wohlgestimmten Instrumente zu spielen an, oder man gestattete sich einen kleinen Zeitvertreib mit Karten, Würfeln und Bechern; sie blieben dabei in vollem Jubel beisammen und unterhielten sich bisweilen damit bis zum Schlafengehen[17]). Bisweilen besuchten sie auch die Versammlungen gelehrter Leute und solcher, die fremde Länder gesehen hatten[13]).

Um Mitternacht, bevor sie sich zur Ruhe begaben, stiegen sie auf

---

a) Marinus, Philosoph des 5. Jahrhunderts.

b) Nikander von Kolophon, Cic. Or. I, 16, griechischer Arzt, Grammatiker und Dichter, um 160 v. Chr., schrieb auch vom Landbau. Von seinen Schriften sind noch übrig Theriaca und Alexipharmaca.

c) Macer, Aem. v. Verona, lateinischer Dichter, Zeitgenosse Virgil's. Das hier gemeinte, von Rob. Stephanus herausgegebene Gedicht „De virtutibus herbarum“ ist jedoch unecht und ihm untergeschoben.

d) Rhizotomus (Wurzelschneider — aus ῥίζα und τέμνω).

e) Dies sind, nach Le Duchat, die Araber Avicenna und seine Sekte im Gegensatz zu Galen und dessen Schule, welche die ältere Sitte, mittags wenig zu essen und des Abends eine Hauptmahlzeit zu halten, dringend empfahlen. Erst durch die Gothen war der Gebrauch aufgekommen, zweimal des Tages zur Tafel zu gehen. Regis II, S. 115. Dieser übersetzt hier: in der Sophisten-Werkstatt versauert.

den freiesten und höchsten Söller des Hauses, um des Himmels Antlitz zu beschauen, und gaben da auf die Kometen acht, wenn es solche gab, auf die Figuren, Aspekten, Stellung, Oppositionen und Konjunktionen der Gestirne[14]).

Dann wiederholte er kurz, nach der Pythagoräer Art, mit seinem Lehrer alles das, was er im Laufe des Tages gelesen, gesehen, erfahren, gethan und gehört hatte[15]); auch riefen sie Gott den Schöpfer im Gebet an, stärkten ihren Glauben an ihn und priesen seine unendliche Güte; gleichwie sie ihm Dank für alles Vergangene sagten, so befahlen sie sich auch für die Zukunft seiner göttlichen Gnade und Huld[9]). Wenn dies vollbracht war, so gingen sie schlafen.

## Kap. 24.

## Wie sich Gargantua bei Regenwetter die Zeit vertrieb.

Begab sich's, daß das Wetter regnerisch und trüb' war, so brachte man die ganze Zeit vor Mittag wie gewöhnlich zu, ausgenommen daß er ein schönes und helles Feuer anmachen ließ, um die Feuchtigkeit der Luft zu mildern. Nach dem Mittagsmahle jedoch blieben sie, anstatt der sonst gebräuchlichen Leibesübungen, zu Hause und unterhielten sich apotherapeutischer[a]) Weise mit Heubinden, Sägen und Spalten des Holzes und mit Garbendreschen in der Scheune[18]). Dann trieben sie die Malerei und Schnitzkunst, oder brachten auch das alte Spiel der tali[b]) wieder auf, wie Leonicus[c]) es beschrieben und unser guter

a) Apotherapeutischer Weise, diätetisch, zur Leibesstärkung. Die griechischen Aerzte verstehen unter Apotherapie (*ἀποθεραπεία*) die Anwendung stärkender Mittel nach vorhergegangener Ermattung.

b) Das Spiel der tali (Knöchlein oder Würfel), ludus talarius, soll in Lydien schon vor dem trojanischen Kriege bekannt gewesen sein. Die Alten nahmen zu diesen Würfeln das Springbein (talus) aus den Hinterfüßen gewisser Thiere. Die vier dazu erforderlichen sechsseitigen Würfel waren nur auf 4 Seiten bezeichnet, wodurch es sich von den tesseris unterschied, einem Spiele, das nur mit 3, aber auf allen sechs Seiten bezeichneten Würfeln gespielt ward. Die eine Seite war mit 1, die gegenüberstehende mit 6, die beiden anderen mit 3 und 4 bezeichnet. Der glücklichste Wurf (Venus, jactus Veneris) war es, wenn alle 4 Seiten eine andere Zahl hatten, als: 1, 3, 4, 6. Der unglücklichste (canis), wenn auf allen 4 Seiten einerlei Zahl stand. Regis, Bd. II, S. 115.

c) Nicola Leonico, Venetianer und Professor zu Padua, hat über dieses Spiel geschrieben: „De ludo talario." † 1531.

Freund Lascaris[a]) es zu spielen pflegt. Beim Spielen selbst gedachten sie der Stellen in alten Autoren, wo dieses Spieles Erwähnung gethan oder ein Gleichniß daraus entlehnt wird[15]).

Zuweilen gingen sie auch aus und sahen, wie man die Metalle schmolz und schied, oder Geschütze goß, oder sie besuchten die Goldschmiede, die Juweliere, Steinschneider, Alchymisten und Münzer, desgleichen die Weber, Sammet- und Tapetenwirker, die Uhrmacher, Spiegelschleifer, Orgelbauer[b]), Drucker, Färber und mehr dergleichen Handwerker[c]) und überall, wohin sie kamen, theilten sie Trinkgelder aus, wogegen sie die Industrie und die Erfindungen der Gewerbe betrachteten und einsehen lernten[14]).

Sie wohnten auch den öffentlichen Lektionen, den solennen Schulfeierlichkeiten, Repetitionen, Deklamationen, Zeugenverhören geschickter Anwälte, den Predigten der evangelischen Prediger bei. Auch ging er durch die Säle und Schulen, wo gefochten ward, schlug sich daselbst auf alle Waffen mit den Meistern und bewies ihnen augenscheinlich, daß er davon soviel als sie, ja noch mehr verstand[16]). Statt zu botanisiren, gingen sie dann in die Spezereigewölbe, zu den Kräuterhändlern und Apothekern, untersuchten da aufmerksam die fremden Wurzeln, Blätter, Früchte, die Sämereien, die Harze, Salben und wie man sie verfälscht. Er besuchte auch die Gaukler, Taschenspieler und Marktschreier und betrachtete ihr Treiben, ihre Finten, Gesten, Kapriolen und ihr edles Mundwerk[14]), sonderlich derjenigen von Chauny[d]) in der Picardie,

a) Lascaris, Andreas Johann, war Bibliothekar Franz I. und wurde schon von Ludwig XII. als Gesandter nach Venedig geschickt. Rabelais, sagt Rathery, würde diesen Titel nicht annehmen, wenn er nicht das Recht dazu gehabt hätte. Vielleicht haben sie sich in Paris kennen gelernt, wo sich Lascaris im Jahre 1528 aufhielt.

b) Rabelais, so glaubt Rathery, meint hier die Verfertiger der doppelt gezwirnten Kettenseide, oder auch die Webstuhlbauer.

c) Man glaubt, daß der Verfasser die bekannte Vorliebe des Königs Franz I. für Künstler und Handwerker bei dieser Schilderung der Besuche Gargantua's im Auge gehabt habe. „Er wußte," sagt von ihm P. Daniel, „in allen Künsten die Kunstwörter, Werkzeuge ꝛc., da er gelegentlich nach allem fragte."

d) Chauny in der Picardie. Man sagt noch jetzt in Frankreich sprichwörtlich: die Affen von Chauny — in Folge eines sehr alten Geschichtchens, das die Memoiren der Keltischen Akademie No. 16, p. 95 erzählen. Nach diesem soll einmal die Stadt Chauny, als sie sich eine Anzahl Schwäne (cignes) zur Zierde ihrer nächsten Teiche aus Paris verschrieben hatte, aus Versehen des Konzipienten einen Karren voll Affen (cinges) erhalten haben, denn man schrieb dies Wort ehedem mit dem c. Regis. — Rathery sagt dagegen: die Gaukler, Taschenspieler und Marktschreier von Chauny hatten sich einen Ruf erworben; man sagte von ihnen sprichwörtlich: les singes de Chauny.

denn diese sind von Haus aus die allergrößten Schwadronirer und Possenreißer, was den Punkt der grünen Affen[a]) anbelangt. Wenn sie dann zum Abendbrot heimkamen, aßen sie viel mäßiger als die anderen Tage und mehr austrocknende und weniger nahrhafte Speisen, damit die unvermeidlich dem Körper mitgetheilte feuchte Luft dadurch verbessert würde und ihnen nicht nachtheilig wäre, weil sie zuvor nicht, wie gewöhnlich, eine Leibesübung gehabt hatten.

So ward Gargantua geleitet und schritt täglich weiter vor auf diesem Wege und zog Nutzen daraus, denn man muß wohl einsehen, daß ein junger Mann seines Alters und von so guten Geistesgaben bei unausgesetzter Uebung Fortschritte machen muß; diese Uebung, obgleich sie anfangs beschwerlich schien, wurde doch im Verlauf so süß, leicht und ergötzlich, daß sie mehr eine Kurzweil für einen König als eines Schülers Zucht zu sein schien. Damit er jedoch ihm eine Erholung von so schwerer Geistesarbeit gewähre, erkor Ponokrates in jedem Monat einen schönen hellen Tag aus, an dem sie am Morgen aus der Stadt aufbrachen und entweder nach Gentilly[b]) oder Boulogne, Montrouge, oder nach der Brücke von Charenton, nach Vanves oder St. Cloud gingen. Da brachten sie den ganzen Tag in aller nur ersinnlichen Lust mit Schäkern, Jauchzen, Spielen, Singen, Tanzen und Rundatrinken hin, lagen auf den Wiesen und erheiterten sich mit allerlei Spielen[17]).

Obschon dieser Tag ohne Bücher und Lektion verbracht wurde, verging er dennoch nicht ganz ohne Nutzen. Auf diesen schönen Wiesen nämlich erinnerten sie sich vieler angenehmen Verse vom Feldbau aus dem Virgil, Hesiod, dem Rustico des Politianus[c]), verfaßten allerlei artige Sinnschriften in Latein und trugen sie dann in's Französische über in Balladen und Rundreimen. Wenn sie dann banketirten, so schieden sie das Wasser von dem gewässerten Weine[d]), wie Cato de re

a) Der Ausdruck „grüne Affen" bedeutet überhaupt im Französischen jede Art von märchenhafter Erfindung (choses fantastiques), wie sie damalige Reisebeschreiber dem Volke aufbanden. Vgl. Rab. B. IV, Kap. 32.

b) Ortschaften um Paris, wohin die Pariser besonders an Sonntagen ihre Ausflüge machen. Charenton, eine Meile von Paris, an der Marne, worüber eine steinerne Brücke führt. Rabelais läßt seine Helden oft dorthin spazieren gehen.

c) Le Rustique de Politian, eine der unter Angelo Poliziano's (1454—94) lateinischen Gedichten besonders geschätzten vier Silvae: Nutrica, Rusticus, Ambra und Manto.

d) Sie schieden von dem gewässerten Wein, wie Cato de re rust., Cap. 111, und Plinius, H. N. 7, 35. (16, 155) lehren, mit einem Becher von Epheu das Wasser ꝛc. Rabelais kommt auf dieses Kunststück öfters zurück (B. III, Cap. 52; B. IV, Cap. 63).

rustica und Plinius lehren[15]), mit einem Becher von Epheu, wuschen den Wein in einem vollen Wasserbecken, zogen ihn darauf mit einem Trichter wiederum ab, ließen das Wasser aus einem Glase in das andere laufen und bauten vielerlei kleine Automata oder sich selbst bewegende Werke.

## C. Briefe Grandgousier's und Gargantua's.[19])

### Brief Grandgousier's an seinen Sohn Pantagruel.

Buch I, Kap. 29.

Obwohl der Eifer, den Du in Deinen Studien bewiesen hast, es erfordert hätte, daß ich Dir noch eine lange Zeit gewähren sollte, damit Du Dich dieser philosophischen Ruhe erfreuen könntest: so hat dennoch das Vertrauen auf unsere alten Freunde und Bundesgenossen gegenwärtig die Sicherheit meines Alters getäuscht. Weil nun dies des Schicksals Schluß ist, daß ich von denen, auf die ich mich am meisten verlassen habe, betrübt werden soll: so zwingt mich die Noth zum Schutz der Länder und Leute, die durch natürliches Recht Dein eigen sind, Dich jetzt heim zu rufen. Denn, gleichwie die Waffen ohnmächtig sind, wenn guter Rath nicht im Hause ist, so bleiben auch das Studium eitel und der Rath unnütz, wenn sie nicht zur rechten Zeit ausgeführt und in's Werk gesetzt werden. Meine Absicht ist nicht Herausforderung, sondern Sühne, nicht Ueberfall, sondern Vertheidigung, nicht Eroberung, sondern Schutz meiner treuen Einwohner und meiner Erblande, in welche Pikrocholus (einer der Nachbarn des Grandgousier) ohne allen Grund und Anlaß feindlich eingefallen ist und noch immer sein wüthendes Treiben und seinen Unfug fortsetzt, welche freien Leuten unerträglich sind.

Ich habe mich verbunden geglaubt, seinen tyrannischen Zorn zu mäßigen durch Darbietung alles dessen, was ich für ihn angenehm hielt, und ich habe mehrmals in freundlicher Weise bei ihm anfragen lassen, worin, durch wen und wie er sich für beleidigt hält; ich habe aber nur eine reine Herausforderung von ihm erhalten und das Geständniß, daß er mein Land begehrt, weil es ihm gefällt.

Daraus hab' ich erkannt, daß der ewige Gott ihn der Leitung seines freien Willens und seines Eigensinns überlassen hat, welcher nur böse sein kann, wenn er nicht durch die Gnade Gottes regirt wird, und er hat ihn mir zur Beschwerde gesendet, damit er im Guten erhalten und zur Erkenntniß geführt werde.

Daher, mein vielgeliebter Sohn, komm, sobald Du diesen Brief

gelesen hast, in aller Eile zurück, nicht um mich zu unterstützen (was du jedoch kindlicher Liebe wegen thun solltest), sondern die Deinigen, welche du durch Einsicht retten und schirmen kannst. Die That soll mit möglichst wenig Blutvergießen ausgeführt werden, und wir wollen, wenn es möglich ist, durch oft mehr wirkende Kunstgriffe, durch Vorsicht und Kriegslist alle Seelen erretten und fröhlich in ihre Heimat ziehen lassen.

Theurer Sohn, der Friede Christi unseres Erlösers sei mit dir. Grüße von mir den Gymnastes, Eudaemon und Ponokrates.

Den 20. Septbr.

Dein Vater Grandgousier.

## Brief Gargantua's an seinen Sohn Pantagruel.[20])

Buch II, Kap. 8.

Pantagruel studirte sehr brav in Paris. Eines Tages bekommt er von seinem Vater ein Schreiben, welches so lautete:

Vielgeliebter Sohn, unter den Gütern, Gnadenbezeigungen und Vorzügen, mit welchen der höchste und allmächtige Protoplastes*) Gott die Natur des Menschen bei ihrem Ursprunge begabt und geschmückt hat, scheint mir der Vorzug trefflich und einzig zu sein, durch welchen sie, wenn sie im Zustande der Sterblichkeit sich befindet, schon eine Art Unsterblichkeit zu erwerben und im Verlaufe des flüchtigen Lebens ihren Namen und Samen zu verewigen im Stande ist. Dies geschieht durch unsere Nachkommen, welche einem rechtmäßigen Ehestande entsprossen sind, wodurch uns einigermaßen ersetzt wird, was uns durch die Sünde unserer ersten Eltern verloren gegangen ist, denen gesagt ward, daß, da sie nicht des Schöpfers Gebote befolgt hätten, sie sterben sollten und daß die so wunderbare Bildung, in welcher der Mensch erschaffen war, wiederum vernichtet werden würde[23]).

Durch das Mittel der Fortpflanzung verbleibt aber in den Kindern, was den Eltern verloren ging, und in den Enkeln, was den Kindern abhanden kam, und immer so fort, bis zur Stunde des jüngsten Gerichts, zu welcher Zeit Jesus Christus Gott dem Vater sein Friedensreich ohne alle Gefahr und Sündenbefleckung übergeben wird[21]).

Denn alsdann werden Zeugung und Verderbniß aufhören und

*) Protoplastes, Urbildner. (πρῶτος, der erste, und πλάστης, Bildner.)

die Elemente ihres beständigen Wechsels entbunden sein, weil der so lange ersehnte Friede geschlossen und vollzogen ist und alle Dinge zu ihrem Ende und Ziele gebracht worden sind.

Nicht ohne gerechte und billige Ursache danke ich daher Gott, meinem Erhalter, daß er mir die Möglichkeit gegeben hat, mein graues Alter in Deiner Jugend wieder neu erblühen zu sehen. Wenn daher dereinst meine Seele nach dem Willen dessen, der alles regirt, diese menschliche Wohnung verlassen wird, werde ich mich dennoch nicht gänzlich für gestorben halten, sondern glauben, daß meine Seele von einem Orte zum anderen gehe, da ich ja durch Dich und in Dir in meinem Bilde, fortlebend, sehend und in Gemeinschaft mit meinen Freunden stehend, wie ich es gewöhnt war, in dieser Welt sichtbar bleibe[25]. Diese meine Gemeinschaft ist zwar, ich bekenne es, nicht frei von Sünde (denn wir sündigen alle und rufen unablässlich zu Gott um Vergebung unserer Sünden), aber dennoch, mit göttlichem Beistand und seiner Gnade, frei von Schimpf gewesen[23].

Wenn daher, obwohl in Dir das Bild von meinem Leibe bleibt, nicht auch der Seele Sitten leuchten sollten, würde man nicht glauben, daß Du der Hort und Wächter der Unsterblichkeit unseres Namens wärest, und das Vergnügen, das ich empfinden würde, wäre klein, wenn ich sehen und denken müßte, daß der geringste Theil von mir, welches der Leib ist, übrig bliebe, der bessere aber, durch welchen unser Name unter den Menschen in Segen erhalten wird, entartet und verkümmert wäre. Das sage ich nicht, weil ich kein Vertrauen in Deine Tugend habe, die ich längst erprobt habe, sondern um Dich zum Guten immer mehr zu ermuntern.

Und was ich Dir jetzt schreibe, ist nicht so gemeint, daß Du Dich der Tugend zu leben bestreben, sondern freuen sollst, so zu leben und gelebt zu haben, und daß Du ermuntert werden sollst, auch in Zukunft so zu leben[22]. Für die Erreichung dieses Zweckes habe ich, Du kannst Dich dessen wohl erinnern, kein Opfer gescheut, sondern Dich so unterstützt, daß es scheint, als hätte ich auf dieser Welt keinen anderen Schatz als einst in meinem Leben Dich vollkommen tüchtig zu sehen, nicht nur in Tugenden, Zucht und Mannheit, sondern auch in allen freien und wohlanständigen Wissenschaften; keinen anderen Schatz, als Dich nach meinem Tode als einen Spiegel, der Deines Vaters Bild zeigt, zu hinterlassen, wenn auch nicht wirklich so trefflich wie ich mir's wünschte, doch in der Hoffnung[25].

Aber obschon mein seliger Vater, gesegneten Andenkens, mit allem

Eifer darauf hingearbeitet hatte, daß ich in jeder Vollkommenheit und in politischer Weisheit fortschritt, auch meine Anstrengung und mein Fleiß dem wohl entsprachen, ja seinen Wunsch übertrafen, so war dennoch, wie Du wohl selbst einsiehst, die Zeit den Künsten damals nicht so günstig wie jetzt. Ich konnte nicht so viele gute Lehrer haben wie Du hast; die Zeit war noch finster und trug noch Spuren von der Plage und Barbarei der Gothen, welche alle gute Literatur zu Grunde gerichtet hatten[24]). Mit Gottes Hilfe jedoch sind den Künsten zu meiner Zeit ihr Licht und Ansehen wiedergegeben worden, und ich sehe jetzt eine solche Verbesserung, daß ich, der ich in meinem Mannesalter nicht mit Unrecht für den Gelehrtesten des Jahrhunderts gehalten wurde, schwerlich in die erste Klasse der kleinen Schulfüchse aufgenommen werden würde.

Dies sage ich nicht aus eitler Ruhmredigkeit, obschon ich dies in einem Schreiben an Dich wohl thun könnte, wofür des Marcus Tullius[a]) Ansehen spricht in seinem Buche vom Alter und Plutarch's Ausspruch in der Schrift: „Wie wir uns vorwurfsfrei selbst rühmen können.“[23])

Jetzt sind alle Disziplinen wieder hergestellt, die Sprachen erneuert, das Griechische, ohne welches es eine Schande wäre, sich einen Gelehrten nennen zu wollen, das Hebräische, das Chaldäische, das Latein; es sind elegante und korrekte Schriften jetzt in Umlauf gekommen, deren Druck man durch göttliche Eingebung in meinen Tagen erfunden hat, gleichwie im Gegensatz das Geschütz auf des Teufels Antrieb. Die ganze Welt ist voll von gelehrten Männern, sehr belesenen Lehrern, reich ausgestatteten Büchersälen, und es dünkt mich, daß ein so bequemes Studiren, wie man es jetzt findet, weder zu Plato's, noch zu Cicero's, noch zu Papinianus'[b]) Zeit existirt habe wie in dieser Zeit.

a) Cicero, De senectute, (Cato major), cap. 9 u. 10: „Nihil necesse est mihi de me ipso dicere, quamquam est id quidem senile, aetatique nostrae conceditur. Videtisne, ut apud Homerum saepissime Nestor de virtutibus suis praedicet? tertiam enim jam aetatem hominum vivebat: nec erat ei verendum, ne vera praedicans de se nimis videretur aut insolens aut loquax.“ D. h.: Von mir selbst darf ich nichts sagen, wiewohl dies einem Greise zukommt und unserem Alter nachgesehen wird. Bemerkst Du nicht, wie Nestor beim Homer sehr oft seine Tugenden rühmt? Denn schon das dritte Menschenalter hatte er erlebt, und er brauchte nicht zu befürchten, daß, wenn er Wahres von sich rühme, er entweder zu anmaßend oder zu geschwätzig erschiene. — Der Titel der Schrift Plutarch's ist dieser: *Περὶ τοῦ ἑαυτὸν ἐπαινεῖν ἀνεπιφθόνως.*“

b) Aemilius Papinianus, berühmter römischer Rechtsgelehrter unter Severus, geb. 140, enthauptet 212 n. Chr., Verfasser von „Quaestiones, Responsa, Definitiones etc.“

In der That, es wird sich künftighin niemand mehr öffentlich oder in Gesellschaft zeigen können, der nicht in Minerva's Werkstatt[a]) sehr wohl polirt worden ist. Ich sehe, daß die Straßenräuber, Stallbuben, Abenteurer und Henkersknechte jetzt gescheider sind als die Doktoren und Prediger zu meiner Zeit.

Ja was soll ich sagen? Selbst die Frauen und Mädchen[b]) hat nach diesem Lobe und himmlischen Manna guter Erkenntniß gelüstet, und es ist soweit gekommen, daß ich in meinem hohen Alter noch die griechische Schrift zu erlernen gezwungen gewesen bin, die ich in meinen jungen Jahren zwar nicht, wie Cato, verachtet, aber doch zu erlernen nicht Zeit gehabt habe. Auch finde ich einen großen Gefallen daran, die Moralien des Plutarch, die schönen Platonischen Gespräche, die Monumente des Pausanias und die Alterthümer des Athenaeus zu lesen[24]), die Stunde erwartend, in welcher Gott, mein Schöpfer, mich nach seinem Rath abfordern und aus dieser Welt zu seinen Freuden berufen wird[21]).

Darum, mein Sohn, ermahne ich Dich, Deine Jugend mit allem Fleiße den Studien und der Tugend zu widmen[26]). Du bist in Paris, hast Deinen Lehrer Epistemon, beide können Dich sowohl durch löbliches Beispiel als auch durch lebendigen mündlichen Rath unterweisen[30]). Ich verstehe und will, daß Du die Sprachen gründlich erlernst: erstens Griechisch, wie Quintilian[c]) will, zweitens Lateinisch und dann zunächst Hebräisch wegen der heiligen Schriften, auch Chaldäisch und Arabisch aus dem Grunde; daß Du ferner Deinen Stil im Griechischen nach Plato's, im Lateinischen nach Cicero's Muster bildest[28]). Von Historien darf es keine geben, die Dir nicht im Gedächtnisse fest und geläufig wären, wozu Dir die Kosmographie derjenigen, die darüber geschrieben haben, behilflich sein wird. Von freien Künsten, wie Musik, Arithmetik und Geometrie hab' ich Dir schon, als Du noch klein warst, in Deinem fünften bis sechsten Jahre, einen Vorgeschmack gegeben. Geh' weiter darin, und in der

---

a) Latinismus: expolitus in officina Minervae.

b) Aehnlich heißt es im 5. Prolog mit Bezug auf die in Frankreich erwachende Schriftstellerlust: und dieser Ruhm gebühret nicht allein den Männern, es haben auch die Frauen selbst daran Theil genommen.

c) Inst. Orator. I, 1. „A Graeco sermone puerum incipere malo: quia Latinus, qui pluribus in usu est, vel nobis nolentibus se praebet: simul quia disciplinis quoque Graecis prius instituendus est, unde et nostrae fluxerunt,“ d. h. „Ich will lieber, daß der Knabe mit der griechischen Sprache beginne, weil die lateinische, die bei mehreren im Gebrauche ist, sich uns, auch ohne daß wir es wollen, darbietet; zugleich auch, weil er in der griechischen Wissenschaft, von welcher die unserige ausging, zuerst unterrichtet werden soll.“

Astronomie bemeistere Dich all' ihrer Formeln. Mit divinatorischer (weissagender) Astrologie und Lullius-Künsten[a]) gieb Dich nicht ab, denn es ist eitel Unfug und Thorheit. Von bürgerlichen Rechten will ich, daß Du die schönen Texte im Kopfe habest und sie mit der Philosophie wohl zu vergleichen im Stande sei'st.

Was die Kenntniß der natürlichen Dinge betrifft, so verlange ich, daß Du mit Eifer ihrem Studium Dich hingebest, sodaß kein Meer, See, Fluß oder Quell existire, wovon Du nicht die Fische kennst. Alle Vögel des Himmels, alle Bäume, Gebüsche, Sträucher und Wälder, alle Kräuter der Erde, alle Erze im Schoß des Abgrunds, alle Steine soviel das ganze Morgenland und der Süden bergen, dies alles darf Dir nicht unbekannt bleiben[29]).

Dann durchforsche auch fleißig die Bücher der griechischen, arabischen und lateinischen Aerzte; auch die Talmudisten und Kabbalisten sind nicht zu verachten[28]); sammle Dir durch öfters angestellte Sektionen[b]) eine vollkommene Erkenntniß der anderen Welt, des Menschen nämlich. Fange in einigen Stunden des Tages die heiligen Schriften zu treiben an, erst griechisch das neue Testament und die Briefe der Apostel, dann hebräisch das alte. Ja mit einem Wort, tauche Dich in ein Meer des Wissens[21]).

Denn da Du nun groß und ein Mann wirst, kannst Du in dieser gelehrten Ruhe und Zufriedenheit nicht mehr verweilen, Du wirst nun das Waffenhandwerk und das Ritterthum zum Schutz und Schirm meines Hauses, zur Vertheidigung unserer Freunde gegen die Angriffe der Uebelthäter erlernen müssen. Kurz gesagt, ich will, daß Du Dich selbst versuchest, wieviel Du gelernt hast, was Du nicht besser thun kannst als durch Verfechtung einiger Sätze in jeder beliebigen Wissenschaft öffent-

---

a) Lullius-Künste. Raimund Lulli, bekannter Alchymist des 13. Jahrh. von Majorka, galt unter dem Namen des erleuchteten Doktors für den Erfinder des Steins der Weisen und steckte mit seiner Goldmachersucht selbst mehrere Fürsten seiner, ja späterer Zeit an. Diese Artem inventivam, wie er sie nannte, wollte er auf einem Berge durch unmittelbare Eingebung vom Himmel erhalten haben; auch die Kunst, durch Täfelchen oder Abaci hin und wider zu disputiren, gehörte dazu. (Regis). Gargantua räth seinem Sohne von Lullius-Künsten ausdrücklich ab.

b) Es ist hier ganz besonders zu erwähnen, daß Rabelais derjenige ist, welcher zuerst diese Sektionen empfohlen und ausgeführt hat, die der medizinischen Wissenschaft so bedeutende Fortschritte seit seiner Zeit gesichert haben. Rabelais soll zuerst, also noch vor Vesale (1514—1565) bei seinen anatomischen Vorlesungen in Montpellier den Studirenden einen Kadaver vorgelegt haben. Vgl. Gedichte Dolet's, Lyon 1538, S. 164. Regis II, XLV.

lich wider alle und durch den Umgang mit den Gelehrten, die sich in Paris und anderwärts befinden[30]).

Weil aber nach Salomonis wahrem Wort[a]) die Weisheit nicht in die Seelen der Bösen kommt und Wissen ohne Gewissen nichts anderes als der Seele Tod ist, so sollst Du Gott dienen, ihn lieben, fürchten und auf ihn Dein ganzes Sinnen und Hoffen setzen und stark im Glauben sein durch die Liebe, mit ihm auch so fest verbunden sein, daß Dich die Sünde ihm nimmermehr zu entreißen im Stande ist[27]). Traue nicht den Irrthümern der Welt; hänge Dein Herz nicht an Eitelkeit, denn dieses Leben ist vergänglich, aber des Herrn Wort bleibt ewig[21]). Diene gern allen Deinen Nächsten, liebe sie wie Dich selbst. Ehre Deine Lehrer, fliehe die Gemeinschaft derer, welchen Du nicht gleich sein willst und laß die Gaben, die Du von Gott empfangen hast, Dir nicht umsonst verliehen sein[27]). Und wenn Du erkennen wirst, daß Du alle Weisheit erworben haben wirst, so komm zu mir zurück, daß ich Dich sehe und meinen Segen Dir gebe, bevor ich aus diesem Leben scheide[22]).

Mein Sohn, der Friede und die Gnade unseres Herrn sei mit Dir[b]).

Aus Utopien[c]), am 17. des Märzmonats.

Dein Vater Gargantua.

Nach dem Empfang und Lesen dieses Schreibens faßte Pantagruel frischen Muth und wurde zum Lernen mehr als je angespornt[22]), dergestalt, daß, wenn ihr ihn hättet studiren und fortschreiten sehen, ihr hättet sagen müssen, daß sein Geist unter den Büchern wie eine Flamme im dürren Reisich wäre, so unermüdlich und durchdringend war er.

---

a) Weisheit Salomonis I, 4: „Denn die Weisheit kommet nicht in eine boshaftige Seele."

b) Ein Materialist oder Atheist würde niemals dem Gargantua einen solchen Brief haben diktiren können. Vgl. hierüber: Guizot, Annales d'éducation III, p. 251 u. Anm. 22.

c) Vgl. S. 28 Anm.

## D. Zerstreute Gedanken Rabelais' über Erziehung.

Band I, Kap. 37.

Ponokrates antwortete dem Grandgousier (dieser glaubte, daß sein Sohn im Gymnasium Montaigu gewesen sei): Denkt nicht, daß ich ihn in dieses erbärmliche Collége, welches den Namen Montaigu führt, geschickt hätte, lieber hätt' ich ihn unter die Bettler von St. Innocenz[a]) geben wollen wegen der schmählichen Grausamkeit und Niederträchtigkeit, welche ich dort gesehen habe[b]). Weit besser hält man die Sträflinge unter den Mauren und Tartaren, die Mörder im peinlichen Gefängniß, ja wahrlich die Hunde in eurem Hause, als diese armen Tröpfe in diesem Collége. Wär' ich König von Paris, der Teufel hole mich, wenn ich's nicht ansteckte und Prinzipal und Regenten[c]) mit Feuer verbrennte, welche da dulden, daß eine solche Unmenschlichkeit vor ihren Augen ausgeübt werde[31]).

### Buch IV, Kap. 48.

Darnach kam auch der Präzeptor mit allen seinen Pädagogen, Schulfüchslein und Scholaren herzugelaufen, und jene prügelten diese nach der Weise eines Schulmeisters durch, wie man bei uns die kleinen Kinder zu schlagen pflegte, wenn ein armer Sünder gehangen ward, damit sie daran dächten. Dies verdroß Pantagruel über die Maßen und er sagte zu ihnen: Ihr Herren, hört auf, die Kinder zu schlagen!

a) Die Bettler (les gueuaux des Innocents) hießen so, welche sich auf dem Pariser Kirchhofe des Innocents aufzuhalten pflegten; sie kommen oft bei Rabelais vor.

b) De Marsy behauptet, mit wenig Wahrscheinlichkeit jedoch, daß Rabelais selbst dieses Collége in seiner Jugend besucht habe. Von Erasmus wissen wir, daß er bald darin gestorben wäre. Vgl. Anm. 31, S. 124 f.

c) Prinzipal und Regenten = Rektor und Schulkollegen.

# Pädagogische Anmerkungen.

1. (S. 51). In Kap. 11, 13—15, 21 und 22 schildert Rabelais, bevor er den Unterrichts- und Erziehungsplan für Gargantua mittheilt, die fehlerhafte Erziehung dieses Fürstensohnes. Er wollte durch diese Schilderung zeigen, in welch mangelhafter Weise zu Ende des 15. und zu Anfang des 16. Jahrhunderts der Sohn einer hochgestellten Familie erzogen wurde. Obwohl nun Rabelais in seinem satirischen Romane die Eigenschaften und Thaten eines riesenhaften Geschlechtes schildert und daher sehr oft in Uebertreibungen sich ergeht, hat er diese Stellen gerade in sehr ernstem Tone geschrieben, woraus man ersehen kann, wie sehr ihm diese Sache am Herzen lag. Wir haben somit ein ziemlich treues Bild von der Anlage und dem Gange der Erziehung eines Jünglings in Rabelais' Zeit, und dies macht es uns möglich, auch manchen Blick auf den öffentlichen Unterricht dieser Zeit zu werfen.

„In seinen ersten Jahren wurde Gargantua — man ist jetzt noch nicht klüger geworden — Erzieherinnen von wenig sittlichem Gefühl anvertraut; sie sollen seine körperliche Entwicklung überwachen, auch seine Fehler ihm abgewöhnen, was freilich, da sie selbst wenig gebildet sind, nicht gelingt. Gargantua ist unter ihrer Leitung ein Knabe geworden, der, aller guten Sitten bar, es trefflich versteht, seine Umgebung zu täuschen, um daraus Vortheil für seine kindischen Neigungen zu ziehen. Sein Verstand, welchen der Vater nur aus der klugen Art und Weise erkennt, wie er sich bei seinen Thorheiten benimmt, soll durch einen tüchtigen Lehrer gebildet werden. Der Vater wählt zu diesem Amte 2 Sophisten, zuerst Thubal Holofernes, dann Jobelin Bridé, in welchen Rabelais den Pedantismus der Gelehrten und Schulmeister des 15. und 16. Jahrhunderts geiselt."

Lehrer, Methode und Lehrbücher sind der Art, daß der Zögling nur wenig Fortschritte macht. Rabelais war in seiner Jugend denselben Weg gegangen und wußte, wie übel es mit der Erziehung und dem Unterrichte der Jugend in seiner Zeit stand. Diese Zeit fällt in die Periode der Herrschaft der Scholastik, d. h. „der spitzfindigen Begriffslehre, vermöge deren die positiven Glaubenslehren aus der Forschung über das Wesen der Vernunft hergeleitet werden sollten" und deren Wesen, Ursprung und Ende Victor Cousin (Hist. générale de la Philosophie, p. 255) kurz in diesen Worten angiebt: „Die Scholastik ist die Arbeit des Geistes im Dienste des Glaubens und unter der Ueberwachung der geistlichen Macht. Wann entstand die Scholastik? Das heißt fragen, wann das Mittelalter entstanden ist. Welches ist ihr Ende gewesen? Die Scholastik hat ihr Ende erreicht, als die geistliche Macht aufhörte, alles

zu sein, als unter den übrigen Mächten besonders die politische, ohne von der rechten Ehrerbietung, welche der kirchlichen Macht immer gezollt werden muß, sich zu entfernen, ihre Unabhängigkeit zurückgefordert und erobert hat." Zu Rabelais' Zeit war die Herrschaft der Scholastik noch ungebrochen, denn auch die Reformation konnte sie ihr nicht so schnell rauben. Ihr Einfluß zeigte sich ganz besonders in der Schule. Rabelais unternahm es, diese Macht ihr zu entreißen. Zu seiner Zeit benutzte man beim Unterrichte fast nur die Lehrbücher der Scholastiker, die Methode war ihnen entlehnt und diente dem formalen Ziele, welches diese Philosophen ihren Studien setzten. Was gelernet wurde, lernte man mit Rücksicht auf die Kirche. Es war nicht anders zu Luther's Zeit. (Schmid, Encyklopädie des gesamten Erziehungs- u. Unterrichtswesens, Art. Luther): „Ja, was hat man gelernt in hohen Schulen und Klöstern bisher, denn nur Esel, Klötze und Blöcke werden? Zwanzig, vierzig Jahre hat einer gelernt und hat doch weder Lateinisch noch Deutsch gewußt." Er bezeugt aus eigener Erfahrung, daß die arme Jugend wie in der Höllen- und Feuerqual gemartert worden sei „über den Casualibus und Temporalibus" und daß ein Knabe 20 oder 30 Jahre über dem Donat und Alexander gelernet und dennoch nicht gelernet." Er klagt, „daß mit der Zeit dahin gefallen ist alle Künste und Sprachen, und anstatt rechtschaffener Bücher die tollen, unnützen und schädlichen Mönchsbücher Catholicon, Florista, Graecista, Labyrinthus, Dormi secure und dergleichen vom Teufel eingeführt ist, daß damit die lateinische Sprache zu Boden ist gegangen und nirgend eine geschickte Schule, noch Lehre, noch Weise zu studiren ist übrig geblieben."

Man darf also nicht glauben, daß mit der Reformation eine gründliche Verbesserung des Schulwesens eingetreten sei. In Frankreich wurde sie, obwohl auch in diesem Lande einige aufgeklärte und edle Männer ihre erklärten Anhänger waren, hart unterdrückt, auch in Deutschland zogen die Schulen daraus nicht den vollen Nutzen. Man konnte sich auch in diesem Lande nicht von dem Grundsatze frei machen, daß alles Lernen dem Zwecke der Kirche dienen müsse, und daher empfiehlt auch Luther den Rathsherren aller Städte Deutschlands die Errichtung christlicher Schulen: „Und wenn schon ein solcher Knabe, so Latein gelernt hat, darnach ein Handwerk lernet und Bürger wird, hat man denselbigen im Vorrath, ob man sein etwa zum Pfarrherrn oder sonst zum Wort brauchen müßte: schadet ihm auch solche Lehre nichts zur Nahrung, kann sein Haus desto baß regiren und ist über das zugerichtet und bereit zum Predigtamt, wo man sein bedarf." „Im Ganzen können wir (Schmid, Encyklopädie &c., Art: Mittelalterliches Schulwesen) nicht ohne tiefe Trauer auf das Unterrichtswesen dieser Zeit blicken. Wir sehen, daß es den kirchlichen Leitern desselben in weiten Kreisen an dem Bewußtsein über die Größe der hier vorliegenden Aufgabe, zu deren Lösung doch so große äußere Mittel verwendbar waren, völlig fehlt, daß die Heilswahrheiten an den höheren Schulen vor einer streitlustigen Scholastik zurücktreten, in den niederen Schulen wie im ganzen kirchlichen Leben bis auf dürftige Formeln verdrängt sind, daß die Schulen überall nur als Vorbereitungsanstalten für den Kirchendienst oder auch für äußerlich bürgerliche Zwecke, nirgends als eigentliche Bildungsanstalten, in denen Menschen mit dem Edelsten für Zeit und Ewigkeit auszustatten sind, behandelt werden, daß der Unterricht handwerksmäßig, schwerfällig, abstumpfend, die Zucht pedantisch, oft rauh und hart, das ganze Schul-

leben, mit Ausnahme der Erquickungen, welche Kirchenfeste und Schulfeierlichkeiten bringen, düster und freudlos ist."

In Frankreich fanden die Scholastiker eine bedeutende Stütze an der Universität Paris. Seit dem 15. Jahrhundert wurde die Scholastik von einigen wackern und freisinnigen Humanisten (Budaeus, Peter Ramus, Scaliger u. A.) hartnäckig bekämpft, allein es wurde auf der anderen Seile auch wiederum jede freiere, selbständige Bewegung in der Wissenschaft angefeindet und durch die härtesten Strafen niedergehalten. Die Scholastik, welche seit Anselm von Canterbury (1034—1109), der das System derselben geschaffen, und seit Abélard (1079—1142), der durch seine philosophischen Bestrebungen und Schriften die Jugend Frankreichs für Spekulation begeistert hatte, die wissenschaftliche Welt beherrschte, verachtete alles als platt und gemein, was nicht in Ausdrücke der Schule gekleidet war oder nicht in der Form von unwiderleglich scheinenden Schlüssen vorgetragen werden konnte. Um diesem Treiben in Deutschland, Frankreich und England ein Ende zu machen, mußte ein Baco v. Verulam (1561—1626) erscheinen, der, ein Feind der bisherigen Gelehrsamkeit, die nicht analysirte und nicht prüfte, sondern, auf Autoritäten gestützt, alles für wahr hielt, den absoluten Bruch mit dem Mittelalter vollzog und so der Begründer der modernen Philosophie und zugleich der Förderer einer besseren Unterrichtsweise wurde. Sein Satz (Nov. Organ. I,81): „Meta scientiarum vera et legitima nulla alia est, quam ut dotetur humana vita novis inventis et copiis" (das wahre und richtige Ziel der Wissenschaften ist kein anderes, als daß das menschliche Leben mit neuen Erfindungen und Mitteln ausgestattet werde) und die Anerkennung desselben durch seine Zeitgenossen sprachen einer Wissenschaft, die dem menschlichen Leben nicht unmittelbar Nutzen brachte, das Urtheil, denn sie ist nach ihm nur unfruchtbar und leere Wortweisheit. Baco hat damit die Richtung seines Zeitalters treffend bezeichnet und demselben in materieller wie geistiger Beziehung ein von dem vorhergehenden grundverschiedenes Gepräge aufgedrückt. Um zu der Erfahrung der Ursache zu gelangen (Nov. Organ. II.,2: vere scire est per causas scire = ein wirkliches Wissen ist das Wissen aus Gründen), giebt es nur einen einzigen Weg, der mit Nothwendigkeit von einem Punkte zum anderen lückenlos führt, — die wahre Induktion; sie geschieht durch die Vergleichung vieler ähnlicher Fälle, in denen dieselbe Erscheinung unter verschiedenen Bedingungen stattfindet. Diese Forderungen Baco's verlangten, daß ein anderer Weg in der Philosophie eingeschlagen würde; auch seine wenigen pädagogischen Bemerkungen sind von Wichtigkeit: „Keine Uebereilung beim Unterrichte; der individuellen Entwickelung muß Raum gelassen werden; die Methode ist die fruchtbarste, welche bald vom Leichteren zum Schwereren absteigt, bald wieder die Lösung des Schwierigeren voranstellt, um das Leichtere desto angenehmer zu machen; besonders muß der Unterrichtende die Begabung seiner Schüler beachten und seinen Unterrichtsstoff danach bemessen." Diese Grundsätze gelangten nur nach und nach zur Geltung. An einer Stelle seiner Werke sagt Baco: „Was die Pädagogik anbelangt, so wäre es am kürzesten zu erklären: nimm an den Schulen der Jesuiten ein Beispiel, denn bessere existiren nicht." Zu diesem Lobe mochte wohl Baco die Bemerkung veranlaßt haben, daß die Jesuiten allerdings den Realien, wenn auch noch in großer Beschränktheit, in dem Unterrichtsplane ihrer Schulen einen Platz gaben.

„Wenn wir hier Baco's, seiner Philosophie und seiner pädagogischen Grund-

säße gedachten und dabei zugleich an die Jesuiten und ihre Schulen erinnerten, so sind wir fast ein Jahrhundert über Rabelais' Zeit hinausgegangen." Besserung hatte diese Zeit für die Schulen sicherlich nicht gebracht, allein mit dem Auftreten Baco's beginnt der lebhafte Kampf zwischen denjenigen, welche bisher in der Schule mit dem todten Wortkram und einem Lernen für die Kirche allein sich begnügten, und denjenigen, welche wollten, daß die Schüler mit Verständniß und für das Leben lernen sollten.

Ob nicht schon Rabelais die Mängel fühlte, welche mit dem Schulwesen seiner Zeit verbunden waren? Die Schilderung der verkehrten Erziehung des Gargantua unter seinen ersten Lehrern giebt uns die Antwort auf diese Frage. Ob nicht schon Rabelais die Mittel zur Verbesserung des Schulwesens erkannte und sie seinen Zeitgenossen dringend empfahl? Sein Erziehungs- und Unterrichtsplan wird uns den besten Aufschluß darüber geben.

2. (S. 52, 53 und 55.) Das Bild, welches Rabelais hier von diesen pedantischen Lehrern (Sophist ist bei Rabelais in der Regel soviel als Sorbonnist, Doktor der Sorbonne, der katholischen Fakultät in Paris) entwirft, ist sicherlich nicht ein überladenes und unwahres. Zu Lehrern wurden damals fast nur Geistliche verwandt, die im Kloster erzogen worden waren. Darin hatten sie sich nicht nur an Laster gewöhnt, sondern waren auch durch die Methode des Unterrichts, deren man in diesen Schulen sich bediente, dahin gebracht worden, daß sie an Kleinigkeitskrämerei und Spitzfindigkeiten, die man für den Beweis eines großen und gebildeten Geistes hielt, Gefallen fanden. In ihrem Unterrichte zeigten sie die größte Geschmacklosigkeit, die sich vorzüglich in Sprachmengerei kundgab; die außerordentliche Lückenhaftigkeit ihres Wissens hatte die natürliche Folge, daß sie am Unterrichten wenig Freude fanden und sich lange bei den Elementen aufhielten, deren ewiges Einerlei den Schülern alle Lust zum Lernen nahm und befriedigende Fortschritte fast unmöglich machte. Da das Objekt des Unterrichts nur die lateinische und allenfalls die griechische Sprache war, und erstere, die sie nicht einmal genügend beherrschten, als Unterrichtssprache galt, so begreift man leicht, wie der Unterricht in leeren Wortkram und hohle Phrasenmacherei ausarten mußte. „Je weniger die Lehrer selbst Latein verstanden, desto behaglicher ergingen sie sich in den Elementen und mengten die dürren Regeln derselben mit scholastischer Weisheit." (Vgl. Schmid, Encyklopädie 2c. Art.: Schule zu Schlettstadt). „Da die Lehrer selbst unwissend waren," sagt Luther, „ist es dahin gekommen, daß man in den hohen Schulen und Klöstern nicht allein das Evangelium verlernte, sondern auch lateinische und deutsche Sprache verderbte, daß die elenden Leute schier zu lauter Bestien geworden sind, weder das Deutsche, noch das Lateinische recht reden oder schreiben können und beinahe auch die natürliche Vernunft verloren haben." (Vgl. Salzmann, Noch etwas 2c. S. 45 in der Ausg. d. Päd. Bibl.)

3. (S. 52 und 55). Rabelais spricht in diesen Stellen über die lange Zeit, welche auf den Unterricht nutzlos verwandt wurde, und über die Methoden, welche den Schülern das Fortschreiten fast unmöglich machten.

Die Methode, welche man zu Rabelais' Zeit beim Unterrichte anwandte, war durchaus nicht geeignet, den Schülern Lust und Eifer zum Lernen beizubringen und sie fortschreiten zu lassen. Die Unterrichtsbücher (s. Anm. 4) waren voll von trockenen Regeln, ohne irgend eine Anwendung, voll von

schwierigen und spitzfindigen Definitionen. Die lateinische Sprache war der hauptsächlichste Unterrichtsgegenstand, und diese diente als Mittel zum Austausch der Gedanken zwischen Lehrern und Schülern, die Muttersprache wurde ganz vernachlässigt. Das Erlernen jener Sprache wurde jedoch durch häufige, anstrengende und doch wenig nützliche Gedächtnißübungen den Schülern so schwer als möglich gemacht. Die dürren Regeln wurden mit scholastischer Weisheit gemengt, und über einfache Dinge der Grammatik konnte man lange, aber leere Betrachtungen hören, welche die Schüler ermüdeten, den Geist tödteten und ihnen alle Lust zum Studium nahmen. Unklarheit und Unverständlichkeit hießen Weisheit, reales und historisches Wissen ward von der Jugend und ihren Lehrern verachtet; Anschaulichkeit des Unterrichts kannte man nicht; im gedächtnißmäßigen Lernen sah man das Heil des Schülers; eine Selbstthätigkeit desselben, welche durch den Fortschritt vom Leichteren zum Schwereren stets wach erhalten wird, wollte man nicht, weil diese bequemen Lehrern unangenehm war. Interesse zu erregen an dem, was erlernt werden sollte, verstand man nicht. Abwechslung im Unterrichte kannte man nicht. Wenn Methode und Stoff Widerstreben erregten, so zwangen harte Strafen den Zögling zum Lernen. „Die Methode," sagt Schmidt (Gesch. der Pädag. Bd. II., S. 146) „war rein formal und formell bildend. Sie bestand im Diktiren, Vorsagen, Nachsagen, Vortragen, Disputiren, Memoriren, — erging sich in Aeußerlichkeiten, in Silbenstecherei, in haarspaltenden Definitionen, in spitzfindigen Deuteleien. Die ganze Schulwissenschaft war zerstreuende Vielwisserei, inhaltsleerer Schematismus. Mit der Grammatik nach dem Donatus begann der Unterricht. Die weitere Stufe beschäftigte sich mit den lateinischen Klassikern, statt deren jedoch gewöhnlich elende Glossatoren derselben dozirt wurden. Den Schlußstein bildete die Dialektik." „In den Klosterschulen damaliger Zeit" (Schmid, Encyklopädie 2c. Art.: Schule zu Schlettstadt) „herrschte nämlich der Brauch, über jede Regel des Donat und jeden Gedenkvers aus dem Doktrinale Alexanders ausführliche Betrachtungen anzustellen, mit welchen die kostbare Zeit hinging. Je weniger die Lehrer selbst Latein verstanden, desto behaglicher ergingen sie sich in den Elementen und mengten die dürren Regeln derselben mit scholastischer Weisheit. Das Einzige, was dieser Schlag von Lehrern auf der Universität gelernt hatte: Die scholastische Logik mit den Regeln der Disputation nebst metaphysischen Spitzfindigkeiten aller Art — das wurde auch in den Elementarunterricht des Lateinischen hineingebracht. Die Definitionen und die Arten der Eintheilung, die Lehre von den Schlußfiguren, vom Terminus major und minor, — alles das wurde bei irgend einem vom Zaun gebrochenen Anlaß in die Grammatik hineingepreßt; dazu aus der Metaphysik die Lehren von Realitäten, Formalitäten, Entitäten; verwickelte Regeln über die Arten, wie die Bedeutungen der Wörter entstehen, Untersuchungen über den metaphysischen Grund, warum ein Wort dieses oder jenes Genus habe, warum wohl ein Verbum Deponens sei 2c. Darüber gingen 10—12 Jahre hin und wenn die Schüler aus einer solchen Anstalt herauskamen, wußten sie natürlich weder Latein noch Philosophie, geschweige daß etwas für die Bildung ihres Geistes und Herzens geschehen wäre. In der 2. Hälfte des 15. Jahrhunderts war dies Uebel keineswegs im Abnehmen; im Gegentheil an der Mehrzahl der Schulen wohl noch in beständigem Zunehmen, wie sich denn während dieser Zeit alle Gegensätze immer schärfer ausprägten."

So war die Lehrweise zu Rabelais' Zeit, und seine Schilderung dieser Methode und ihres Erfolges ist wohl keine Uebertreibung.

4. (S. 52 ff.) Kein Schriftsteller des 15. und 16. Jahrhunderts hat uns ein so vollständiges Verzeichniß der abgeschmackten Lehrbücher, welche von den sophistischen Lehrern seiner Zeit bei dem Unterrichte angewandt wurden, hinterlassen wie Rabelais in seinem Werke. Er selbst hatte einen guten Theil seiner Jugend damit hingebracht, diese Bücher zu lesen und dieselben, wie es damals gefordert wurde, auswendig zu lernen. Die ganze Schilderung der verkehrten Unterrichtsweise des Gargantua scheint uns eine Klage Rabelais', welche aus der Erkenntniß und dem Bedauern entspringt, daß er seine Jugendzeit mit dem Studium solcher Bücher verbringen mußte. Auch Luther stimmt in diese Klage ein (vgl. Anm. 1). Aus „Schmid's Encyklopädie ꝛc. Art: Mittelalterliches Schulwesen" fügen wir noch Folgendes über diesen Gegenstand bei, was mit Rabelais' Aufführung der abgeschmackten Lehrbücher, welche zu seiner Zeit angewandt wurden, übereinstimmt: „An die Stelle der alten Grammatiker trat im späteren Mittelalter (etwa seit 1240) weit und breit das Doctrinale puerorum Alexanders v. Villedieu, eine Grammatik in Versen und Reimen von übler Beschaffenheit. Das Buch schließt sich an Priscianus und besteht aus 3 Theilen, der Etymologie, der Syntax und der Pronunciation. So unvollkommen es ist, hat es doch eine außerordentliche Benutzung erfahren. Man rechnet, daß im 15. Jahrhundert mehr als 50 Auflagen desselben erschienen sind. Die Ausgaben des 16. Jahrhunderts enthalten meist nur das 3. Buch, da man für das 1. und 2. schon vielfach andere Grammatiken (wie Diomedes von den Alten, Johannes Despauterius von den Neueren) zu brauchen sich gewöhnt hatte. Ein Grund für den so ausgedehnten Gebrauch des Doktrinale lag wohl auch darin, daß der Verfasser der Grammatik den Inhalt der Hauptabschnitte des alten und neuen Testaments in 212 Versen mit einer die Aufmerksamkeit beschäftigenden und das Gedächtniß unterstützenden Kürze hinzugefügt hat. Andere Lehrbücher für den lateinischen Unterricht waren Gemma Gemmarum, das Catholicon (v. Johann de Balbi, einem Dominikaner des 14. Jahrhunderts), der Modus latinitatis. Ein sehr merkwürdiges Schulbuch ist der Cisio-Janus, ein aus 24 lateinischen Versen bestehender Festkalender, der vielleicht schon im 10. oder 11. Jahrhundert entstanden ist. Noch Melanchthon hat sich mit dem Cisio-Janus zu thun gemacht. Es ist natürlich, daß diese Schulbücher sehr selten geworden sind. Als Quellen der Sprach- und Alterthumskunde sind noch jetzt die lateinisch-deutschen Vokabularien jener Zeit wichtig, wie der von W. Wackernagel 1847 herausgegebene Vocabularius optimus, wohl in Oberschwaben während des 14. Jahrhunderts entstanden, interessant besonders dadurch, daß darin der ganze Wortvorrath nach Maßgabe des Inhalts, und nur, wo dieser nicht leiten konnte, nach dem Alphabet geordnet ist. Die Grundlage für diese wie für alle ähnlichen Zusammenstellungen des Mittelalters bilden die Etymologien Isidor's von Sevilla, die hie und da eingeschalteten grammatischen Denkverse aber mögen aus Handbüchern entlehnt sein, wie wohl auch die Sentenzen aus Virgil, Ovid, Horaz, Lucan und Juvenal aus Sammlungen für praktische Zwecke stammen werden. Ein viel umfassendes Schulbuch war die Margarita philosophica des Carthäusers Gregor Reisch (Ende des 15. Jahrhunderts), die in 12 Büchern grammaticae rudimenta (in Versen), dialecticae principia, rhetoricae partes, arithme-

ticae species, musicae principia (mit Musiknoten), geometricae elementa, astronomiae theorematica, naturalis philosophiae principia, alchimiae principia, einiges de anima und de principiis philosophiae moralis darbot."

5. (S. 55). Aehnlich ist Montaigne's Klage (T. I. p. 183) „Seht einen Jüngling nach 15 oder 16 Jahren von den Schulen kommen! er ist ungeeignet zur Arbeit. Alles, was ihr an ihm erkennt, besteht darin, daß sein Latein und Griechisch ihn dümmer und anmaßender gemacht haben als zu der Zeit, wo er das Haus verließ. Er sollte mit genährter und voller Seele zurückkommen, aber er hat sie nur aufgeblasen anstatt sie zu füllen. Meine ungelehrten Landsleute nennen diese hochgelehrten Herrn sehr spaßhafter Weise Ueberstudirte; wahr ist's, meist scheint es, als hätten sie den gesunden Menschenverstand aus dem Kopfe hinwegstudirt."

6. (S. 55). Diese Worte bezeichnen genau den Standpunkt, welchen Rabelais überhaupt einnimmt. Der satirische Schriftsteller des 16. Jahrhunderts steht mitten in einem Uebergangsprozesse: Das Mittelalter mit seinen Schöpfungen steht an der Grenze seiner Macht, die neue Zeit und mit ihr neue Ideen brechen sich Bahn. Die Entdeckung einer neuen Welt, das Wiederaufleben der Wissenschaften, der wackere Kampf der Humanisten und das Auftreten der Reformatoren, der Vorkämpfer Luthers, endlich die durch Luther begonnene und durchgeführte Kirchenreformation haben die Menschen für Verbesserungen vorbereitet und gereift. Mächtige Geister bekämpfen das Alte und empfehlen und befördern das Neue auf dem Gebiete des Staates, der Kirche und der Schule. Rabelais kämpft in erster Reihe, seine Waffe ist die Satire, die er gegen die veralteten Institutionen, gegen die Mißbräuche und Verkehrtheiten im Staate, in der Kirche und der Schule richtet. Letztere scheint ihm ganz besonders am Herzen zu liegen, denn die Stellen, in welchen er von Erziehung und Unterricht spricht, zeigen den bittersten Ernst, die größte Schärfe seines Geistes, die Macht seines Wortes und den meisten Zusammenhang. Hier hatte er einen harten und gefährlichen Kampf zu bestehen mit den Scholastikern, den einflußreichen und streitsüchtigen Philosophen des Mittelalters, von denen die Schule ganz und gar abhing. Er mußte sich als kluger Mann selbst sagen, daß seine Ideen nur Verwicklichung finden konnten durch ein neues und besser unterrichtetes Geschlecht, oder, wie Luther es ausdrückt: „Soll es wieder in einen guten Schwang kommen, so muß es wahrlich wieder an den Kindern angefangen sein." „Mit einer erwachsenen Generation", sagt Goethe, „ist nie viel zu machen, in bürgerlichen Dingen wie in geistigen, in Dingen des Geschmacks wie des Charakters. Seid aber klug und fanget in der Schule an, und es wird gehen." Rabelais will daher, daß die Schüler fernerhin nicht bloße Worte lernen, sondern Kenntnisse von Dingen sich erwerben, daß sie nicht bloß auf Autorität hin alles annehmen, sondern selbst sehen und prüfen lernen. Andere Unterrichtsgegenstände, bessere Methoden, bessere Lehrer und Lehrbücher müssen bewirken, daß die Schüler wirklich gebildet und für das Leben in Staat und Kirche geschickt gemacht werden. „Es wäre besser", läßt er daher den Freund des Grandgousier sagen, „nichts zu lernen, als solche Bücher unter solchen Lehrern zu studiren, denn ihr Wissen sei nur Albernheit und ihre Weisheit nur leeres Stroh, welches die edlen Geister hemme und alle Jugendblüte vernichte. Zum Beweise dafür nehmt einen

Jüngling unserer Zeit, welcher nur 2 Jahre studirt hat, und wenn er nicht ein besseres Urtheil, eine bessere Redner- und Unterhaltungsgabe besitzt, so haltet mich für einen Aufschneider." Grandgousier erkannte bald die Wahrheit dieser Worte.

7. (S. 56.) „Er befahl dem Knaben zu sprechen". Schon einige Zeilen vorher erwähnt er die bessere Redner- und Unterhaltungsgabe des Eudämon. Das öffentliche Auftreten empfiehlt auch Gargantua seinem Sohne Pantagruel in dem Briefe, welchen er an diesen richtet (S. 75). Welchen Werth Rabelais darauf legt, zeigen diese Stellen. Man beachte aber auch, daß der Gegenstand, über welchen Eudämon zu sprechen hat, ganz seinem Alter und seinen Fähigkeiten angemessen ist. Baco empfiehlt ebenfalls, die jungen Leute mit dem öffentlichen Auftreten vertraut zu machen. Auch Locke stellt diese Forderung an den Erzieher, „daß er den Schülern aufgebe, aus dem Stegreife in ihrer Muttersprache über Dinge zu sprechen, die sie wirklich verstehen. Bevor jedoch ein Mensch fähig ist, über einen Gegenstand zu sprechen, ist es nöthig, daß er bekannt damit sei; anderenfalls ist es ebenso thöricht, ihn zum Sprechen zu veranlassen, wie es thöricht wäre, einen Blinden von Farben, oder einen Tauben von Musik sprechen zu lassen." Wohl sind die meisten Lehrer unserer Schulen darüber einig, daß das öffentliche Sprechen und Auftreten der Schüler schon zeitig geübt werden müsse, allein darin begeht man Fehler, daß die Aufgaben oft ihre Kräfte übersteigen und sie veranlaßt werden, über Dinge zu reden, die sie nicht verstehen. Dies ist der Weg, Phrasenmacher und Schwätzer zu bilden.

8. (S. 56). Auch Montaigne (T. I., p. 207—209) spricht sich darüber aus, daß es besser sei, den Schüler außer dem Hause zu erziehen. „Der Satz findet allgemeinen Beifall: es ist nicht gut, ein Kind im Schoße seiner Eltern zu erziehen. Die natürliche Liebe macht selbst die verständigsten Eltern zu weichherzig und nachgiebig. Sie sind unfähig, das Kind für begangene Fehler zu strafen und es mit einfacher Kost zu nähren, was doch nothwendig ist, damit ein Kind nicht ewig am Gängelbande geführt werde, sondern auch mit einiger Gefahr frei gehen und handeln lerne. Auch wird das Ansehen des Hofmeisters, das über den Zögling uneingeschränkt sein sollte, durch die Gegenwart der Eltern geschmälert. Dann sind auch der Respekt, den das Hausgesinde dem jungen Herrn bezeigt, und die Idee, welche er von der Größe und dem Reichthum seiner Familie sich macht, nicht geringe Hindernisse für die Erziehung." Familien, in denen diese von Montaigne geschilderten Fehler oder Schwächen der Eltern sich zeigen, würden auch noch in unserer Zeit wohl thun, seinem Rathe zu folgen. Wenn jedoch Elternhaus und Schule bei der Erziehung zusammenwirken, so wird dies nur zum Heile des Zöglings sein. Das Kind bedarf der Liebe und Sorgfalt für seine Erziehung ebenso sehr, als der wohlwollenden und ungestörten Einwirkung des Lehrers und des Umganges mit seinen Mitschülern in den öffentlichen Schulen.

9. (S. 57.) Es darf uns nicht wundern, daß Rabelais bei den Verkehrtheiten des Schulunterrichts seiner Zeit der Länge und Menge der Gebete gedenkt, die einen guten Theil der täglichen Beschäftigungen der Schüler ausmachten. Durch die Worte, „daß kein Körnchen davon auf die Erde fiel", will er zeigen, daß die Gebete ohne Vortheil für das Gemüth des Betenden hergesagt wurden. Die Schulen dieser Zeit waren meistens Klosterschulen, in

denen den Gebeten, Gesängen und Messen viele Stunden des Tages, dem Unterrichte — die religiösen Betrachtungen nahmen auch hier die meiste Zeit weg — nur wenig Zeit gewidmet wurde. In seiner Lebensbeschreibung sagt Erasmus: „Ich habe vor 30 Jahren in einem Gymnasium (Collége Montaigu) zu Paris gelebt, worin soviel Theologie getrieben wurde, daß auch die Wände davon infizirt wurden." (Vergl. Anm. 21.) Man beachte den Unterschied, welcher zwischen den Gebeten, die Gargantua unter seinen ersten Lehrern spricht, und denjenigen, welche er mit Ponokrates betet, besteht. Dort (S. 57 u. 58) besteht das Beten in einem geist- und gedankenlosen Hersagen unverstandener Phrasen. Durch die große Zahl der Gebete und die lange Zeit, welche auf das Hersagen derselben verwandt wird, wird das religiöse Gefühl des Zöglings gänzlich abgestumpft. Hier (S. 60 61 u. 67) ist es das natürliche, aus dem Herzen dringende und verständige Beten eines in seinen Studien wohlgeleiteten und auf der Bahn der Sittlichkeit und Tugend wandelnden Jünglings. Wie Rabelais im Unterrichte Anschaulichkeit und eigenes Nachdenken des Zöglings fordert, so ist auch das Beten, welches er seinen Zögling lehrt, nicht ein unverstandenes Hersagen von Worten, sondern der wahre Ausdruck der tiefsten Gefühle desselben.

**10.** (S. 58 u. 60.) Rabelais nennt 214 Spiele, von denen man die meisten in Frankreich nicht mehr kennt. Fischart in seiner Uebersetzung des Gargantua (vgl. S. 43 f.) zählt fast dreimal mehr Spiele auf als der französische Satiriker. — Spiele bildeten damals und sind noch heute ein treffliches Mittel zur Beschäftigung der Kinder. Man vergleiche jedoch die Spiele, welche Gargantua spielt, als er unter der Leitung von Thubal Holofernes und Jobelin Bride steht, mit denen, welche er unter der Leitung seines dritten Erziehers spielt: Die ersteren sind nutzlos und fördern den Zögling in nichts, die letzteren haben ihren bestimmten Zweck und Nutzen, sie sollen den Zögling unterhalten, angenehm beschäftigen und zugleich das Verständniß für gewisse Unterrichtszweige fördern; überdieß wird auch die Geschicklichkeit der Hand geübt, denn Gargantua fertigt sein Spielzeug selbst.

**11.** (S. 58). Die Forderungen, welche Rabelais in diesem Erziehungs- und Unterrichtsplane in Beziehung auf Erziehung und Unterricht ausspricht und die wir in solcher Ausdehnung und Vollkommenheit bei keinem Humanisten, bei keinem Schulmanne vom 15.—17. Jahrhunderte finden, stimmen mit den Forderungen später lebender Pädagogen und Reformatoren auf dem Gebiete des Schulwesens in auffallender Weise überein; ja was die praktische Ausführung seiner Ansichten und die harmonische Bildung des Geistes und Körpers betrifft, so bieten sie vielleicht noch Trefflicheres, als mancher der nach ihm lebenden Pädagogen von bedeutendem Rufe gegeben hat. „Es läßt sich das Auftreten so praktischer und ganz neuer Ansichten über Erziehung und Unterricht bei Rabelais nur daraus erklären, daß er selbst einer der gelehrtesten Männer seiner Zeit war, der zugleich soviel Scharfblick und soviel praktischen Sinn besaß, daß er die Unterrichtsweise, nach welcher er selbst und alle Jünglinge seiner Zeit unterrichtet worden waren, als unzureichend und sogar als schädlich für die Entwicklung der jugendlichen Geister verdammen mußte; daß er mit den ausgezeichnetsten Gelehrten seiner Zeit, aber vielleicht noch öfter mit dem Volke verkehrte und dadurch die besten Ideen jener Männer und die Bedürfnisse seiner Landsleute genau kennen lernte; daß er die

neueren Sprachen und ihre Literatur gründlich kannte und sich auch durch seine Reisen in fremden Ländern soviel Erfahrung in jeder Beziehung gesammelt hatte, daß dies alles zusammengenommen den größten Satiriker und Sittenrichter, aber auch zugleich den ältesten Verfechter vernünftiger Grundsätze für die Erziehung der französischen Jugend aus ihm machen konnte".

Es ist schwer zu beweisen, daß die pädagogischen Ideen, welche Rabelais in seinem Erziehungs- und Unterrichtsplane ausspricht, einen unmittelbaren Einfluß auf den Jugendunterricht seiner Zeit gehabt haben. Man weiß jedoch, daß Rabelais' satirischer Roman von den einflußreichsten, gelehrtesten und besten Männern seiner Zeit mit Beifall aufgenommen und außerordentlich viel gelesen wurde. Ob aber diese Männer in ihrem Kreise für die Verwirklichung dieser Ideen wirklich thätig waren, um eine bessere Erziehung der Jugend herbeizuführen, das läßt sich sehr bezweifeln, weil die Religionsstreitigkeiten und die politischen Parteikämpfe in Frankreich wohlmeinende Männer kaum an eine Verbesserung des Jugendunterrichts denken ließen. Wenn einzelne Männer, wie die Humanisten, der Wissenschaft sich ganz hingaben, oft dafür sogar ihr Leben einsetzten, so thaten sie dies um ihres Ruhmes oder ihres Vergnügens willen, dachten aber nicht daran, anderen und am allerwenigsten dem Volke ihre Kenntnisse mitzutheilen. Oft traten diese Männer an höheren Schulen als Lehrer auf; wollten sie aber einen anderen als den gewöhnlichen Weg einschlagen, so fanden sie den heftigsten Widerstand und die größten Anfeindungen, wie es Pierre la Ramée (1515—1572) am Collége de France erging, der, als er den Versuch wagte, bessere Methoden und Lehrbücher einzuführen, sich den heftigsten Verfolgungen aussetzte und der in der Pariser Bluthochzeit durch seine Feinde vielleicht bloß deswegen sein Leben verlor. An eine praktische Verwerthung der Ideen Rabelais' über Erziehung und Unterricht war also in dieser Zeit nicht zu denken. Dennoch fanden diese ihren Weg zu uns. Rabelais' Werk erwarb sich sogleich bei seinem Erscheinen Leser, welche das Gute desselben zu würdigen und zu benutzen wußten. Unter diesen ist Montaigne (1533—1592) einer der ersten und geistreichsten. In seinen bekannten „Essais", welche 1580 zuerst erschienen, spricht er offen seine neuen Ideen über Erziehung und Unterricht aus und tritt damit in scharfen Gegensatz zu seinen Zeitgenossen. Wie groß sein Einfluß war, zeigen die zahlreichen Ausgaben seiner Werke und die Autorität, welche er bei den bedeutendsten Philosophen der folgenden Jahrhunderte genießt. Baco v. Verulam kämpfte nach Montaigne gegen Scholastizismus und Pedanterie in England in ähnlicher Weise wie der letztere Philosoph in Frankreich. Beide drangen auf bessere Methoden und der Jugend angemessenere Lehrgegenstände; die Wissenschaft soll von den Fesseln der Autorität befreit und dem Leben dienstbar gemacht werden. „Es wäre eine Schande für die Menschheit", sagt Baco, „wenn, während die Gebiete der materiellen Welt, der Länder, Meere und Gestirne in unserer Zeit unermeßlich erweitert worden sind, die Grenzen der intellektuellen Welt dagegen auf die Enge des Alterthums beschränkt blieben." Obwohl Baco von Verulam in seinen Werken nur gelegentlich einige pädagogische Gedanken (Anm. 1) aussprach, wird er doch, da er so erfolgreich gegen die Scholastik kämpfte, die Fesseln brach, welche bis dahin dem Denken gesetzt waren, auf die Induktion hinwies und die genetische Methode als die fruchtbarste bezeichnete, in der Geschichte der Pädagogik immer als derjenige betrachtet, von welchem

aus man den Realismus in der Pädagogik datirt. Rabelais und Montaigne jedoch sind hierin seine Vorgänger. Letzterer las Rabelais' Werk mit Vergnügen, wie aus dieser Stelle seiner Essais (T. II., p. 211) hervorgeht: „Unter den neueren blos angenehmen Büchern halte ich den Decameron des Boccaccio, Rabelais' Werk (wenn man sie unter diesem Titel anführen darf) für würdig, daß man sie zur Unterhaltung lese" — und seine „Ansichten über die Erziehung der Kinder" beweisen zur Genüge, daß die Lektüre von Rabelais' Gargantua für ihn von großem Nutzen gewesen ist.

Noch mehr als Montaigne auf Rabelais stützt sich John Locke (1632—1704) auf Montaigne. Coste, der Uebersetzer von Locke's „Thoughts concerning Education" in das Französische, sucht zu beweisen, daß Locke die Schriften Montaigne's oft wörtlich benutzte. (Vgl. Arnstädt, François Rabelais &c., S. 169, und Schuster: Locke, Einige Gedanken &c. S. LIV in d. Ausg. d. Päd. Bibl.

Rabelais' Werk hat in Frankreich, und wohl auch zu Rousseau's Zeit (dies beweisen 7 gute Ausgaben, die in den Jahren 1712—1778 erschienen sind), sehr viele Leser gefunden, und noch heute liest jeder gebildete Franzose Gargantua und Pantagruel mit großem Vergnügen. Es kann daher nicht zweifelhaft sein, daß auch Rousseau, ein eifriger Leser in seinen Mußestunden und tüchtiger Kenner der französischen Literatur, Rabelais' Werk gelesen hat. Dennoch läßt sich in seinen Werken, soviel uns bekannt ist, keine Stelle nachweisen, wo er dies offen bekennt. In seinem „Emil" jedoch finden sich Stellen (sie beziehen sich auf den Unterricht in der Astronomie, auf das Selbstverfertigen der Instrumente, auf den Besuch der Handwerker und das Aufsuchen der Taschenspieler &c.), welche den Ausführungen Rabelais' in seinem Erziehungs- und Unterrichtsplane so ähnlich sind, daß man versucht sein könnte zu glauben, Rousseau habe sie aus Rabelais entlehnt. (Vgl. Emile, p. 181—183; 187; 192—193 und 299 ff. mit Rabelais, Livre I. Chap. 23). Sollte aber Rousseau nicht unmittelbar durch Rabelais Schriften angeregt worden sein, so muß dies doch wenigstens mittelbar durch Montaigne und Locke geschehen sein. Rousseau bekennt dies selbst in einem Briefe in Versen, worin er gleichsam einen Katalog seiner gelesenen Bücher giebt. (Villemain, Tableau de la Littérature française T. II. p. 227):

Tantôt avec Leibnitz, Malebranche et Newton,
Je monte ma raison sur un sublime ton;
J'examine les lois des corps et pensées.
Avec Locke je fais l'histoire des idées;
Avec Keppler, Wallis, Barrow, Reinaud, Pascal
Je devance Archimède et je suis l'Hôpital.

(d. h. Bald mit Leibnitz (1646—1716), Malebranche (1638—1715), Newton (1642—1727) stimme ich meinen Geist auf einen höheren Ton; ich prüfe die Gesetze der Körper und des Denkens; mit Locke verfolge ich die Geschichte der Ideen; mit Keppler (1751—1630), Wallis (1616—1703), Barrow (1630—1677), Reinaud, Pascal (1623—1662) gehe ich über Archimedes hinaus und folge L'Hôpital [1661—1704]).

Weit mehr noch als dieses Bekenntniß Rousseau's beweist sein Emil — und vor diesem schon sein Mémoire sur les méthodes d'éducation (Les Confessions de J.-J. Rousseau. Nouv. Edit. Paris, Charpentier p. 261 —264), daß er die Schriften seiner Vorgänger nicht nur gekannt, sondern auch

zum Theil benutzt hat. In seinem Emil erwähnt er oft Montaigne und Locke (Arnstädt, Franç. Rabelais ꝛc. S. 171) und spricht sich darüber aus, ob er mit den philosophischen Ansichten dieser Männer übereinstimmen könne oder nicht.

Daß nun Rousseau's Emil Locke's „Thoughts concerning Education" zur Quelle hat, ist von jeher als ausgemacht angenommen worden, weniger hat man dabei an Montaigne und noch weit weniger daran gedacht, daß schon vor diesen Männern ein anderer französischer Philosoph ähnliche Ideen ausgesprochen hat, auf welche beide Männer sich stützen konnten. Die Verwandtschaft der pädagogischen Gedanken dieser Männer, von denen einer dem andern fast immer um ein Jahrhundert vorausgegangen ist (Rabelais 1483—1553, Montaigne 1533—1592, Locke 1632—1704 und Rousseau 1712—1778) aus ihren Schriften nachzuweisen, soll in den Anm. 12 bis 18 versucht werden. (Inbezug auf Rabelais kommen hier in Betracht B. I, Kap. 23, 24 und 29. Was die aus Montaigne's, Locke's und Rousseau's angeführten Stellen betrifft, so sind folgende Ausgaben zu vergleichen: Essais de Montaigne. Edit. en 4 vol. p. Ch. Louandre. Paris, Charpentier. 1861; Some Thoughts concerning Education by John Locke. 12. Edit. London. Printed for S. Brith. MDCCLII; Emile ou de l'Education p. Jean-Jacques Rousseau. Nouv. Edit. — Paris, Firmin Didot Frères 1861. Les Confessions de J.-J. Rousseau. Nouv. Edit. — Paris, Charpentier. 1858; Petits Chefs-d'oeuvre de J.-J. Rousseau—Paris, Firmin Didot Frères. 1861).

Es soll nicht behauptet werden, daß die drei zuletzt genannten Philosophen ihre reformatorischen Ideen über Erziehung und Unterricht unmittelbar aus Rabelais' Gargantua und Pantagruel entlehnt haben, wohl aber, daß François Rabelais vor ihnen ähnliche Gedanken aussprach, daß diese, von Montaigne in seinen Essais zu den seinigen gemacht, nicht ohne Einfluß auf Locke und Rousseau geblieben sind, und daß demnach die Aussprüche der französischen Literaturhistoriker Demogeot (Histoire de la Littérat. française, p. 288. — Paris, Hachette 1860): „Der Erziehungsplan für Gargantua ist außerordentlich für sein Jahrhundert; Locke, Montaigne und Jean-Jacques haben ihn nur erweitert," und Villemain (Tableau de la Littérat. franç. T. II. p. 261): „Freie und kühne Geister begannen das alte klerikale Erziehungssystem zu erschüttern. Der erste Reformator war Rabelais, ein tiefer und vernünftiger Reformator mit drolligen Einfällen," ihre volle Berechtigung haben.

Warum legten aber Rabelais und seine 3 Nachfolger, von denen 2 der Kinderwelt durch das Band der Familie nicht nahe standen, ein so großes Gewicht auf die Erziehung der Jugend? „Von jeher haben sich", sagt Hettner (Literaturgesch. ꝛc. Bd. II., R. 457) „umgestaltende Geister gern an die Jugend gewendet. Es giebt keine irgendwie bedeutende geistige Strömung, welche nicht ihre bestimmten Spuren in der Geschichte der Erziehung zurückgelassen hätte. Wie Plato für seine Republik sich seine Bürger erst selbst erziehen muß, so hat auch Goethe in den sozialistischen Zukunftsträumen, welche er in Wilhelm Meisters Wanderjahren darstellt, besondere „pädagogische Provinzen" errichtet, um den neuen Zuständen neue Menschen entgegen zu bringen ..... Auch die Denker der französischen Aufklärung begriffen frühzeitig, wie richtig es sei, ihr Augenmerk auf die Erziehung zu richten."

Der Forderungen (vgl. Arnstädt, François Rabelais ꝛc. S. 189—242), welche Rabelais in seinem Erziehungs- und Unterrichtsplane aufstellt, giebt

es fünf: a. Anschaulichkeit des Unterrichts, b. Gewöhnung zur Selbständigkeit im Denken, c. Erziehung zur praktischen Tüchtigkeit und Bildung fürs Leben, d. harmonische Ausbildung des Körpers und Geistes, e. bessere Methoden und sanftere Behandlung der Schüler. Möchten die Anmerkungen, welche dem Erziehungs- und Unterrichtsplane für Gargantua beigegeben sind, dem Leser die Ueberzeugung geben, daß Rabelais in der That der Vorläufer der genannten drei Philosophen gewesen ist und daß die Forderungen, welche wir in seinen Worten zu erkennen geglaubt haben, wirklich als solche anerkannt werden, die zuerst von ihm aufgestellt worden sind.

Der Erziehungs- und Unterrichtsplan, welchen Rabelais den Ponokrates entwerfen und durchführen läßt, ist der Art, daß der Zögling in der Jugend durch seinen Erzieher so geleitet wird, daß er späterhin sein eigner Führer werden kann. Da es zu Rabelais' Zeit außer den Universitäten und Klosterschulen nur wenig höhere und niedere öffentliche Schulen gab, so lag die Nothwendigkeit auf der Hand, die Söhne höherer Stände durch Privat- und Hauslehrer unterrichten zu lassen. Man darf sich daher nicht wundern, daß Rabelais, um seine pädagogischen Ansichten darzulegen, diese Weise der Erziehung gewählt hat, daraus aber nicht den Schluß ziehen, daß er die Erziehung durch den Hauslehrer als die beste und vortheilhafteste anerkennt. Ganz anders steht dies bei Montaigne, der mit aller Bestimmtheit verlangt, daß man dem Kinde einen Führer wähle. „Es ist," sagt er T. I, p. 203, „nicht zu verwundern, wenn diejenigen, welche, wie es heut zu Tage Brauch ist, es unternehmen, viele Kinder von verschiedener Geistesfähigkeit zugleich zu unterrichten und in gleicher Weise zu erziehen, unter einem ganzen Haufen kaum zwei oder drei finden, an denen diese Erziehung sich einigermaßen fruchtbar erweist." Auch Locke, welcher selbst Hauslehrer in mehreren vornehmen Familien war, berücksichtigt in seinen „Thoughts concerning Education" allein die Privaterziehung und sieht nur Nachtheiliges im gemeinsamen Schulleben der Jugend. „Es ist wahr," sagt er (p. 77.), „daß, wenn man das Kind außer dem Hause erzieht, es kühner und listiger wird und daß der Wetteifer der Schulknaben oft Leben und Fleiß den einzelnen Schülern bringt; aber so lange man nicht eine Schule findet, in welcher es möglich ist, auf die Sitten der Schüler ebenso zu achten und auf die Bildung zur Tugend eine ebenso große Sorgfalt zu verwenden, wie auf die Bildung ihrer Zungen für gelehrte Sprachen, muß man bekennen, daß man einen sonderbaren Werth auf Worte legt, wenn man des Kindes Unschuld und Tugend für ein wenig Griechisch und Latein auf's Spiel setzt. Was die Kühnheit oder den Geist betrifft, welchen die Knaben unter ihren Schulkameraden gewinnen, so ist er gewöhnlich mit Roheit und einem übelgeleiteten Selbstvertrauen gemischt, und es ist nöthig, daß diese wieder abgelegt und mit besseren Grundsätzen und Manieren vertauscht werden, wenn aus dem Knaben ein wahrhaft würdiger Mann werden soll." (p. 122): „Ich kann nicht ohne Erregung daran denken, daß man, um den Geist eines Jünglings zu bilden, ihn mit einer Truppe anderer Kinder in ein Gymnasium gehen und ihn dort unter Peitschenhieben arbeiten läßt, als sollte er, um so zu sagen, Spießruthen durch die Klassen laufen." Die Eltern sollen daher weder Kosten, noch Mühe sparen, um ihren Kindern einen tüchtigen Hofmeister zu geben. (p. 115): „Die Betrachtung des Aufwandes, welche man machen

muß, um seinen Kindern einen tüchtigen Erzieher zu geben, darf diejenigen nicht entmuthigen, welche die Ausgabe zu machen im Stande sind."

Rousseau geht, was die Erziehung durch den Hauslehrer betrifft, noch weiter, denn er giebt seinen Emil von der zartesten Jugend ab in die Hände eines Erziehers und verlangt, daß dieser immer bei ihm sei bis zu dem Zeitpunkte, wo sein Zögling als selbständiger Mann ins Leben tritt, bis zu seiner Verheiratung. Die Privaterziehung, welche Rabelais nothwendigerweise empfiehlt, weil zu seiner Zeit nur wenig gute Schulen existirten, wird von Montaigne, Locke und Rousseau als die einzig richtige und den Schülern vortheilhafte hingestellt. Die neueren Pädagogen sind darüber anderer Meinung: sie verkennen nicht, daß der Unterricht und die Erziehung in der öffentlichen Schule mit manchen Nachtheilen verbunden sein können, da das jugendliche Alter für das Böse ebenso empfänglich ist wie für das Gute. Dieser Nachtheil jedoch, dem der Lehrer durch verdoppelte Aufmerksamkeit und durch die Aufnahme einer nicht zu großen Zahl von Schülern in eine Klasse begegnen kann, wird weit aufgewogen durch die Vortheile, welche der gemeinsame Unterricht der Zöglinge in den öffentlichen Schulen bietet. Man kann dreist behaupten, daß der öffentliche Unterricht viele anregende, fördernde und belebende Elemente hat, und daß er für Schüler, deren Natur zur Verzagtheit, Langsamkeit und Trägheit neigt, fast allein zum gewünschten Ziele der Geistes- und Charakterbildung führt. Es ist also der öffentliche Unterricht nicht, wie Montaigne meint, ein Auskunftsmittel für diejenigen, welche sich einen Hauslehrer nicht halten können, sondern ein richtiger Weg zur Verstandes- und Charakterbildung des Jünglings in unserer Zeit.

12. (S. 59.) Es ist häufig der Fall, daß Schüler durch zu große Nachsicht der Eltern oder der erziehenden Personen im Hause, durch den Umgang mit Dienstpersonen und Ihresgleichen Fehler angenommen haben, die in späterer Zeit, wenn einer oder der andere Erzieher einen Weg zur Besserung einschlagen will, wieder abgewöhnt werden müssen. Diese Abgewöhnung ist oft ein lang dauerndes und schweres Stück Arbeit für den Erzieher. Der erste Schritt, der hierin gethan werden muß, ist eine lange Beobachtung des Schülers, und nur dann erst, wenn der Lehrer den Schüler und die Weise, durch welche er die Fehler sich angeeignet hat, genau kennt, soll er zu den Mitteln zur Besserung greifen, welche ihm passend scheinen. Vorsicht und Geduld muß jeder Lehrer zeigen, und diese rühmt hier Rabelais dem Ponokrates nach. Dazu gehört freilich, daß der Lehrer ein ganz anderer ist, als es Thubal Holofernes und Jobelin Bridé, die ersten Erzieher des Gargantua, waren. Was Rabelais ferner von einem Erzieher verlangt, erkennen wir deutlich beim Lesen seines Erziehungs- und Unterrichtsplans für Gargantua. Auch Montaigne, Locke und Rousseau haben sich über die Eigenschaften eines Erziehers und die Forderungen, welche an ihn zu stellen sind, ausgesprochen. Nach ihnen ist es keine kleine Aufgabe, Erzieher zu sein, und das Bild, welches sie von der Lebensaufgabe und der Stellung eines solchen Mannes entwerfen, ist wohl werth, jedem jungen Manne vorgehalten zu werden, bevor er sich diesem Berufe widmen will. Montaigne (T. I. p. 203): „Man wähle dem Kinde einen Führer, dessen Kopf hell und klar sei; man achte dabei mehr auf seine Sitten und seinen Verstand als auf große Gelehrsamkeit und verlange, daß er sich nicht auf die alte Weise benehme". — „Man schreit uns immer (T. I. p.

203—204) in die Ohren als ob man es in einen Trichter schüttete, und unser Thun besteht nur darin, das wieder zu sagen, was man uns vorgesagt hat. Nun wünscht' ich aber, daß der Erzieher hierin eine Besserung eintreten ließe und gleich zu Anfange, nach dem Maße der Fähigkeiten der Seele, die er bilden soll, damit begönne, ihr Geschmack für die Dinge beizubringen, damit sie von selbst wählen und unterscheiden lerne. Zuweilen müßte er dem Zögling auf den Weg helfen, zuweilen ihn ganz allein gehen lassen. Er darf nicht immer den Ton angeben und allein reden; er muß ihn auch hören und sprechen lassen. Es ist gut, daß er ihn vor sich trottiren lasse, damit er seinen Gang kennen und beurtheilen lerne, wie tief er sich herablassen müsse. Versäumt er dies, so verdirbt er alles. Dies zu treffen und sich danach zu richten ist unter allen Pflichten, die ich vom Erzieher fordere, die nothwendigste. Und es ist die Wirkung einer hohen und starken Seele, sich zu diesem kindlichen Gange herabzulassen und das Kind leiten zu können." Auf die Frage: Wie soll der Erzieher beschaffen sein? antwortet Locke (p. 113.) so: „Bei der Erziehung der Kinder achte man darauf, daß man von den ersten Jahren an eine kluge, bedächtige und geschickte Person zu den Kindern setze, die dafür Sorge zu tragen hat, daß sie nur gute Eindrücke erhalten, vor jeder Art von Fehlern gehütet und ganz besonders vor Ansteckung durch schlechte Gesellschaft bewahrt werden. Ich glaube, daß dieses Amt viel Klugheit, Nüchternheit, Mäßigung, Zärtlichkeit, Fleiß und Besonnenheit erfordert, Eigenschaften, welche schwer in einer Person vereinigt gefunden werden." (p. 116—117): Von einem Erzieher verlangt man gewöhnlich, daß er ein besonnener und gelehrter Mann sei. Das ist alles, was Eltern fordern. Wird aber, wenn ein solcher seinem Schüler sein ganzes Latein und seine Logik, die er mit von der Universität gebracht, eingepaukt hat, dies hinreichend sein, um den Schüler zu einem gebildeten Manne zu machen, oder kann man erwarten, daß der Schüler mehr Bildung, mehr Weltkenntnisse besitze und besser unterrichtet sei über die Erfordernisse der wahren Tugend als sein junger Erzieher? Um einen jungen Gentleman zu bilden, wie er sein soll, ist es nöthig, daß der Erzieher selbst erzogen sei, daß er die Welt und alle Anstandsregeln inbezug auf die verschiedenen Personen, Zeiten und Oerter kenne und seinen Zögling, soweit es sein Alter erlaubt, zur Beobachtung derselben nöthige. Das ist eine Kunst, welche nicht durch Bücher gelernt werden kann, nur gute Gesellschaft und gute Beobachtungsgabe können sie bringen." (p. 120): „Auch die Welt sollte der Erzieher wohl kennen, d. h. den Geist, die Launen, Thorheiten, Betrügereien, die Fehler seiner Zeit und des Landes, wo er lebt. Er soll ihn die Menschen und ihre verschiedenen Charaktere kennen lehren, sie ihm zeigen, wie sie sind, indem er ihnen die Maske abnimmt, mit welcher ihre verschiedenen Stellungen und Vorwände sie zu bedecken scheinen; er soll ihm zeigen, was in Wahrheit unter dem Scheine verborgen ist, damit er nicht nach dem Aeußeren urtheile und durch den Anschein und gewinnende Manieren sich nicht täuschen lasse." (p. 125): „Einen jungen Mann für die Welt erziehen, das ist nicht das Produkt eines oberflächlichen Nachdenkens und vielen Lesens, sondern der Erfolg der Erfahrung und Beobachtung in einem Manne, welcher in der Welt mit offenen Augen gelebt und mit Männern aller Art verkehrt hat." (p. 269): „Derjenige, welcher das Amt eines Erziehers übernimmt, sollte mehr in sich haben als Latein; er sollte eine Person von großer Tugend und Klugheit mit

gesundem Sinn, Humor und Geschicklichkeit begabt sein, er sollte Ernst, Leichtigkeit und Güte in dem Umgange mit seinem Zöglinge zeigen können." (p. 131—132): „Ein guter Erzieher braucht nicht ein gelehrter Mann zu sein. Ein Mann von Geist und gereiftem Alter kann, ohne selbst in einer Wissenschaft ganz bewandert zu sein, aus Büchern immer soviel lernen, daß er seinen Zögling, der ja noch ein Neuling in allen Wissenschaften ist, mit Erfolg zu unterrichten vermag. Die Bildung und der richtige Takt in der Gesellschaft können nicht aus Büchern gelernt werden. Aus welchem Grunde sage ich dies? Damit diejenigen, welche eines Erziehers bedürfen, weder Kosten, noch Mühe scheuen, einen solchen zu suchen, und damit sie die Punkte kennen lernen, welche sie ganz besonders zu beobachten haben." Locke entwirft in seinen „Thoughts concerning Education" ein ausführliches und wahres Bild von dem Erzieher. — Nicht geringer sind die Anforderungen, welche Rousseau an einen solchen stellt (Emile, p. 23): „Man spricht oft über die Eigenschaften eines guten Erziehers. Die erste, welche ich fordere — und sie setzt viele andere voraus — ist die, daß er nicht käuflich sei. Es giebt so edle Berufsarten, daß man sie nicht für Geld ausüben kann, ohne sich ihrer unwürdig zu machen: eine solche ist die des Erziehers. Wer soll aber mein Kind erziehen? fragt der Vater. Du selbst. Ich kann es nicht. Erwirb dir dann einen Freund! Ich kenne kein anderes Mittel. Ein Erzieher! o welch hohe Seele! In Wahrheit, um einen Menschen zu erziehen, muß man selbst Vater oder mehr als Mensch sein. Das ist das Amt, das man ruhig Miethlingen anvertraut. Fast wäre es nöthig, daß der Erzieher selbst für einen Zögling erzogen worden sei. Wie kann ein Kind gut erzogen werden durch einen Mann, der nicht selbst wohl erzogen ist? Ist dieser seltene Sterbliche zu finden? Ich weiß es nicht, Ein Vater, der ihn suchen will, thut besser, diese Pflicht selbst zu übernehmen, da das Auffinden eines solchen Mannes vielleicht schwerer ist, als die Erziehung selbst. Kann er sich einen Freund erwerben, der diese Pflicht übernehmen will, so ist schon die Hälfte des Werkes gethan." (p. 25): „Der Erzieher eines Kindes muß jung sein, und zwar so jung, als ein weiser Mann überhaupt sein kann. Ich wünschte, daß er selbst Kind wäre, wenn dies möglich sein könnte, daß er der Begleiter seines Zöglings werden und durch die Theilnahme an seinen Spielen und Vergnügungen sich sein Vertrauen erwerben könnte. Es giebt zu wenig Gemeinschaftliches zwischen der Kindheit und dem Mannesalter, als daß sich in dieser Entfernung ein sehr festes Band knüpfen könnte. Man hat gewollt, daß der Erzieher schon einen Zögling erzogen habe: das ist zuviel, ein Mensch kann nur eine Erziehung leiten." (p. 26): „ Der Erzieher Emil's ist sehr verschieden von demjenigen, der nur 4 Jahr mit seinem Zöglinge zusammen ist. Diesem giebt man einen schon ganz gebildeten (tout formé) Menschen. Mein Zögling soll schon einen Erzieher bei seiner Geburt haben. Euer Erzieher kann seinen Zögling nach 5 Jahren wechseln, der meinige hat nur einen. Ihr macht einen Unterschied zwischen précepteur und gouverneur, eine andere Thorheit! Unterscheidet ihr den Schüler von dem Zöglinge? Es giebt nur eine Wissenschaft, die man ihm beibringen muß, das ist die der Pflicht des Menschen . . . . Uebrigens nenne ich den Lehrer dieser Wissenschaft besser gouverneur als précepteur, weil sich's weniger darum handelt, zu unterrichten als zu leiten; er darf nicht Vorschriften geben, er muß sie finden lassen."

Rabelais zeigt uns Ponokrates, welchen er dem Gargantua als Erzieher giebt, als einen umsichtigen, geduldigen, opferfreudigen, aufmerksamen, fleißigen und weltklugen Mann. Montaigne und Locke stellen dieselben Forderungen an den Erzieher und betonen besonders die letzte Eigenschaft desselben. Auch Rabelais läßt, wie Rousseau, den Ponokrates die Erziehung des Gargantua ganz zu Ende führen, er zeigt sich aber nicht so ängstlich wie dieser in seinem Emil, denn Ponokrates übernimmt seinen Zögling tout formé und hat durch seinen Unterricht und durch sein Beispiel es dahin gebracht, daß Gargantua die Fehler ablegt und seine günstigen Anlagen vollständig entwickelt.

**13.** (S. 59 u. 66.) Nicht bloß darum, daß sein Zögling Lust zu den Studien bekommen möchte, brachte er ihn in die Gesellschaft gelehrter und erfahrener Männer, sondern auch darum, daß er durch ihre Urtheile belehrt, zum Selbsturtheile angeregt und durch ihre Fragen zur Antwort und zum klaren Gedankenausdruck veranlaßt und gewöhnt werden sollte. So führt er auch Gargantua in die öffentlichen Vorlesungen, damit er von anderen Lehrern höre, was ihm sein Erzieher nicht gab, oder was er ihn von einer anderen Seite aufzufassen gelehrt hatte. In der That, ein Jüngling gewinnt durch den Umgang mit Seinesgleichen, mit gebildeten Personen und besonders solchen, welche, wie Rabelais sich ausdrückt, weit gereist sind, nicht nur an Fertigkeit und Klarheit im Gedankenausdruck, an Weltklugheit und Umgangsformen, sondern auch an Bildung seines Charakters. Beispiel, Beobachtung und Erfahrung führen den Zögling zur eignen Erkenntniß und lassen den Wunsch in demselben entstehen, das zu sein, was andere an tüchtigen Männern schätzen und achten. Ponokrates beginnt deshalb den Unterricht mit dem Lesen des göttlichen Wortes, seines Zöglings religiöses Gefühl wird durch das Gebet genährt, Gespräche über die Pflichten des Zöglings sind nicht selten und der Umgang mit edlen Menschen wird immer gesucht; auch sorgt sein Erzieher dafür, daß ihm Beobachtungen und Erfahrungen geboten werden, wodurch er nicht allein sein Wissen bereichern, sondern auch in der Tugend sich befestigen kann. Wenn wir die Geschichte der beiden Riesen verfolgen, so bemerken wir, daß mehrere Begleiter des Pantagruel roh und zügellos sind und kaum auf Sittenreinheit Anspruch machen können, sodaß sie wohl durch ihr Beispiel Pantagruel's Tugendleben gefährlich werden könnten. Dennoch schildert er den Helden inmitten seiner Umgebung als einen Charakter, welcher sich durch nichts bestimmen läßt, von seinen Grundsätzen abzuweichen. Montaigne spricht es in folgenden Stellen deutlich aus, daß er den Mann von großem Wissen wenig achtet, wenn er nicht zugleich als Charakter sich zeigt (T. I. p. 179): „Die Sorge und der Aufwand unserer Väter für uns haben keinen anderen Zweck, als uns den Kopf mit Wissenschaften anzufüllen. Das Herz zu bilden, daran denkt man nicht. Zeigt dem Volke 2 Männer und rühmt die Gelehrsamkeit des einen und die Herzensgüte des anderen. Es wird sich nicht abhalten lassen, seine Blicke und seine Verehrung auf den ersten zu richten. Wir erkundigen uns gewöhnlich: Versteht er das Griechische oder Latein? Schreibt er in Versen oder in Prosa? Ob er aber besser und besonnener geworden ist, das ist Nebensache, obwohl es die Hauptsache sein sollte." (T. I. p. 189—191): „Es ist merkwürdig, daß in der vortrefflichen Gesetzgebung des Lykurg so wenig Rücksicht auf Wissenschaft genommen worden ist; gleichsam als ob man dieser hochherzigen Jugend, die kein anderes Joch dulden wollte als die Herr-

schaft der Tugend, anstatt unserer heutigen Lehrer in den Wissenschaften nur Lehrer der Tapferkeit, der Klugheit und Gerechtigkeit zu geben für nöthig gehalten habe; ein Beispiel, dem Plato in seiner Gesetzgebung gefolgt ist. Der Lakedämonier Verfahren beim Unterrichte der Jünglinge bestand darin, daß sie ihnen Fragen über Beurtheilung der Menschen und ihrer Handlungen vorlegten, und wenn sie eine Person oder That verdammten oder lobten, mußten sie Gründe für ihr Urtheil beibringen; auf diese Weise schärften sie ihren Verstand und lernten zugleich das Recht ..... Man reiste, sagt man, nach den anderen Städten in Griechenland, um Redner, Maler und Tonkünstler zu suchen, nach Lakedämon aber ging man, um Gesetzgeber, Staatsmänner und Feldherrn zu finden. Zu Athen lernte man schön sprechen, und hier schön handeln; dort ein sophistisches Argument zergliedern und die Täuschung lustig verschraubter Worte enthüllen; hier vor dem Reiz der Wollust sich hüten und mit großer Seelenstärke die Drohungen des Unglücks verachten. Die Athenienser haschten nach Worten, die Lakedämonier nach Thaten; dort gab es eine ununterbrochene Uebung der Zunge, hier eine immerwährende Uebung der Seele. Daher ist es auch nicht zu verwundern, wenn sie, als Antipater von ihnen 50 Kinder als Geiseln forderte, ganz das Gegentheil von dem thaten, was wir gethan haben würden, und zur Antwort gaben, sie wollten ihm lieber zweimal soviel erwachsene Männer geben. So hoch schätzten sie den Verlust der Erziehung ihres Landes." (T. III, p. 94): „Ich komme gern auf unsere verkehrte Erziehung zurück; man hat nicht den Zweck gehabt, uns weise und gut zu machen, sondern gelehrt; man hat es erreicht; man hat uns nicht das Verfolgen und Erfassen der Tugend gelehrt, sondern die Ableitung und Etymologie ihrer Namen eingetrichtert."

Locke setzt die Charakterbildung weit über die wissenschaftliche (p. 34): „Das große Prinzip und der Grund zu aller Tugend und allem Werthe stützt sich darauf, daß ein Mann fähig sei, seine Wünsche sich zu versagen, seine Neigungen zu durchkreuzen und nur dem zu folgen, was die Vernunft für das Beste hält, obwohl die Neigung zu einem anderen Wege hinleitet." (p. 125—126): „Ich halte es für sehr wichtig, daß ein junger Mann sich einen festen Charakter erwerbe, damit er, wenn er in die Welt eintritt, nicht dem gleich sei, der auf der See ohne Kompaß und ohne Karte sich befindet; ferner, daß er einige Kenntniß von den Klippen habe, die auf seinem Wege sich finden können und daß er im voraus das Steuerruder zu lenken wisse, damit er nicht Schiffbruch leide, bevor er durch die Erfahrung unterrichtet worden ist. Ein Vater, welcher nicht glaubt, daß dies wichtiger sei als Sprachen und Wissenschaften, beachtet nicht, daß es weit nützlicher ist, über die Menschen zu urtheilen und die Angelegenheiten, welche man abzumachen hat, in kluger Weise zu ordnen, als griechisch und lateinisch zu sprechen und in vorgeschriebener Weise Schlüsse zu bilden." (p. 128): „Der Erzieher soll seinem Zöglinge solide Grundsätze der Tugend und Weisheit einflößen, ihn unbemerkbar die Menschen kennen lehren, ihn bewegen das zu lieben, was trefflich und der Achtung würdig ist, aber mit dem Grade von Kraft, Thätigkeit und Fleiß, der nöthig ist, um zum Ziele zu gelangen." (p. 220—222): „Man ist vielleicht erstaunt, daß ich das Wissen als die letzte Sache betrachte, die einem Kinde nöthig ist, besonders wenn ich sage, daß es die am wenigsten wichtige Sache ist. Das erscheint sonderbar in dem Munde eines Gelehrten. Da das

Wissen bei der Erziehung der Kinder gewöhnlich die Hauptsache ist (man denkt fast an nichts anderes), so ist das, was ich sage, der gewöhnlichen Meinung ganz entgegengesetzt. Wenn ich bedenke, wie sehr man sich abmüht, um ein wenig Latein und Griechisch den Kindern beizubringen, wie viel Jahre darauf verwendet werden und wie oft diese Sorge Verlegenheiten mit sich führt, ohne eine Frucht aufzuweisen, so bin ich versucht zu glauben, daß die Eltern noch mit einer Art achtungsvoller Scheu die Ruthe der Schulmeister betrachten, welche sie als das alleinige Mittel ansehen, das man bei der guten Erziehung der Kinder anwenden kann."

Rousseau (p. 21): „Man übergiebt das Kind einem Lehrer, welcher alles lehrt, aber es lernt nicht sich selbst kennen, nicht leben und nicht sich glücklich machen. Wenn dann dieses sklavische und zugleich tyrannische Kind, mit Wissen angefüllt und der Sinne beraubt, an Körper und Geist gleich schwach, in die Welt geworfen wird, soll man dann, da es seine Albernheit, seinen Stolz und seine Fehler überall zeigt, über das menschliche Elend sich nicht beklagen?" (p. 293): „Ich werde nicht müde, es wieder zu sagen: unterrichtet die Jünglinge mehr durch Handlungen als durch Reden! sie mögen das, was die Erfahrung lehren kann, nicht aus Büchern lernen." (Petits Chefs-d'oeuvre, p. 20): „Wenn die Pflege der Wissenschaften den kriegerischen Eigenschaften schädlich ist, so ist sie's noch mehr den moralischen. Von unserer frühesten Jugend ab ziert eine unsinnige Erziehung unseren Geist und verdirbt unser Urtheil. Ich sehe überall ungeheure Erziehungsanstalten, wo man mit großen Kosten die Jugend erzieht, um sie in allen Dingen zu unterrichten, ausgenommen in den Pflichten. Eure Kinder werden ihre Muttersprache nicht kennen lernen, aber sie werden andere sprechen lernen, die nirgends im Gebrauche sind; sie werden Verse machen lernen, die sie kaum verstehen werden; ohne die Wahrheit von dem Irrthume unterscheiden zu können, werden sie die Kunst besitzen, die Wahrheit anderen durch Scheingründe zu verdunkeln, aber sie werden nicht wissen, was die Worte: Seelengröße, Billigkeit, Mäßigung, Humanität und Muth bedeuten."

Die Idee, daß der Mensch durch die Erziehung zur Tugend zunächst und nicht zur Gelehrsamkeit geführt werde, oder auch, daß die Charakterbildung der nächste, das Wissen ein untergeordneter Zweck der Erziehung sei, haben diese 4 Pädagogen in dem Vorhergehenden deutlich ausgesprochen.

**14.** (S. 60, 61, 62, 66, 67 u. 68) Anschaulichkeit des Unterrichts. Nach dem Unterrichtsplane des Ponokrates hatte Gargantua des Vormittags 3 Stunden, ebensoviel des Nachmittags, die übrige Zeit wurde wechselsweise durch Gespräche mit seinem Lehrer, durch gelegentliche Repetitionen, Naturbeobachtung, Körperübungen und Vergnügungen ausgefüllt.

So läßt Rabelais den Gargantua durch Ponokrates unterrichten. Das bisherige Lernen des Gargantua war ein reines Wortlernen, durch welches der Schüler nur hingehalten und dümmer wurde. Wenn wir die Unterrichtsgegenstände und die anschauliche Weise betrachten, in welcher sie gelehrt werden, so müssen wir gestehen, daß es noch einer langen Zeit bedurfte, bevor sie in unseren Schulen einen Platz und solche Berücksichtigung fanden. Luther und die Pädagogen seiner Zeit kennen und wollen sie nicht. Auch Montaigne's und Locke's Gedanken über Erziehung und Unterricht konnten ihre Zeitgenossen nicht bewegen, den Unterricht in dieser Weise zu ertheilen. Selbst Comenius

durfte sich nicht rühmen, daß sein „Orbis pictus" eine gänzliche Aenderung in dieser Beziehung herbei geführt hätte, bis endlich Rousseau's beredter Mund die deutschen Pädagogen, an ihrer Spitze Pestalozzi, bewog, die Anschaulichkeit des Unterrichts als die erste Forderung hinzustellen und ihr gemäß beim Unterrichte zu verfahren.

Montaigne will mit Rabelais denselben Weg beim Unterrichte eingeschlagen wissen. Er spricht sich in seinen „Essais" so darüber aus (t. I, p. 202): „Möge der Lehrer dem Schüler das, was er ihm beibringen will, unter hundert Gesichtspunkten zeigen und den verschiedenen Gegenständen anpassen, um zu sehen, ob er es wohl aufgenommen und zu dem Seinigen gemacht hat." (t. I, p. 212): „Man bringe ihm die löbliche Neugierde bei, sich nach allen Dingen zu erkundigen. Alles, was in seiner Nähe bemerkenswerth ist, muß er sehen: ein Gebäude, einen Brunnen, einen Menschen, den Ort einer Schlacht rc." (t. I, p. 207): „Beim Lernen dient alles, was sich unserem Auge darbietet, als nützliches Buch." (t. I, p. 213): „Zu den Menschen, mit denen der Zögling umgehen soll, gehören auch jene, die nur noch in Büchern leben. Vermittelst der Geschichte wird er sich mit den großen Männern der besten Zeitalter bekannt machen. Dies ist ein Studium von unschätzbarer Frucht und das einzige, welches, wie Plato sagt, die Lakedämonier sich vorbehalten hatten. Welchen Vortheil wird er nicht aus dem Lesen der Lebensbeschreibungen des Plutarch ziehen! Der Zögling soll aber nicht bloß Jahr und Tag der Zerstörung Karthago's kennen lernen, sondern vorzüglich mit den Charakteren Hannibal's und Scipio's bekannt gemacht werden. Er lerne nicht bloß die Begebenheiten selbst, sondern richtig darüber urtheilen." (t. I, p. 216): „Die Welt ist der Spiegel, in den wir schauen müssen, um uns selbst kennen zu lernen. Kurz, ich verlange, daß sie das Buch meines Schülers sei. So vielerlei Charaktere, Urtheile, Meinungen, Gesetze und Gewohnheiten lehren uns, richtig über unsere eigenen zu urtheilen."

Auch Locke dringt in seinen „Thoughts concerning Education" auf Anschaulichkeit des Unterrichts (p. 225): „Ein elfenbeinerner Würfel von 32 oder 25 Flächen, von denen zuerst zwei oder vier, nach und nach aber die übrigen mit Buchstaben beschrieben würden und auf welche man Gewinne setzen könnte, sollte als Mittel zum Lesenlernen dienen." (p. 229): „Aesop's Fabeln sind das beste Lesebuch für Kinder, weil es Erzählungen enthält, die ein Kind ergötzen und unterhalten. Wenn dieses Buch mit Bildern versehen ist, wird es das Kind um so besser unterhalten, es zum Lesen reizen und seine Kenntnisse vermehren; denn man spricht vergeblich zu Kindern von diesen sichtbaren Gegenständen, wenn sie keine Begriffe davon haben. Diese Begriffe kann es nicht bekommen durch den Klang der Worte, sondern durch die Dinge selbst oder ihre Bilder. Ich bin der Meinung, daß man, sobald ein Kind zu buchstabiren beginnt, soviel Bilder von Thieren mit untergesetzten Namen ihm verschaffe, als man auffinden kann. Dies wird dasselbe zum Lesen nöthigen und ihm zugleich zum Fragen und Lernen Gelegenheit geben. Reinhart Fuchs ist ein anderes Buch, was diesem Zwecke dienen kann." (p. 257): „Da das Lernen des Latein nur ein Wortlernen ist, eine wenig angenehme Beschäftigung für Jung und Alt, verbinde man damit soviel andere Kenntnisse als möglich. Man berücksichtige dabei vorzüglich die Kenntniß der Dinge, die am meisten in die Augen fallen, z. B. der Mineralien, der Pflanzen und Thiere,

besonders der Fruchtbäume und ihrer verschiedenen Arten und der Weise ihrer Verbreitung. Das sind Dinge, von denen ein Kind einen guten Theil lernen kann und deren Kenntniß ihm später von Nutzen sein wird. So muß man vorzüglich auch die Geographie, Astronomie, Anatomie berücksichtigen. Worin man es auch unterrichte, das ist nicht zu vergessen, daß man nicht mit zuviel Dingen auf einmal seinen Geist ermüde."

Rousseau (Emil, p. 99): „Obwohl das Gedächtniß und der Verstand zwei wesentlich verschiedene Fähigkeiten sind, entwickelt sich dennoch die eine nur mit der anderen. Vor dem vernünftigen Alter empfängt das Kind keine Begriffe, aber Bilder, und zwischen beiden giebt es diesen Unterschied: Die Bilder sind unabhängige Vorstellungen oder Abbilder der wahrnehmbaren Objekte, während die Ideen durch Verhältnisse bestimmte Begriffe von Objekten sind. Ein Bild kann in dem Geiste allein bestehen, aber jede Idee setzt andere voraus." (p. 133—134): „Die ersten Vermögen, welche sich in uns bilden und vervollkommnen, sind die Sinne; sie sind also auch die ersten, welche man pflegen muß; sie sind die einzigen, die man vergißt, oder diejenigen, die man am meisten vernachlässigt. Man übt die Körperkräfte. Haben wir aber nur Arme und Beine? Haben wir nicht auch Augen und Ohren? Sind diese Organe überflüssig für den Gebrauch der ersteren? Uebt also nicht nur diese Kräfte, übt alle Sinne, welche sie leiten; zieht aus jedem von ihnen allen möglichen Vortheil, dann prüft den Eindruck des einen durch den anderen. Meßt, zählt, wägt, vergleicht! Handelt es sich darum, eine Masse zu bewegen, so muß der Zögling den passenden Hebel wählen; er möge versuchen, ihm die richtige Länge zu geben. Handelt sich's darum, eine Last zu tragen, so mag er das Gewicht mit den Augen schätzen lernen, wenn er sie so schwer nehmen will als er sie tragen kann. Kann er zwischen Massen von demselben Stoffe und verschiedener Größe einen Vergleich anstellen, so mag er dann unter Massen von gleicher Größe und verschiedener Art wählen; es wird nöthig werden, ihre spezifischen Gewichte zu vergleichen." (p. 145): „Es giebt tausend Mittel, sie für das Messen, Kennenlernen und Schätzen der Entfernungen zu interessiren. Da ist ein sehr hoher Kirschbaum. Wie werden wir's anfangen, um die Kirschen zu pflücken? Ist die Leiter der Scheuer gut dazu? Da ist ein breiter Bach. Wie werden wir ihn überschreiten? Wird eins von den Bretern im Hofe von einem Ufer zum anderen reichen? — Wir möchten von den Fenstern aus im Schloßgraben fischen. Welche Länge muß unsere Leine haben? Ich möchte eine Schaukel zwischen diesen beiden Bäumen anbringen. Würde ein Strick von zwei Toisen hinreichend sein? Man sagt mir, daß unser Zimmer in dem anderen Hause 25 □Fuß haben soll. Glaubst du, daß es für uns passe? Wird es größer sein als dieses? Wir haben großen Hunger. Da sind zwei Dörfer. In welchem von beiden werden wir früher sein, um das Mittagsmahl einnehmen zu können?" 2c. (p. 151—153): „Ich habe gesagt, daß die Geometrie der Fassungskraft der Kinder nicht angemessen sei; das ist unsere Schuld. Anstatt uns die Demonstrationen finden zu lassen, diktirt man sie; anstatt uns zum Urtheil zu bringen, urtheilt der Lehrer für uns, und nur unser Gedächtniß wird geübt. Macht genaue Figuren, verbindet sie, setzt sie aufeinander und prüft ihre Verhältnisse; ihr werdet die ganze Elementargeometrie finden, wenn ihr von Beobachtung zu Beobachtung fortschreitet. Was mich betrifft, so will ich die Geometrie Emil nicht lehren, er soll sie mich lehren; ich werde die Verhältnisse

suchen, und er wird sie finden, denn ich werde sie in der Weise suchen, daß er sie finden muß. Z. B., anstatt mich eines Zirkels zu bedienen, um einen Kreis zu zeichnen, werde ich ihn mit einer Spitze am Ende eines Fadens, der sich um einen Punkt dreht, beschreiben. Wenn ich nachher die Halbmesser unter sich vergleichen will, wird Emil über mich spotten und mir zu verstehen geben, daß derselbe Faden, immer gespannt, nicht ungleiche Entfernungen vom Mittelpunkte gehabt haben kann." (p. 181): „Macht euren Zögling aufmerksam auf die Erscheinungen in der Natur, bald werdet ihr ihn wißbegierig machen, aber damit seine Wißbegierde genährt werde, beeilt euch niemals, sie zufrieden zu stellen. Richtet die Fragen nach seiner Fähigkeit ein und laßt sie durch ihn lösen. An einem schönen Abende mache man einen Spaziergang an einen günstigen Ort, wo der unbedeckte Horizont die untergehende Sonne vollständig sehen läßt; da beobachte man die Gegenstände, welche die Stelle ihres Untergangs erkennbar machen. Am nächsten Tage geht an denselben Ort, um die Sonne aufgehen zu sehen. Bei dieser Gelegenheit schweigt einige Zeit wie ein Mann, der nachdenkt, und sagt dann: Ich denke darüber nach, daß am gestrigen Abende die Sonne dort untergegangen und an diesem Morgen hier aufgegangen ist. Wie kann das geschehen? Fügt nichts weiter hinzu; wenn er euch fragt, sprecht von anderen Dingen und seid überzeugt, daß er darüber nachdenken wird. (Antwort: Emile, p. 184). Wir haben die Sonne zu Johanni aufgehen sehen, auch zu Weihnachten werden wir dies thun; es geschieht die zweite Beobachtung an demselben Orte wie die erste. Er findet, daß sie nicht mehr an demselben Orte aufgeht, denn, ruft er aus, hier sind unsere Zeichen, und jetzt ist sie dort aufgegangen! rc. Es giebt also einen Morgen im Sommer und einen Morgen im Winter. Nach und nach macht man sich mit den Sternen vertraut, und es entsteht die Neigung, die Planeten kennen zu lernen und die Konstellationen zu beobachten .... Legt das Zeichen der Sache nur dann unter, wenn es euch unmöglich ist, sie zu zeigen, denn das Zeichen absorbirt die Aufmerksamkeit des Kindes und bewirkt, daß es die dargestellte Sache vergißt." (p. 187): „Seit langer Zeit hatten wir, mein Zögling und ich, bemerkt, daß der Bernstein, das Glas, der Siegellack und verschiedene geriebene Körper eine Anziehungskraft zeigten, eine Erscheinung, die an anderen Körpern nicht beobachtet wurde. Zufällig finden wir einen, der noch eine sonderbarere Eigenschaft besitzt, nämlich die, daß er in einiger Entfernung und ohne gerieben zu werden, Eisenfeilspäne und andere Eisenstückchen anzieht. Wir finden sogar, daß diese Attraktionskraft sich dem Eisen mittheilt, wenn es magnetisirt wird. Wie lange unterhält uns diese Eigenschaft!" — Rousseau führt seinen Zögling auf den Markt. Dort sieht er in einem Wasserbecken eine künstlich angefertigte Ente, welche ein Taschenspieler einem dargereichten Stückchen Brot folgen läßt. Dies beschäftigt den Geist Emil's, und mit geringer Hilfe seines Lehrers gelangt er dahin, zu Hause dasselbe Kunststück auszuführen. (p. 192): „Alle Gesetze der Hydrostatik lassen sich durch ebenso grobe Versuche finden. Ich will nicht, daß man deswegen in ein Kabinet der Experimentalphysik eintrete. Dieser ganze Pomp von Instrumenten und Maschinen mißfällt mir. Wir machen uns die Apparate selbst. Nachdem wir das Experiment wie zufällig gesehen haben, wollen wir nach und nach das Instrument erfinden, welches die Sache bestätigen soll. Was meine erste Lektion der Statik betrifft, so lege ich, anstatt mich einer Wage zu bedienen,

einen Stock quer über eine Stuhllehne, ich messe die Länge der beiden Theile des Stockes im Gleichgewicht, ich füge auf der einen und der anderen Seite Gewichte hinzu, bald gleich, bald ungleich, und bringe ihn dann wieder in's Gleichgewicht. Auf diese Weise finde ich, daß der Hebel im Gleichgewicht ist, wenn sich Kraft und Last umgekehrt wie ihre Hebelarme verhalten." (p. 194): „Bei dem Aufsuchen der Naturgesetze beginne man immer mit den gewöhnlichsten und den leicht wahrnehmbaren Erscheinungen und gewöhne die Schüler daran, diese Erscheinungen nicht für Gründe, sondern für Thatsachen zu nehmen. Ich erfasse einen Stein, hebe ihn hoch empor, öffne die Hand, — der Stein fällt. Ich betrachte Emil, der bemerkt hat, was ich thue, und sage zu ihm: Warum ist der Stein gefallen?" 2c. (p. 185): „Die ersten beiden geographischen Punkte, die mein Zögling kennen lernt, werden die Stadt sein, wo er wohnt, und das Landhaus seines Vaters, dann erst die dazwischen liegenden Orte, die Bäche der Nachbarschaft, endlich die Sonne und die Weise, sich nach ihrer Stellung zurecht zu finden. Er möge selbst die Karten entwerfen, die zuerst aus zwei Gegenständen bestehen, denen er nach und nach die anderen hinzufügt, jenachdem er ihre Entfernung und Stellung zu einander schätzen lernt. Man sieht wohl ein, welchen Vortheil wir ihm dadurch verschafften, daß wir ihm einen Zirkel in die Augen gegeben haben." (p. 198): „Ich liebe nicht die Auseinandersetzungen in Reden; die Jünglinge achten wenig darauf und behalten sie kaum. Die Sachen, die Sachen! Ich wiederhole es, wir legen zuviel Gewicht auf die Worte; mit unserer schwatzhaften Erziehung bilden wir nur Schwätzer. Die Welt, Thatsachen müssen die Lehrer sein!"

Rabelais fordert einen anschaulichen Unterricht wie Montaigne und Locke und zeigt, wie Gargantua in dieser Beziehung unterrichtet werden soll. Ihre Stimme verhallte fast ganz im Laufe mehrerer Jahrhunderte, bis Rousseau in seinem Emil diese Forderung von neuem aufstellt. Nachdem er auf die Pflege der Sinne aufmerksam gemacht hat, zeigt er seinen Lesern ganz deutlich den Weg, welchen sie einschlagen müssen, um das, was schon Rabelais gefordert hatte, auszuführen. Die Beispiele, welche er giebt, sind trefflich gewählt. Die Stellen, in welchen er von der Anschaulichkeit des Unterrichts spricht, sind die trefflichsten des ganzen Buches und gleichen sehr denjenigen, in welchen Rabelais dieselbe Forderung stellt; sie haben aber auch den größten Einfluß auf die Schule aller folgenden Zeiten ausgeübt, denn die deutschen Pädagogen Basedow und Pestalozzi sind seine Schüler.

15. (S. 60, 61, 66, 67, 68 u. 70.) Gewöhnung zur Selbstthätigkeit und zur Selbständigkeit im Denken. Rabelais berichtet, daß die sophistischen Lehrer, die Lehrbücher und Methoden durchaus nicht geeignet waren, den Schüler in seinem Wissen fortschreiten zu lassen. Er verlor viel Zeit und wurde nicht klüger. Der Unterricht in der lateinischen Sprache bildete den Mittelpunkt des Unterrichts und war Unterrichtssprache. Beim Unterrichte in dieser Sprache bediente man sich kurzer Auszüge aus den Klassikern und trockner Kommentare, welche Rabelais Kap. 14 in großer Anzahl nennt. Der Lehrer war nur dann mit seinem Schüler zufrieden, wenn dieser die Regeln wörtlich in sein Gedächtniß aufgenommen hatte oder, wie Rabelais es ausdrückt, sie vor- und rückwärts hersagen konnte. Auch seine Gebete zeugten davon, daß Geist und Gemüth wenig damit zu thun hatten. Mit seinem Horasbeter sagte er seine Gebete so sonderbar her, „daß kein Körnchen davon

auf die Erde fiel." Darauf studirte er eine kleine halbe Stunde, die Augen starr auf das Buch gerichtet, aber sein Geist war, wie der Komiker sagt, in der Küche. Diese Art des geistlosen Studiums und Handelns soll nun, so verlangt es Rabelais in seinem Erziehungs- und Unterrichtsplane, gänzlich aufgegeben werden. Ponokrates ist der rechte Mann, dies auszuführen.

Anschauungen und Beobachtungen geben dem Schüler klare Vorstellungen; mit diesen tritt er an die Bücher heran, die seinem Fassungsvermögen angemessen sind; die Lektüre erfolgt langsam und ist anhaltend, unklare Stellen werden nicht nur durch Worte erklärt, sondern auch die Dinge, über welche man gesprochen hat, vorgezeigt; läßt sich's beim Gespräche über einzelne Gegenstände thun, so legt man auch die Bücher vor und liest die betreffenden Stellen; bei Gelegenheit einer Wahrnehmung erinnert der Lehrer den Schüler an das Gelesene, häufige Wiederholungen mit nochmaligen Auseinandersetzungen klären das Aufgenommene noch mehr, und Fälle und Beispiele aus dem Leben muthen dem Schüler nicht zu, daß er bloße Worte lerne. So unterrichtet Ponokrates seinen Schüler und findet, daß bei demselben auf diese Weise die Lust zum Lernen immer mehr wächst, „so daß, wenn ihr ihn hättet studiren und fortschreiten sehen, ihr hättet sagen müssen, daß sein Geist unter den Büchern wie eine Flamme im dürren Reisich wäre, so unermüdlich und durchdringend war er."

Montaigne ist die bisherige Lehrweise, welche von dem Schüler nie Rechenschaft fordert, ob er das, was gelehrt worden ist, verstanden habe oder nicht, ein Greuel und der Grund zur Verdummung und Verringerung des Lebensgenusses. (t. I, p. 179): „Wir arbeiten nur, um das Gedächtniß anzufüllen und lassen Verstand und Herz leer; gerade wie die Vögel zuweilen ausfliegen, Körner aufzupicken und sie im Schnabel halten, ohne sie zu kosten, damit sie ihre Jungen damit nähren: so nehmen unsere Pedanten die Wissenschaft aus Büchern, lassen sie aber nur auf ihren Lippen wohnen, um sie bald wieder dem Winde zu übergeben." (t. I, p. 181 und 182): „Wir nehmen die Meinungen und das Wissen anderer an, und das ist alles. Wir müssen sie zu den unsrigen machen. Was nützt es uns, den Magen voll Fleisch zu haben, wenn er es nicht verdaut, wenn es sich in uns nicht verwandelt, uns nicht nährt und kräftigt? Wir lassen uns so sehr gehen auf den Schultern anderer, daß wir unsre Kräfte verzehren. Will ich mich gegen die Todesfurcht bewaffnen, so geschieht dies auf Kosten Seneca's. Will ich für mich oder einen anderen Trost haben, so entlehne ich ihn dem Cicero. Ich hätte ihn aus mir selbst geschöpft, wenn man mich darin geübt hätte. Ich liebe nicht diese erbettelte Selbstgenügsamkeit." (t. I, p. 202 und 203): „Man schreit beim Lehren unaufhörlich in die Ohren der Schüler als ob man's in einen Trichter schüttete, und diesen bleibt nichts zu thun, als das wieder zu sagen, was man ihnen vorgesagt hat. Ich wünsche nicht, daß der Lehrer allein spreche, er muß auch den Schüler sprechen lassen und anhören. Sokrates und Arkesilaos ließen zuerst ihre Schüler sprechen, dann erst sprachen sie zu ihnen. Obest plerumque iis, qui discere volunt, auctoritas eorum, qui docent (Oft ist denen, welche lernen wollen, die Autorität der Lehrer nachtheilig). Cic. de Nat. deor. I,5." (t. p. 204): „Der Lehrer möge nicht allein Rechenschaft über die Worte der Lektion verlangen, sondern auch von dem Sinne und dem Stoffe, und er möge nach dem Nutzen urtheilen, den er für sein Leben, nicht für sein Gedächtniß davonge-

tragen hat. Der Magen hat sein Werk nicht gethan, wenn er die Art und die Form dessen, was man ihm zur Verdauung gegeben hatte, nicht geändert hat. Unsre Seele setzt sich nur vergeblich in Bewegung, wenn sie genöthigt ist, dem Verlangen der Laune anderer und der Autorität ihrer Lektion sich zu unterwerfen. Man hat uns so sehr durch Gängelbänder verwöhnt, daß wir des freien Ganges nicht mehr gewohnt sind, unsere Freiheit und unsere Kraft sind dahin." — (t. I, p. 205): „Nichts soll in des Zöglings Kopf kommen auf bloße Autorität hin. Die Grundsätze des Aristoteles mögen für ihn keine sein, ebensowenig die der Stoiker und Epikuräer; man lege ihm diese verschiedenen Urtheile vor; er soll wählen, wenn er kann; wenn nicht, so mag er zweifeln. Die Bienen plündern hier und da die Blumen, aber sie machen nachher den Honig daraus. Das ist nicht mehr Thymian, noch Majoran. (Dies Gleichniß findet sich auch bei Erasmus und Baco v. Verulam). So soll der Zögling das, was er anderen entlehnt, umwandeln und vermischen, um daraus ein eignes Werk zu machen, d. h. sein Urtheil. Der Zweck seines Unterrichts, seiner Arbeit, seines Studiums sei nur seine Bildung: er möge alles verbergen, womit er unterstützt worden ist, und nur das zeigen, was er daraus gemacht hat." (t. I, p. 206): „Gewiß, wir machen unseren Zögling dadurch nur knechtisch und schüchtern, daß wir ihm nicht die Freiheit lassen, etwas selbständig zu thun. Wer fragt jemals seinen Schüler, was er von der Rhetorik, von der Grammatik, von dieser oder jener Sentenz Cicero's halte? Man pfropft sie uns in's Gedächtniß ein, wie Orakelsprüche. Auswendigwissen ist kein Wissen, das heißt nur behalten, was man seinem Gedächtnisse zum Aufbewahren gegeben hat. Das, was man richtig weiß, darüber schaltet man ohne den Herrn zu fragen, ohne in sein Buch zu sehen ..... Büchergelehrsamkeit ist eine leidige Gelehrsamkeit, ich verlange, daß sie zur Zierde diene, nicht zur Grundlage; nach der Meinung des Plato, welcher sagt: in Standhaftigkeit, Treue und Aufrichtigkeit bestehe die wahre Philosophie: die übrigen Wissenschaften, welche auf etwas anderes lenken, wären nur Schminke."

Locke wendet sich nicht weniger scharf als Montaigne gegen ein Lernen, welches den Schüler nicht an Selbstthätigkeit und Selbständigkeit im Denken gewöhnt. (p. 204): „Ein Kind muß daran gewöhnt werden, richtige Begriffe von Dingen sich anzueignen, und der Lehrer darf nicht ruhen, bis es dieselben hat. Das ist die geeignetste Vorbereitung zur Weisheit." (p. 240 u. 241): „Wenn man den richtigen Weg in unseren Studien verfolgen wollte, so müßte man damit beginnen, Dinge, welche in die Sinne fallen, kennen zu lehren. Dies sollte als Grundlage für alle unsre Kenntnisse dienen und nicht abstrakte Begriffe der Logik und Metaphysik ..... Einfachheit und Maß beim Unterrichte tragen zur nöthigen Klarheit der Ideen bei." (p. 258, 259 u. 263) „Der Geist der Kinder ist beschränkt und schwach und gewöhnlich nur für einen Gedanken auf einmal empfänglich. Es sollte darum der Lehrer das Geschick und die Kunst besitzen, den Kopf des Schülers von allen Gedanken zu befreien, während er sich mit einer Sache beschäftigt, damit Aufmerksamkeit und Fleiß den Eindruck dieser Sache beförderten." (p. 232): „Keine religiöse Wahrheit sollte dem Kinde gegeben werden, wenn sie nicht zu seinen Fähigkeiten und Begriffen paßt." .... „Lateinische schriftliche Arbeiten sollen nicht gegeben werden; geschieht es dennoch, so muß ein Stoff gewählt werden, welcher der Verstandeskraft des Schülers angemessen ist."

Rousseau läßt sich so über diesen Gegenstand vernehmen (p. 186): „Erinnert euch immer, daß das Wesen meines Unterrichts nicht darin besteht, dem Kinde viel Kenntnisse beizubringen, sondern darin, ihm richtige und klare Ideen zu geben. Wenn es nichts wissen sollte, so ist das gleichgiltig, vorausgesetzt, daß es sich nicht täusche." Emil ist 12 Jahre alt, er hat seine Sinne geübt. (p. 175): „Bringt ihn jetzt mit Kindern zusammen und laßt ihn handeln. Unter Stadtkindern ist keins geschickter als er, aber er ist stärker als sie alle. Den Landkindern gleicht er an Kraft und übertrifft sie alle an Geschicklichkeit. In allem, was der Kindheit angemessen ist, urtheilt und schließt er, er sieht mehr als seine Altersgenossen ...... Ein Lehrer denkt mehr an sich als an seine Schüler. Er bemüht sich zu beweisen, daß er seine Zeit nicht verloren und das Geld wohl verdient hat. Er will darum zeigen können, was sein Zögling gelernt hat und häuft deshalb ohne Unterschied hunderterlei Plunder in seinem Gedächtnisse an. Wenn es sich darum handelt, das Kind zu prüfen, läßt er es ohne Wahl seine Kenntnisse auskramen. Es legt sie aus, man ist damit zufrieden; dann legt es sein Packet zusammen und geht davon. Mein Zögling ist nicht so reich, er hat kein Packet auszupacken, er hat nur sich selbst zu zeigen." (p. 181): „Euer Zögling soll nichts wissen, weil ihr's ihm gesagt habt, sondern weil er's selbst verstanden hat; er lerne die Wissenschaften nicht, er erfinde sie. Wenn ihr ihm eine Autorität statt der Gründe gebt, so wird er nicht mehr denken, sondern ein Spielwerk fremder Meinungen sein." (p. 182): „Haltet dem Kinde nicht Reden, welche es nicht verstehen kann; keine Beschreibungen, keine Beredsamkeit, keine Figuren, keine Poesie! Es ist bei dieser Sache (er erwartet mit seinem Zöglinge den Aufgang der Sonne) nicht die Rede vom Gefühl und vom Geschmack. Seid immer klar, einfach und kalt, die Zeit wird nur zu bald kommen, wo ihr eine andere Sprache führen müßt." (p. 193): „Ohne Widerspruch nimmt man weit klarere und sichrere Begriffe aus den Dingen, welche man durch sich selbst lernt, als aus denjenigen, deren Kenntniß man durch den Unterricht anderer sich aneignet. Dadurch gewöhnt man seine Vernunft daran, sich nicht knechtisch dem Ansehen zu unterwerfen, sondern macht sich scharfsinniger für die Auffindung von Beziehungen und die Verbindung von Ideen. Wenn man alles so annimmt, wie man es uns giebt, lassen wir den Geist in Nachlässigkeit versinken. So verliert ja endlich auch der Körper des Menschen, welcher immer durch seinen Diener gekleidet, beschuht, bedient und an den Haaren gezogen wird, die Kraft und den Gebrauch seiner Glieder." (p. 235): „Emil gebraucht seinen Verstand und nicht den der anderen ..... Aus dieser beständigen Uebung muß eine Kräftigkeit des Geistes hervorgehen, ähnlich derjenigen, welche man dem Körper durch Arbeit und Strapazen giebt. Ein anderer Vortheil besteht darin, daß man im Verhältniß zu seinen Kräften fortschreitet. Der Geist trägt, wie der Körper, nur das, was er tragen kann. Wenn der Verstand die Dinge sich angeeignet hat, bevor er sie ins Gedächtniß niederlegt, so ist das, was er dann daraus herleitet, sein Eigenthum; wenn man das Gedächtniß ohne die Theilnahme des Verstandes überladet, so setzt man sich der Gefahr aus, nie etwas daraus zu gewinnen, was man sein Eigenthum nennen könnte." (p. 560): „Wenn ich die ärgerliche Stupidität zeichnen wollte, würde ich einen Pedanten schildern, welcher die Kinder im Katechismus unterrichtet; wenn ich ein Kind zum Narren machen wollte, würde ich's nöthigen, das zu erklären, was es aus seinem Katechismus hersagt. Man

wird mir einhalten, daß, wollte man damit warten, bis das Kind zum Manne herangereift sei, dies zu spät wäre. Darauf antworte ich zuerst, daß es Mysterien giebt, die selbst der Mann nicht fassen kann, sondern glauben muß; ich sehe nicht ein, was man durch diesen Unterricht gewinnt, wenn nicht das, daß man die Kinder lügen lehrt." (p. 101): „Das Kind kann nur eine Sprache lernen. Um zwei zu erlernen, müßte es Ideen vergleichen können; und wie würde es sie vergleichen, da es kaum im Stande ist, sie zu fassen? . . . Es lernt jedoch mehrere, sagt man mir. Ich leugne es. Ich habe einige Kinder deutsch sprechen hören in lateinischen, französischen und italienischen Ausdrücken; sie bedienten sich in der That fünf oder sechs Diktionäre, aber sie sprachen immer nur deutsch. Mit einem Worte: gebt den Kindern soviel Synonymen als ihr wollt; ihr werdet die Wörter ändern, nicht die Sprache, sie werden immer nur eine können. . . . . . Daß man die Kinder vorzüglich in todten Sprachen übt, von denen es keine Richter mehr giebt, die man nicht ablehnen könnte, geschieht nur darum, weil man seine Untauglichkeit zum Unterrichten verbergen will. Da der gemeine Gebrauch dieser Sprachen seit langer Zeit verloren gegangen ist, begnügt man sich damit, das nachzuahmen, was man darüber in Büchern geschrieben findet, und das nennt man sie sprechen. Wenn das Griechisch und Latein der Lehrer so beschaffen ist, so urtheile man über dasjenige der Schüler. Kaum haben sie ihre Anfangsgründe auswendig gelernt, von welchen sie durchaus nichts verstehen, so lehrt man sie zunächst, eine französische Rede in lateinischen Worten wiederzugeben; dann, wenn sie vorgerückter sind, in Prosa Ciceronianische Sätze und in Versen Stoppelgedichte aus Virgil zusammenzuflicken. Dann glauben sie lateinisch sprechen zu können."

**16.** (S. 56, 62, u. 68.) Erziehung zur praktischen Tüchtigkeit und Bildung für's Leben. Gargantua studirte zwar lange unter seinen sophistischen Lehrern, allein „er schritt nicht fort, und was noch schlimmer war, er wurde davon thöricht, einfältig, träumerisch und närrisch." Philippe des Marais verspricht dem Grandgousier, ihm den Unterschied zwischen den von träumerischen Pedanten aus alter Zeit, deren Wissen nur Albernheit und deren Weisheit nur leeres Stroh sei, und den nach neueren Grundsätzen erzogenen jungen Leuten zu zeigen. Gargantua und Eudaemon werden einander gegenüber gestellt, und bei dieser Gelegenheit zeigt Eudaemon, wie Philipp behauptet hatte (S. 56), ein besseres Urtheil, eine bessere Rednergabe und besseren Anstand als Gargantua. Jener sprach „mit so schicklichen Geberden, mit so bereder Zunge, mit so deutlichem Ausdruck, in so zierlicher Sprache und feinem Latein, daß man ihn eher für einen Gracchus, Cicero oder Aemilius der Vorzeit als für einen Knaben dieses Jahrhunderts gehalten haben würde."

Anstatt der scholastischen Lehrbücher greift Ponokrates zu den Klassikern selbst, welche S. 61 und 66 aufgezählt werden, und giebt zu dem Gelesenen „allerlei praktische Fälle und Beispiele aus dem gewöhnlichen Leben." (Vgl. Anm. 15.) Sein Zögling soll nicht Gelehrter werden, er ist ein Königssohn und soll sich für das Leben, für seinen Beruf bilden, in welchem er das Gelernte verwenden soll. Darum lehrt er ihn auf Spaziergängen, bei seinen Spielen und Vergnügungen auf seine Umgebung achten. Will sein Zögling lernen, was er einst brauchen kann, so hat er seine Zeit wohl anzuwenden. Wir finden darum Ponokrates und seinen Zögling in den Werkstätten der Handwerker, bei Schulfeierlichkeiten, in Fechtsälen ꝛc. (S. 68). Dies alles soll ein

Königssohn lernen, weil er es später braucht. Musik, Gesang, Zeichnen, Malen und Schnitzkunst dürfen ihm nicht unbekannt sein (s. S. 62). Er soll einst als König die Zeit sich angenehm vertreiben und an der Kunst Gefallen finden. Selbst bei den Leibesübungen seines Schülers vergißt Ponokrates nicht, daß einst aus ihm ein kühner Krieger und kräftiger Herrscher werden soll und daß darum die unnützen Künste im Reiten, Fechten, Schwimmen und Klettern zu unterlassen sind. (S. 62.)

Beobachtung seiner Umgebung, Pflege des praktischen Verstandes, Erwerbung von Kenntnissen, welche seinem Zögling später von Nutzen sein werden, und endlich die Aneignung eines seiner künftigen Stellung im Leben angemessenen Benehmens: dies sind Dinge, welche Montaigne, Locke und Rousseau mit Rabelais von ihren Zöglingen fordern. Den praktischen Verstand bildet das Leben mehr als die Schule. Dennoch kann ein anregender Unterricht, ertheilt von einem Lehrer, welcher die Anwendung auf das Leben nicht vergißt, das Unnöthige auszuscheiden weiß und selbst Lebenserfahrungen besitzt, viel zur Bildung eines Mannes von praktischem Verstande und Berufstüchtigkeit beitragen.

Nach Montaigne's Meinung (t. I, p. 218) „müssen die ersten Lehren, womit man den Verstand des Zöglings erquickt, darauf zielen, seine Sitten zu bessern und seinen Sinn zu lenken; er muß angeleitet werden, sich selbst zu erkennen, wohl zu leben und wohl zu sterben.“ (t. I. p. 191): „Die Alten haben den Weg beim Unterrichte kürzen wollen; sie haben nicht durch Hörensagen unterrichten wollen, sondern durch Handlungen selbst; sie bildeten ihre Schüler weniger durch's Wort als durch Beispiele und Handlungen, damit es in ihren Seelen nicht wohne wie eine Wissenschaft, sondern wie eine unzertrennliche Natur und Gewohnheit, nicht wie Erlerntes, sondern wie ein angeborener Besitz. Bei einer Unterredung über diesen Punkt fragte man den Agesilaos, was man nach seiner Meinung die Kinder lehren müsse: Das, was sie zu thun haben, wenn sie Männer geworden sind, antwortete er. Es ist kein Wunder, daß eine solche Lehrmethode so herrliche Wirkungen hervorgebracht hat.“ (t. I, p. 226): „Man lehrt uns zu leben, wenn das Leben vorüber ist. Das Kind ist mit seiner Zeit gedrängt, nur die ersten 15—16 Jahre seines Lebens sollen seiner Erziehung gewidmet werden, das Uebrige gehört dem Handeln. Wir wollen eine so kurze Zeit auf die nothwendigen Unterweisungen verwenden. Das sind Mißbräuche; entfernt alle diese spitzfindigen Feinheiten der Dialektik, welche auf Besserung unseres Lebens keinen Einfluß haben können; nehmt einfache philosophische Unterredungen, versteht sie zur rechten Zeit zu behandeln, sie sind leichter zu fassen als eine Erzählung von Boccaccio. Ein Kind ist, wenn es von der Amme kommt, weit fähiger dazu, als das Lesen und Schreiben zu lernen. Die Philosophie hat Lektionen für jedes Alter.“ (t. I, p. 234:) „Mein Schüler soll seine Lektion nicht aufsagen, sondern ausüben. Er soll sie durch Handlungen in sein Gedächtniß einprägen. Man wird sehen, ob er bei seinen Unternehmungen Klugheit anwendet, ob bei seinem Betragen Güte und Gerechtigkeit vorwalten, ob in seinen Reden Verstand und Anmuth herrschen &c. (p. 204): „Der Lehrer möge nach dem Vortheile, den der Zögling für sein Leben davongetragen hat, nicht nach seinem Gedächtnisse urtheilen“. (t. I, p. 218 und 219): „Die Wissenschaften und Künste dienen zwar alle auf gewisse Weise zum Unterricht für unser Leben und dessen Anwendung, wie alle anderen Dinge gewissermaßen dazu ebenfalls dienen; aber

wir wollen die uns wählen, welche direkt und vermöge ihrer Natur dazu dienen. Wenn wir die Bedürfnisse unseres Lebens in ihre richtigen und natürlichen Grenzen einzuschränken wüßten, so würden wir finden, daß die meisten Wissenschaften, welche jetzt im Gebrauche sind, für uns unbrauchbar sind und daß es selbst bei den brauchbaren solche unnütze Ausdehnungen und Vertiefungen giebt, die wir besser bei Seite ließen; auch daß wir nach dem Rathe des Sokrates uns mit unserem Studiren bloß an die halten sollten, welche uns nützen. (t. I, p. 227): „Zuvieles Bücherlesen macht junge Leute ungeschickt und wendet sie ab von besseren Beschäftigungen. Wie viel hab' ich zu meiner Zeit Menschen gesehen, die verdummt waren durch ein kühnes Begehren nach Wissen." Auch beim Erlernen der Sprache hat Montaigne den Nutzen für's Leben im Auge. (t. I, p. 242): „Ich wünschte zunächst meine Muttersprache zu kennen und diejenige meiner Nachbarn, mit denen ich den meisten Umgang habe. Es ist ohne Zweifel das Griechische und Latein eine schöne und große Zugabe, allein man erkauft es zu theuer."

Locke: (p. 128 und 129) „Weil man nicht hoffen kann, daß der Zögling die Zeit und die Kraft haben werde, alle Dinge zu lernen, sollte man sich bemühen, ihm das beizubringen, was am meisten nothwendig ist, und dabei besonders auf das achten, was von dem höchsten Gebrauche in der Welt sein wird. Seneca beklagt sich, daß man zu seiner Zeit ganz das Gegentheil that, und dennoch kannte man damals nicht diesen Haufen scholastischer Bücher, mit denen unsere Schulen angefüllt sind. Und was würde er gesagt haben, wenn er in unserem Jahrhunderte gelebt hätte, wo diejenigen, die mit der Erziehung junger Leute betraut sind, nichts Besseres zu thun glauben, als diese Art Werke in ihre Hände zu geben? Er würde weit mehr Grund haben auszurufen: „Non vitae, sed scholae discimus." Wir lernen nicht um zu leben, sondern um mit Worten zu streiten." (p. 130): „Die Erziehung, welche man uns giebt, macht uns weit mehr geeignet für die Universität, als für das Leben. Man darf sich aber nicht wundern, daß in dieser Rücksicht diejenigen, welche über die Erziehung der Kinder verfügen, sich vielmehr nach dem richten, was sie unterrichten können, als nach dem, was die Kinder zu lernen nöthig haben. Und da die Mode einmal eingeführt ist, so ist's auch kein Wunder, daß sie in diesem Punkte wie in jedem anderen den Sieg über die Vernunft davon trägt und daß der größte Theil derjenigen, welche ihre Rechnung dabei finden, ihr zu folgen, ohne sich die Mühe zu geben, sie zu prüfen, diejenigen als Ketzer betrachtet, welche sie zurückweisen. Man kann aber nicht ohne Verwunderung sehen, daß Leute von Stand und Geist in dieser Angelegenheit durch die Gewohnheit und durch eine Art von unbeschränktem Vertrauen sich täuschen lassen. Denn, wenn sie die Vernunft zu Rathe ziehen wollten, würde sie ihnen ohne Zweifel zeigen, daß die Kinder ihre Zeit vielmehr dazu anwenden müssen, das zu lernen, was ihnen nützlich sein könnte, wenn sie Männer geworden sind, als sich den Kopf mit Dingen anzufüllen, woran sie während ihres ganzen Lebens nicht mehr denken und die sie niemals brauchen." (p. 237): „Latein sollen die nicht lernen, welche in ihrem Leben mit dieser Sprache nichts zu thun haben, weil sie sonst andere für ihren Beruf wichtige Dinge vernachlässigen müssen. Die Gewohnheit, welche über alles die Oberhand gewinnt, hat aus dem Latein einen Hauptheil des Unterrichts gemacht, sodaß diejenigen Kinder, welche, nachdem sie die Schule verlassen haben, ihr

ganzes Leben hindurch sich nicht mehr damit beschäftigen, dazu geprügelt werden müssen und viele Stunden ihrer kostbaren Zeit damit unnütz vergeuden. Kann es etwas Lächerlicheres geben, als daß ein Vater sein Geld und seines Sohnes Zeit dadurch verschwendet, daß er ihn zum Erlernen des Latein zwingt, obwohl er ihn für den Handel oder für ein Gewerbe bestimmt hat, wo er, da er vom Latein keinen Gebrauch machen kann, das Wenige, was er aus der Schule mitgebracht hat, bald wieder vergißt, und dies um so mehr, da man nur wenig Kinder findet, die nicht wegen der schlechten Behandlung, die man ihnen zu Theil werden läßt, vor dem Latein eine Art Aversion haben. Sollte man es glauben, daß man ein Kind zwänge, die Regeln einer Sprache zu lernen, deren es sich in seinem Leben nie bedienen wird? daß man darüber das Schreiben und Rechnen vernachlässigte, zwei Dinge, welche für die meisten Berufsarten unerläßlich sind? Obwohl nun diese Dinge, welche so häufig gebraucht werden in den Gewerben, im Handel und anderen Berufsarten, nur selten oder niemals in den Lateinschulen gelehrt werden, schicken dennoch nicht bloß Leute von Stand ihre Kinder, die sie für den Handel bestimmen, dahin, sondern auch Kaufleute und Pächter versäumen es nicht, die ihrigen in dieselben eintreten zu lassen, obschon sie weder die Absicht, noch die Mittel haben, um aus ihnen Gelehrte zu machen. Wenn man sie fragt, warum sie dies thun, so scheint ihnen diese Frage so sonderbar wie die: Warum geht ihr in die Kirche?" (§ 171—174): „Muß ein Knabe in der Schule das Latein lernen, so sucht ihn vom Schreiben lateinischer Arbeiten, Reden und Verse frei zu machen, sagt, es sei euch bloß darum zu thun, daß er einen lateinischen Schriftsteller verstehen lerne, nicht darum, daß er ein lateinischer Redner und Dichter werde. Man giebt übrigens zu Arbeiten Themata, von denen die Schüler nichts verstehen. Dafür sollte man ihnen lieber aufgeben, aus dem Stegreife in ihrer Muttersprache über Dinge zu sprechen, die sie wirklich verstehen, oder auch schriftliche Arbeiten über dergleichen zu machen. Ganz ohne Nutzen für die Bildung des Geistes und für das Leben sind die lateinischen Verse; der Schüler verliert nur seine Zeit dadurch." (p. 256): „Der Schüler übersetze aus dem Latein in seine Muttersprache und erwerbe sich dabei Realkenntnisse, z. B. Kenntnisse der Mineralien, der Pflanzen 2c. Wichtiger als aller Gedächtnißkram ist für den Zögling Lebensklugheit; diese Klugheit ist die Kunst, seine Geschäfte in der Welt mit Geschicklichkeit und Vorsicht zu behandeln."

Rousseau's Emil soll für den gemeinsamen Menschenberuf erzogen, bestimmte Verhältnisse unter den Menschen in verschiedenen Ländern und Ständen sollen nicht berücksichtigt werden (Emile n'est pas l'homme de l'homme, c'est l'homme de la nature). Der Erzieher hat sein Ziel erreicht, wenn Emil im Wirbel der Welt sich nicht fortreißen läßt, wenn es ihm durch die Erziehung möglich gemacht worden ist, alle Berufsarten zu erlernen, sich in alle Lagen des Lebens zu schicken. (p. 290): „Wenn ich sehe, daß man im Alter der größten Thätigkeit die Schüler auf rein spekulative Studien beschränkt und daß sie nachher ohne die geringste Erfahrung plötzlich in die Welt und die Geschäfte geworfen worden, so verstößt man gegen die Vernunft und die Natur, und es überrascht mich nicht, wenn Jünglinge sich nur selten zu leiten im Stande sind. Aus welchem sonderbaren Grunde lehrt man uns so viele unnütze Dinge, während die Kunst zu handeln gering geachtet wird? Man will uns für die Gesellschaft bilden, aber man unterrichtet uns auf eine Weise als

ob jeder sein Leben damit hinbringen müßte, in seiner Zelle allein zu denken oder über Gegenstände in der Luft mit Gleichgiltigkeit sich zu unterhalten. Ihr glaubt eure Kinder leben zu lehren, indem ihr ihnen einige Verdrehungen des Körpers und gewisse Wortformeln beibringt, welche nichts bezeichnen. Auch ich habe meinen Emil leben gelehrt, denn ich habe ihm gezeigt, wie er mit sich selbst leben soll, und noch mehr, wie er sein Brot sich selbst verdienen kann. Dies ist jedoch noch nicht genug. Um in der Welt zu leben, muß man mit Menschen verhandeln können; man muß die Instrumente kennen, mit denen man sie fassen soll; man muß die Wirkung und Rückwirkung des besonderen Interesses in der bürgerlichen Gesellschaft berechnen und die Verhältnisse richtig voraussehen können, sodaß man selten in seinen Unternehmungen getäuscht wird, oder daß man wenigstens die besten Mittel angewandt hat, um zum Ziele zu gelangen." (p. 196): „Bringen wir unserem Zöglinge den Begriff des Nützlichen bei, so haben wir dadurch ein neues Mittel, ihn zu leiten; er sieht ein, daß dieses Wort auf sein gegenwärtiges Wohlsein sich bezieht. Wozu ist's nütze? Das ist hinfort das Wort, welches zwischen Lehrer und Schüler alles Thun mißt. Auch hier ist vieles Reden nicht am Platze." (p. 101—102): „Die Lehrer hüten sich, die Kinder in denjenigen Wissenschaften zu unterrichten, die ihnen wirklich nützlich sind, weil dies Kenntnisse von Sachen sein würden, und darin kämen sie nicht zum Ziele. Man wird erstaunt sein, daß ich das Studium der Sprachen zu dem Unnützen in der Erziehung rechne; aber man wird sich erinnern, daß ich hier nur von den Studien des ersten Alters spreche, und was man auch sagen mag, ich glaube nicht, daß bis zum Alter von 12 oder 15 Jahren ein Kind jemals zwei Sprachen gelernt habe, denn dann müßte es Ideen vergleichen können." (p. 102): „Nach einem geographischen Unterrichte von 2 Jahren findet sich euer Schüler nach den erhaltenen Regeln nicht von Paris nach St.-Denis." (p. 204): „Robinson ist die beste Lektüre für Kinder. Dieser, genöthigt auf seiner Insel mit Hilfe des praktischen Verstandes sich alles selbst zu verschaffen, werde des Knaben Ideal."

„Rousseau sieht in dem zu zeitigen Unterrichte des Kindes und in dem zu eifrigen Studiren einen Nachtheil für die Bildung seines Naturmenschen, dessen Verstand auf das Praktische, das Nützliche und für das Leben Nothwendige gerichtet werden soll. Anschauung und Selbstthätigkeit sind ihm wichtige Mittel hierzu, ein gesunder Körper ist nothwendige Bedingung, und eine Beschränkung des Lehrobjekts fordert die Natur des Kindes. Mit Locke hat er den Gedanken gemein, daß der Zögling möglichst von der Gesellschaft der Spiel- und Schulgenossen fern gehalten werde, weil dieser Umgang von ungünstigem Einflusse auf den Zögling sein könnte. Dennoch wollen beide Pädagogen ihren Zögling für die menschliche Gesellschaft erziehen und ihn geschickt machen, allen Wechselfällen des Lebens zu trotzen und eine thätige Rolle in der menschlichen Gesellschaft zu übernehmen!"

17. (S. 56, 66, u. 69). B e s s e r e M e t h o d e n u n d s a n f t e r e B e h a n d l u n g. Die Methoden, welche man zu Rabelais' Zeit beim Unterrichte anwandte, konnten durchaus nicht dazu beitragen, den Schülern Lust und Eifer zum Lernen beizubringen. Rabelais hatte dies in seiner Jugend selbst empfunden. Die Unterrichtsbücher waren voll von trockenen Regeln (vgl. S. 81 und 83, Anm. 3 und 4), ohne irgend eine Anwendung, voll von schwierigen und spitzfindigen Definitionen. Abwechslung im Unterrichte kannte man nicht. Das

Erlernen der lateinischen Sprache, welche den Mittelpunkt und den hauptsächlichsten Gegenstand des Unterrichts bildete, wurde den Schülern durch das Ausscheiden alles Realen und durch trocknen Gedächtnißkram so schwer als möglich gemacht. Latein war Unterrichtssprache. Die Lehrer von Port-Royal in Frankreich erkannten zuerst, daß eine fremde Sprache nur durch das Organ der Muttersprache gelernt werden müsse, und, selbst tüchtige Kenner ihrer Muttersprache, wünschten sie das Französische in seine Rechte einzusetzen. Darum ward aller Unterricht französisch ertheilt und der Ausbildung des Stils eine große Sorgfalt zugewendet. Ganz anders war dies zu Rabelais' und Montaigne's Zeit. Wenn Unterrichtsstoff und Methode Widerstreben erregten, so zwangen harte Behandlung und Strafen die Schüler zum Arbeiten.

So war Gargantua von den pedantischen Sophisten, seinen ersten Lehrern, unterrichtet worden. Der Erfolg dieses Unterrichts war so gering, daß sein Vater endlich bemerkte, „daß er zwar fleißig studirte und seine Zeit wohl anwandte, jedoch auch, daß er nicht fortschritt und, was noch schlimmer war, daß er davon thöricht, einfältig, träumerisch und mürrisch wurde." (Vgl. Anm. 5). Ponokrates verfährt ganz anders (S. 94, Anm. 13).

Es gelang ihm, seinen Zögling durch Anschaulichkeit des Unterrichts, durch selbständiges Denken und Arbeiten und durch den Hinweis auf den Nutzen der Studien für das Lernen zu interessiren. Durch wohl angebrachte und mäßige Gedächtnißübungen, öftere Hinweise auf die betreffenden Stellen in den Schriftstellern und häufige Wiederholungen sucht er das Gelernte immer mehr und mehr zu befestigen; durch Abwechselung zwischen Geistes- und Körperübungen will er der Ermüdung und Erschöpfung seines Zöglings begegnen; endlich sucht er durch Gewährung erlaubter Vergnügungen das Lernen seinem Zöglinge angenehm zu machen.

Was nun den Zwang zum Lernen und die harten Züchtigungen betrifft, wodurch die Lehrer dieser Zeit ihre Schüler zum Eifer in den Studien bringen wollten, so spricht sich Rabelais an zwei Stellen (B. I, Kap. 37 und B. IV, Kap. 48) ganz entschieden gegen die harten körperlichen Züchtigungen derselben aus. (Vgl. S. 77 und Anm. 31). Ueber den Erfolg aber einer solchen Methode und die Behandlung seines Zöglings vgl. man S. 69: „So ward Gargantua ..... zu sein schien."

Zu Montaigne's Zeit war inbezug auf die Methode des Unterrichts und auf die Schulzucht noch wenig Aenderung eingetreten. Er spricht sich bitter über diese Zustände aus, und daraus ist vielleicht die Abneigung zu erklären, welche er gegen die öffentlichen Schulen an den Tag legt. (t. I, p. 120): „Der Unterricht werde dem Schüler bald durch trauliche Gespräche, bald durch Bücher gegeben! Zuweilen gebe ihm der Lehrer die Schriftsteller, die zu diesem Zwecke tauglich sind, selbst in die Hände, zuweilen gebe er ihm daraus Saft und Mark, ganz zubereitet ... Sollte der Lehrer nicht selbst hinlängliche Bekanntschaft mit den Büchern haben, um die zu seiner Absicht dienlichen Stellen auffinden zu können, so muß man ihm einen Gelehrten beigeben, der, so oft es nöthig ist, die erforderliche Munition herbeischaffe, um solche dem Zöglinge mitzutheilen. Und wer kann wohl daran zweifeln, ob diese Lehrart leichter sei, als die des Gaza? (Theod. Gaza, Gründer und Rektor der, Universität in Ferrara. 1398—1478.) Diese giebt trockne Vorschriften und hohle Worte, die nichts vermögen und dem Geiste keine Nahrung geben. In der

unsrigen findet die Seele eine frische, gesunde Weide. Unsre Frucht ist weit größer und gelangt weit eher zur Reife." (t. I, p. 242—245): „Was das Erlernen der alten Sprachen und vorzüglich der lateinischen betrifft, worauf wir bei unserer Methode so viele Jahre unseres Lebens verwenden müssen, so glaubte mein Vater, daß ich's auf die leichteste Weise dadurch erlernen würde, daß mir ein Deutscher, der nicht die französische, wohl aber die lateinische Sprache gut verstand, von frühester Jugend an beigegeben wurde. So lernte ich ohne Kunst, ohne Buch, ohne Grammatik oder Vorschrift, ohne Thränen das Latein wie meine Muttersprache, sodaß ich mit dem 7. Jahre, weil ich kein Wort in französischer Sprache gehört hatte (auch die Diener mußten so gut sie konnten sich der lateinischen Sprache mir gegenüber bedienen und lernten sie mit mir) gut lateinisch sprach und leichte Schriftsteller lesen konnte. Dennoch schickte mich mein Vater nach 6 Jahren in das Collége von Guyenne wo ich im Latein wenig Fortschritte machte." (Diese Bemerkungen Montaigne's veranlaßten den Abbé Mangin, eine neue Unterrichtsmethode zu bilden, welche er in seinem Werkchen: Education de Montaigne, ou l'Art seigner le latin à l'instar des mères latines. Paris. Didot. 1818. Er verlangt, daß man einige „Maisons de sevrage des Français" in Frankreich gründe, wo die Schüler von nicht französischen Professoren im Lateinischen unterrichtet werden sollen. — (t. I, p. 245): „Das Griechische, das ich jetzt fast ganz vergessen habe, sollte mir ein Sprachlehrer beibringen, jedoch nach einer neuen Methode, spielend und im Spazierengehen. Wir warfen uns die Deklinationen zu, wie diejenigen zu thun pflegen, welche vermittelst gewisser Karten und Spielzeuge die Arithmetik und Geometrie erlernen wollen. (Vgl. Rabelais I, 23). Mein Vater hatte die Absicht, meinen Willen ohne Zwang zu leiten, ich sollte aus eigenem Antriebe die Wissenschaften und meine Pflicht lieben lernen." (t. I, p 222): „Das sicherste Zeichen der Weisheit ist eine beständige Freudigkeit: Baroco und Baralipton (Termini technici der Logik, welche zwei von den 19 verschiedenen Arten der Schlußfolgerungen bezeichnen, die schon die mittelalterliche Syllogistik unterschied) aber machen ihre Leute so schmutzig und räucherig, — nicht die Weisheit, denn die kennen sie nur durch Hörensagen ..... Sie leitet gerade hin zur Tugend, die nicht, wie die Schule lehrt, auf der Spitze eines steilen, schroffen, unzugänglichen Berges zu finden ist. Diejenigen, welche bis zu ihr gelangt sind, sagen im Gegentheil, sie wohne in einer fruchtbaren, lieblichen Ebene, von wo aus sie zwar alle Dinge in der Tiefe unter sich sieht, zu welcher man aber gleichwohl, wenn man richtige Anweisung hat, durch schattige, von Blumenduft umwehte, leicht sich hebende und gebahnte Wege gelangen kann."(t. I, p. 227): „Ich will nicht, daß man den Knaben einsperre, daß man seinen Geist in das Joch oder auf die Folter spanne, oder daß man ihn nach der Weise einiger seine 14—15 Stunden des Tages wie einen Lastträger unter den Büchern schwitzen lasse." (t. I, p. 230): „Der Unterricht muß mit einer ernsten Milde gegeben werden. Anstatt die Kinder zu den Wissenschaften zu locken, zeigt man ihnen in der That nur Schrecken und Grausamkeit. Laßt Gewalt und Heftigkeit weg; sie verschlechtern und betäuben eine wohlgebildete Seele." (t. I, 229—230): „Bei unserer Erziehungs- und Unterrichtsmethode muß man mit ernster Milde verfahren. Anstatt den Kindern Lust zum Lernen einzuflößen, macht man ihnen davor nur Furcht und Grauen. Weg mit Zwang und Gewalt! Nichts erniedrigt und verdummt, nach meiner Meinung,

so arg eine sonst gut geartete Natur .... Die Einrichtung unserer Erziehungsanstalten hat mir immer mißfallen. Man hätte gewiß weniger Unheil gestiftet, wenn man mehr der Nachsicht Raum gegeben hätte. Diese Anstalten sind wahre Kerker der gefangenen Jugend. Man macht die Schüler faul und liederlich, indem man sie bestraft, bevor sie noch diese Eigenschaften zeigen. Besucht nur die Klassen beim Unterrichte! Da hört ihr nur das Geschrei geschlagener Kinder und zorntrunkener Präzeptoren. Das ist eine vortreffliche Art, den zarten und furchtsamen Seelen der Kinder Lust zum Lernen zu machen, wenn man sie mit einem zornigen Gesicht und mit der Ruthe in der Hand dazu treibt. Verbindet damit, was Quintilian darüber sehr richtig bemerkt hat, daß dieses herrische Wesen sehr verderbliche Folgen nach sich zieht, und besonders bei unserer Art der Züchtigung. Viel anständiger wär's, wenn die Klassen mit Blumen und Blättern bestreut wären als mit Fasern von blutigen Birken. Ich würde die Munterkeit, die Freude, Flora und die Grazien zu den Lehrstunden einladen, wie es der Philosoph Speusippus mit seiner Schule machte. Die Hauptsache bleibt, daß Liebe zum Studium und eine Begierde danach erregt werde."

Locke: „Es ist unmöglich, in eine zitternde Seele schöne und regelmäßige Züge zu zeichnen." (p. 87—89): „Der rechte Weg, die Schüler mit Erfolg zu unterrichten, ist der, daß man ihnen Liebe und Neigung zu dem beibringt, was sie lernen sollen; das wird ihren Fleiß und ihr Streben anregen. Dies denke ich, ist nicht eine so schwierige Sache, wenn man Kinder behandelt, wie sie behandelt werden sollen ..... Zum Studium sollten sie nur dann angehalten werden, wenn sie dazu Neigung hätten. Derjenige, welcher das Lesen und Schreiben, die Musik &c. liebt, hat zu gewissen Zeiten keine Lust dazu, und wenn er sich dazu zwingt, belästigt und ermüdet er sich ohne Erfolg. So ist's mit Kindern. Dieser Wechsel der Neigungen sollte sorfältig in ihnen beobachtet und die günstigen Zeiten dazu benutzt werden. Wenn sie nicht oft genug von selbst dazu bereitwillig sind, sollte eine gute Disposition ihnen eingeredet werden, bevor man sie zum Studium nöthigte. Ein Erzieher, welcher seinen Zögling kennen gelernt hat, wird wenig Mühe haben, ihn mit solchen Ideen zu erfüllen, die geeignet sind, ihm eine Neigung zu dem betreffenden Lehrgegenstande beizubringen. Dadurch würde viel Zeit gewonnen, denn ein Kind wird drei mal mehr lernen, wenn es in Stimmung ist, als wenn es wieder Willen dazu genöthigt wird." (p. 90): „Die Arbeit soll angenehm gemacht werden wie das Spiel. Im Spiele handeln die Kinder mit Freiheit, zum Lernen werden sie gezwungen. Dieser Unterschied macht ihnen das Lernen so verhaßt." (p. 49): „Derjenige, welcher einen Weg gefunden hat, wie er die Geister der Kinder leicht thätig erhalten kann, und es zugleich versteht, sie von Dingen zurückzuhalten, zu denen sie Neigung haben, und zu Dingen hinzuziehen, die ihnen unbequem sind; derjenige, sage ich, der die scheinbaren Widersprüche zu vereinigen weiß, hat nach meiner Meinung das wahre Geheimniß der Erziehung gefunden." (§. 163—164): „Das Schlagen in den Schulen beim Unterrichte in den alten Sprachen dürfte entweder im Unnatürlichen und Widrigen für das Knabenalter, in den Dingen selbst oder in den Methoden, welche dabei angewandt werden, seinen Grund haben. Man macht viel Aufhebens um ein wenig Latein und Griechisch; 7—10 Jahr kettet man ein Kind an's Ruder, um diese zwei Sprachen zu erlernen, die es mit einem

weit geringeren Aufwande von Mühe und Zeit erlernen könnte. Man verschone das Kind mit Grammatik — darin sollte nur der Erwachsene und derjenige, welcher sich zum Gelehrten ausbilden will, unterrichtet werden — aber man suche ihm einen Mann, der stets mit ihm lateinisch spricht. Auf diese Weise wird es" — ganz Montaigne's Meinung — „die fremde Sprache gerade so erlernen wie seine Muttersprache. Ist kein guter Lateinsprecher zu haben, so nehme man ein unterhaltendes Buch, etwa Aesop's Fabeln, und schreibe die englische Uebersetzung, die so wörtlich als möglich sein muß, dergestalt zwischen die Zeilen, daß über jedes lateinische Wort das ihm entsprechende englische zu stehen kommt. Diese Uebersetzung lasse man alle Tage lesen und immer wieder lesen, bis das Kind das Lateinische völlig versteht." (Hamilton, geb. 1775, verlangt ebenfalls die Interlinearübersetzung, aber auch erst später den Unterricht in der Grammatik). (p. 244 und 245): „Es giebt noch einen anderen Grund, warum das Lernen den Kindern leicht gemacht werden sollte: des Kindes Geist ist beschränkt und schwach; es kann sich zugleich nur mit einer Sache beschäftigen. Deshalb sollte der Lehrer sich bemühen, andere Ideen den Schülern zu nehmen, damit sie alle Gedanken auf einen Gegenstand richten könnten, um so mehr, da die Kinder die Veränderung lieben. Dies aber durch Verweise und Schläge zu thun, ist unpassend. Eine solche Behandlung erzeugt die entgegengesetzte Wirkung. Leidenschaftliche Worte oder Schläge erfüllen des Kindes Geist mit Furcht und Schrecken, welche ihn unmittelbar beschäftigen und keinen Raum für andere Eindrücke lassen. Es weiß nicht mehr, was man zu ihm gesagt hat und was es selbst sagt, so sehr ist sein Geist in Bestürzung und Verwirrung." (p. 50—51): „Was beim Unterrichte eingebläut wird, erregt dem Schüler Widerwillen. Das einzige Mittel der Regierung, was die Lehrer im allgemeinen kennen und an welches sie immer denken, ist das unpassendste von allen denen, die bei der Erziehung der Kinder angewendet werden sollen ... Ein Kind, welches an seinem Buche sich gegen seine Neigungen plagt, empfindet schon genug Schmerzgefühl ... Eine solche Zucht verursacht ein sklavisches Gemüth. Das Kind unterwirft sich und heuchelt Gehorsam, weil es Furcht vor der Ruthe hat, aber wenn diese entfernt ist und es sich selbst Straflosigkeit versprechen kann, giebt es seiner natürlichen Neigung größeren Spielraum. Viel Schläge und alle Arten sklavischer und körperlicher Strafen sind nicht die Zucht, welche für die Erziehung derjenigen paßt, die wir später als gute, weise und geistreiche Männer sehen wollen. Deswegen sollten sie nur sehr selten angewandt werden, und dies nur in den äußersten Fällen."

Rousseau verlangt, daß die Jugend seines Zöglings eine heitere sei. (Emil, p. 13): „Unsere ganze Weisheit besteht in knechtischen Vorurtheilen, alle unsere Gewohnheiten sind nur Unterwerfung, Beengung und Zwang. Der Mensch wird geboren, lebt und stirbt in Knechtschaft: bei seiner Geburt näht man ihn ein, bei seinem Tode nagelt man ihn in einen Sarg; so lange er die menschliche Gestalt behält, wird er durch unsere Einrichtungen in Fesseln gelegt." (p. 60): „Liebt die Kindheit, begünstigt ihre Spiele, ihre Vergnügungen, ihren liebenswürdigen Instinkt! Wer hat nicht schon manchmal das Lebensalter zurückgewünscht, wo das Lachen immer auf den Lippen schwebt und die Seele immer in Frieden ist? Warum wollt ihr diesen kleinen Unschuldigen die Freude einer so kurzen Zeit nehmen? Warum wollt ihr mit Bitterkeit und Schmerzen diese ersten flüchtigen Jahre, die nie zurückkommen

werden, erfüllen? Kennt ihr den Augenblick, wo der Tod euer Kind erwartet?" (p. 176): „Die Hauptaufgabe des Lehrers ist die, daß er seinen Zögling gewöhnt, einen Gegenstand mit ausdauernder Hingabe zu verfolgen, aber nicht bis zum Ueberdruß. Verkehrte Erzieher machen die Kinder elend, indem sie die Gegenwart der Kindheit für nichts achten und nur die Zukunft des Kindes in's Auge fassen." (p. 61): „Man muß den Mann im Manne und das Kind im Kinde betrachten ..... Der Glücklichste ist derjenige, welcher die wenigsten Mühen zu ertragen hat, der Elendeste derjenige, welcher am wenigsten Vergnügen empfindet." (p. 196—198): „Härte der Zucht ist zu verwerfen; sieht der Schüler ein, daß das, was man verlangt, ihm nützlich ist, so wird er's selbst thun; darum muß ihm diese Ueberzeugung sobald als möglich beigebracht werden; sie wird dann ein Mittel, ihn auch zu solchen Thätigkeiten zu bringen, zu welchen er keine Neigung hat." Rousseau schildert des heiteren Knaben Uebergang von den Spielen zu dem Studium der Bücher folgendermaßen (p. 171): „Die Stunde schlägt, welche Veränderung! Im Augenblicke trübt sich seine Heirerkeit. Lebe wohl, Freude, lebt wohl, ihr heitern Spiele! Ein ernster und ärgerlicher Mann faßt das Kind bei der Hand und sagt zu ihm mit finsterem Blicke: komm mit mir! Er führt es fort. In dem Zimmer, wo sie eintreten, sehe ich Bücher! Bücher! welch trauriges Möbel für sein Alter! Das arme Kind läßt sich dahin schleppen, richtet einen Blick voll Trauer auf alles, was es umgiebt, schweigt und geht fort mit Augen von Thränen gefüllt, die es nicht zu vergießen wagt, und mit einem Herzen voll von Seufzern, die es nicht hören lassen darf."

Rabelais und Montaigne haben in den Stellen, wo sie entweder über die Methode des Unterrichts oder auch über die strenge Schulzucht ihrer Zeit handeln, ein trauriges, aber wahres Bild des Schullebens entworfen. Ihre Zeitgenossen zogen jedoch aus ihren Schilderungen wenig Nutzen, und die Sache blieb beim Alten, bis endlich Locke in England und Rousseau in Frankreich — letzterer durch sein „Naturevangelium", wie Goethe den Emil nennt — ihre Stimmen gegen ein solches Verfahren der Lehrer erhoben und humanere Grundsätze in so energischer Sprache zur Geltung brachten, daß diese von den deutschen Pädagogen des 18. Jahrhunderts nicht überhört, sondern in einer für die Schuljugend aller Zeiten und Länder segensreichen Weise in Anwendung gebracht wurden.

**18.** (S. 59, 60, 62—65 und 67). Geistige und körperliche Ausbildung müssen Hand in Hand gehen. Alle Stunden des Tages müssen benutzt werden. Schon am frühen Morgen beginnt Ponokrates den Unterricht (S. 59). Es würde jedoch unklug, ja unmöglich sein, den ganzen Tag hindurch die Studien unausgesetzt zu betreiben; deshalb wechselt damit das Spiel (S. 60). Wenn das Mittagsmahl und die Verdauung vorüber und die Nachmittagslektionen beendet waren, begannen die gymnastischen Uebungen (S. 62—65), welche die der Griechen und Römer weit hinter sich lassen, und denjenigen, welche die neuere Zeit eingeführt hat, in mehrfachen Beziehungen gleichen, ja ihnen als Muster dienen könnten. Der Uebung fast eines jeden Theiles des Körpers wird Rechnung getragen, viele Geräthe der neueren Turnkunst finden wir, wenn auch unter anderen Namen, hier wieder. Wie der satirische Schriftsteller bei der langen Auseinandersetzung der geistigen Arbeiten, welche seinem Zögling zugemuthet werden, den größten Ernst zeigt, so hat er auch in den Stellen, wo er die gymnastischen Uebungen, welche alles über-

treffen, was die Erfindungsgabe des Menschen auf diesem Gebiete ersinnen kann, ausführlich beschreibt, fast ganz und gar die Stellung vergessen, welche er dem in seinem Buche figurirenden Riesengeschlechte angewiesen hat. Gargantua ist nicht mehr Riese, er ist ein gewöhnlicher Mensch geworden, bewundernswürdig durch die Behendigkeit und Gelenkigkeit seiner Glieder, durch das Geschick und die Kraft überhaupt, die er bei allen Uebungen an den Tag legt. Er zeigt sich als Meister im Reiten, Schwimmen, Fechten und allen eigentlichen gymnastischen Uebungen; selbst seine Stimme wurde so geübt, daß sie der des Stentor gleicht, wenn er Eudaemon ruft. Wir finden bei keinem Schriftsteller seiner Zeit und der beiden folgenden Jahrhunderte die Gymnastik in dieser Ausdehnung empfohlen; auch bei schlechtem Wetter ist für Beschäftigung gesorgt (s. S. 67).

Auf diese Weise läßt Ponokrates mit den geistigen Arbeiten seines Schülers die Uebungen des Körpers abwechseln, damit er kräftig und geneigt zur strengen Geistesarbeit erhalten werde. Es sind — das kann man bestimmt behaupten — vor Rabelais nicht vernünftigere Grundsätze und Forderungen in dieser Beziehung aufgestellt worden, und wohl kaum hat ein Schulmann vor Rausseau's Zeit der Abwechselung der Geistes- und Körperübung so das Wort gesprochen, wie es Rabelais hier thut. Montaigne und Locke behaupten, daß nur in einem gesunden Leibe eine gesunde Seele wohnen könne, daß daher bei der Erziehung der Kinder die Pflege des Körpers und Geistes zugleich berücksichtigt werden müsse. Die deutschen Pädagogen der neueren Zeit sind die gelehrigen Schüler dieser Männer geworden.

Montaigne (t. I, p. 208 und 209): „Es ist nicht gut, ein Kind im Schoße seiner Eltern zu erziehen. Sie sind unfähig, das Kind zu strafen und mit einfacher Kost zu nähren, was doch ebenso nöthig ist, als daß ein Kind nicht ewig am Gängelbande geführt werde, sondern auch mit etwas Gefahr frei gehen und handeln lerne. Sie können nicht dulden, daß das Kind von seinen Uebungen schweißtriefend nnd mit Staub bedeckt zurückkomme, daß es kalt oder heiß trinke, sie können es nicht mit ansehen, daß es ein muthiges Pferd besteige oder beim Fechten tüchtige Stöße bekomme. Es ist keine andere Hilfe: wer es zum braven Mann erziehen will, darf es in seiner Jugend nicht verweichlichen und muß oft die Regeln der Aerzte hintansetzen. Es ist nicht genug, seine Seele fest zu machen, man muß ihm auch die Muskeln stählen. Die Seele ist zu geschäftig, wenn sie keine Hilfe hat und hat viel zu thun, wenn sie zwei Aemtern vorstehen soll. Ich weiß, wie sich die meinige in Gesellschaft eines weichen empfindlichen Körpers plagt, der sich so sehr auf sie steift und stützt. Auch werde ich bei meinem Bücherlesen oft gewahr, daß meine Meister in ihren Schriften in manchen Fällen das für Größe der Seele und Stärke des Geistes ausgeben, was eigentlich mehr von der Dicke der Haut und der Härte der Knochen abhängt ...... Sicherlich, die Gewohnheit, ohne Ermüdung zu arbeiten, ist einerlei mit der Gewohnheit, ohne Ungeduld Schmerz zu ertragen ..... Man muß den Zögling an die Mühseligkeiten der Arbeit und die Unbequemlichkeiten der Leibesübungen gewöhnen, um ihn gegen allerlei Schmerz unempfindlich zu machen.“ (t. I, p. 229 und 230): „Selbst unsere Spiele und Leibesübungen: Laufen, Ringen, Tanzen, Reiten, Fechten und die Jagd werden einen guten Theil unseres Studiums ausmachen. Ich will, daß ein äußerer Anstand und ein gefälliges Wesen zugleich mit der Seele sich bilden. Es ist nicht eine Seele, nicht ein Körper, den man erzieht;

es ist ein Mensch. Aus dem dürfen wir nicht zwei machen. Man darf, wie Plato sagt, den einen nicht abrichten ohne den anderen, sondern sie beide zugleich führen und leiten, wie ein Paar Pferde, welche an dieselbe Deichsel gespannt sind ..... Härtet den Zögling ab gegen Schweiß, Kälte, Wind, Sonne und solche Zufälligkeiten, die er verachten muß. Entwöhnt ihn aller Weichlichkeit und Verzärtelung in Kleidung, Essen, Trinken und Schlafen; gewöhnt ihn an alles, macht aus ihm keinen schönen Knaben und Stutzer, sondern einen derben und kräftigen Burschen. Als Kind, Mann und Greis habe ich immer so geurtheilt."

Locke empfiehlt für seinen Zögling ebenfalls einfache Lebensweise, Abhärtung und überhaupt Pflege des Körpers in Verbindung mit derjenigen des Geistes. Sein Werk „Thoughts concerning Education" ist in dieser Beziehung von großem Einflusse gewesen. Er beginnt dasselbe mit dem Satze: „A sound mind in a sound body is a short, but ful description of a happy state in this world = Eine gesunde Seele in einem gesunden Körper ist eine kurze, aber vollständige Beschreibung eines glücklichen Zustandes in dieser Welt. (Juvenal, Sat. 10, 356: Mens sana in corpore sano). Wer dies hat, hat nur wenig mehr zu wünschen, und welchem das eine oder das andere fehlt, der kann nicht glücklich sein, welcher Vortheile er sich auch in anderer Beziehung erfreuen möge." (p. 3): „Kinder vornehmer Eltern sollten erzogen werden, wie die Kinder ehrbarer Farmer. Die meisten Konstitutionen der Kinder werden verdorben durch Verzärtelung. Das Gesicht ist, wenn wir geboren werden, nicht weniger zart als irgend ein anderer Theil des Körpers. Es ist die Gewohnheit allein, welche es abhärtet und zur Ertragung der Kälte fähig macht. Darum gab der skythische Philosoph dem Athener, welcher sich wunderte, wie er bei Frost und Schnee nackend gehen konnte, eine sehr bezeichnende Antwort. Wie kannst du, sagte der Skythe, dein Gesicht der kalten Winterluft aussetzen? Mein Gesicht ist daran gewöhnt, sagte der Athener. Glaube mich ganz Gesicht, entgegnete der Skythe." (p. 5): „Die Kleidung darf nicht zu warm sein. Es giebt in England Leute, welche Sommer und Winter dieselben Kleider ohne Nachtheil für ihre Gesundheit tragen. Tag und Nacht, bei Wind und Wetter sollte das Kind keiner Kopfbedeckung bedürfen: dies schützt Kinder vor Kopfschmerzen, Erkältungen rc." (p. 11 und 14): „Der Knabe spiele in jeder Jahreszeit unter freiem Himmel, enge Kleider soll er nicht tragen; gebt der Natur freien Spielraum, den Körper zu bilden, wie sie es für gut hält." (p. 24 und 26): „Früh aufstehen und zeitig zu Bett gehen, das sollte Regel sein; derjenige, welcher von seiner Kindheit an durch eine fest gewordene Regelmäßigkeit sich an das Frühaufstehen gewöhnt hat, wird nicht den besten Theil seines Lebens im Bett zubringen; aber große Sorgfalt sollte beim Wecken angewandt werden (vgl. Montaigne t. I, p. 245); es geschehe nicht zu hastig, noch mit lauter und gellender Stimme." (p. 26): „Das Lager sei hart, ein zu weiches Lager ist oft die Ursache von Krankheiten und von einem frühen Grabe." (p. 9 und 10): „Schwimmen sollen alle Knaben lernen, sobald sie dazu fähig sind; es ist weit nöthiger als das Reiten (vgl. Emil, p. 133). Das verstand sich bei den alten Deutschen von selbst: „nec literas didicit nec natare" (weder das Schwimmen, noch das Lesen hat er gelernt), sagte der Römer, wenn er die Erziehung, die jemand genossen hatte, tadeln wollte. Außer der Geschicklichkeit, die er gewinnt und die ihm

in der Noth dienen kann, sind die Vortheile für die Gesundheit durch öfteres Baden in kaltem Wasser so groß, daß es wohl nicht erst besonders empfohlen werden muß." (§ 196): „Tanzen dient dazu, allen unseren Bewegungen für alle Zeit Grazie zu geben." (p. 198): „Das Reiten muß ein junger Mann von Stande lernen. Fechten ist der Gesundheit zuträglich, aber nicht nothwendig für's Leben, denn gute Fechter suchen Duelle, vermeiden sie wenigstens nicht." Bei Locke, der sein Werk für die Erziehung junger Leute aus höheren Ständen schrieb, haben die Leibesübungen nicht allein den Zweck der Kräftigung des Körpers, sondern auch denjenigen der Beförderung eines guten Benehmens und gesellschaftlichen Taktes.

Rousseau (Emil, p 126 und 127): „Es giebt eine Beschaffenheit des Körpers, welche zu Uebungen und eine andere, welche zur Unthätigkeit sich eignet. Bei dieser muß der Körper vor Luftzug geschützt werden; bei jener geht der Körper immer aus Bewegung zur Ruhe und aus der Wärme zur Kälte über. Es folgt daraus, daß Stubenhocker sich zu jeder Zeit warm kleiden müssen, damit sie ihren Körper in einer gleichmäßigen Temperatur erhalten. Diejenigen aber, welche an Wind, Sonne, Regen gewöhnt sind, welche sich viel Bewegung machen und die meiste Zeit im Freien zubringen, können leicht gekleidet sein, damit sie sich ohne Beschwerden an alle Veränderungen der Luft und an alle Temperaturgrade gewöhnen. Da es nöthig ist, daß die Knochen des Kopfes härter, fester, weniger zerbrechlich und weniger porös werden, nicht nur um das Gehirn besser gegen Verwundungen, sondern auch gegen Schnupfen, Flüsse und gegen alle Einwirkungen der Luft zu bewaffnen, so gewöhnt eure Kinder daran, daß sie Sommer und Winter, Tag und Nacht mit entblößtem Haupte gehen können." (p. 129): „Ich will nicht, daß Emil im Winter am Feuer sich übe, sondern draußen auf freiem Felde, mitten im Eise. So lange er sich nur dadurch erwärmt hat, Schneebälle zu machen und sie zu werfen, mag er trinken, wenn er dazu Lust hat, aber er fahre dann in seinen Uebungen fort. Man muß sich ohne Zeifel den Regeln unterwerfen, aber die erste sollte diese sein: sei im Stande, sie zu übertreten, wenn es die Nothwendigkeit fordert. Verweichlicht euren Zögling nicht durch die Fortsetzung eines Schlafes, der niemals unterbrochen werden soll. Ueberlaßt ihn zuerst ohne Zwang dem Gesetze der Natur, aber vergeßt nicht, daß er über diesem Gesetze stehen muß; daß er ohne Belästigung spät zu Bett gehen, zeitig aufstehen lerne und daß es ihm nicht beschwerlich falle, wenn er hastig geweckt wird und die Nächte stehend zubringen muß." (p. 130): „Es ist gut, daß man sich zuerst daran gewöhne, schlecht gebettet zu sein; das ist das Mittel, kein schlechtes Bett mehr zu finden. Ueberhaupt verdoppelt das harte Leben, wenn es einmal zur Gewohnheit geworden ist, die angenehmen Empfindungen, das weichliche dagegen bereitet eine Menge unangenehmer vor. Die Leute, welche zu weichlich erzogen worden sind, finden den Schlaf nur noch auf Flaum; die Leute dagegen, welche auf Bretern zu schlafen gewöhnt sind, finden ihn überall. Es giebt kein hartes Bett für denjenigen, welcher gleich nach dem Schlafengehen einschläft." (p. 229): „Der Erzieher hat das große Geheimniß der Erziehung gefunden, wenn er es so einzurichten weiß, daß Leibes- und Geistesübungen seines Zöglings einander zur Erholung dienen." (p. 112): „Wollt ihr den Verstand eures Zöglings bilden, so übt die Kräfte, welche er leiten soll. Uebt beständig seinen Körper, macht ihn stark und gesund, um ihn weise und ver-

nünftig zu machen; er möge arbeiten, handeln laufen, schreien, immer in Bewegung sein; er sei Mann der Kraft nach, bald wird er's dem Verstande nach sein; jemehr sein Körper geübt wird, desto mehr klärt sich sein Geist." (p. 125): „Alle diejenigen, welche über die Lebensweise der Alten nachgedacht haben, schreiben der Gymnastik ihre Körperkraft zu, welche sich in auffallender Weise vor den Neueren auszeichnet. Die Art, wie Montaigne (t. I, Cap. 24 u. 25) diese Meinung stützt, beweist hinreichend, daß er sehr davon durchdrungen war; er kommt unaufhörlich und auf hundert Weisen darauf zurück. Es ist nöthig, sagt er, dem Kinde die Seele stark zu machen und die Muskeln zu stählen durch Gewöhnung an Arbeit, Mühe und Schmerzgefühl. Der weise Locke, der gute Rollin, der gelehrte Fleury sind, so verschiedene Ansichten sie auch im Uebrigen haben mögen, alle darüber einig, daß der Körper des Kindes viel geübt werde. Das ist die vernünftigste ihrer Vorschriften; sie ist's aber, welche immer vernachlässigt wird." (p. 133): „Die jungen Leute, welche mit Sorgfalt erzogen werden, lernen alle reiten, aber fast keiner von ihnen lernt schwimmen, weil es nichts kostet und weil ein Handwerker ebenso gut schwimmen lernen kann wie jeder andere. Emil soll im Wasser wie auf dem Lande sich aufhalten können. Warum soll er nicht in allen Elementen leben können? Wenn man fliegen lernen könnte, machte ich einen Adler aus ihm; wenn man sich für das Feuer abhärten könnte, machte ich einen Salamander aus ihm." (p. 175): „Unter allen Stadtkindern ist keins geschickter, alle sind schwächer als er; den Landkindern an Stärke gleich, übertrifft er sie an Gewandtheit. Im Laufen, Springen, Schätzen der Entfernungen und in der Kunst, verschiedene Spiele zu erfinden, ist er Meister, und er versteht es trefflich, Preise zu erringen."

19. (S. 70.) Dieser Brief des Grandgousier an seinen Sohn Gargantua ist hier aufgenommen worden, weil er die edlen Gesinnungen kundgiebt, welche jener als Vater für seinen Sohn und seine Familie, als König für seine Unterthanen und sogar für seine Feinde hegt; weil er das tiefste Bedauern des Schreibers darüber enthält, daß er durch den ungerechten und unvorhergesehenen Einfall seiner Feinde und wegen des Schutzes seiner Unterthanen genöthigt ist, zum Schwert zu greifen und den Sohn seiner philosophischen Ruhe, die er noch lange genießen sollte, und seinen Studien, in denen er sich so eifrig bewiesen hat, so schnell zu entreißen. „Gleichwie die Waffen ohnmächtig sind, wenn guter Rath nicht im Hause ist, so bleiben auch die Studien eitel und der Rath unnütz, wenn sie nicht zur rechten Zeit ausgeführt und in's Werk gesetzt werden."

20. (S. 71). Gargantua's Brief an seinen Sohn Pantagruel ist im 2. Buche von Rabelais' Werk, welches „Pantagruel" betitelt ist, enthalten. Da dieses Buch höchst wahrscheinlich vor seinem Gargantua (vgl. S. 13—15) geschrieben worden ist, so ist auch anzunehmen, daß sein Erziehungs- und Unterrichtsplan nach diesem Briefe entworfen wurde. Wenn der Plan nun in das Einzelne eingeht, also die Unterrichtsgegenstände nennt, die Methoden und die Zeiteintheilung angiebt: so verschafft uns dieser Brief eine Idee von dem günstigen Erfolge des Unterrichts, welchen Gargantua, der Schreiber dieses Briefes, unter Leitung des Ponokrates in seiner Jugend genossen hat. Ein Vater, der einen solchen Brief, voll von Geist und erhabenen Ideen, die er seinem Sohne einzuflößen sucht, zu schreiben im Stande war, mußte wohl aus den guten Lehren, Ermahnungen und dem Beispiele seines Erziehers einen erfreulichen Nutzen gezogen haben. Auch legt dieser Brief ein Zeugniß dafür

ab, daß Pantagruel, nach Gargantua's Grundsätzen erzogen und gehorsam dem väterlichen Worte, eine in jeder Beziehung gediegene Bildung sich erworben hat und daß er sich redlich bemüht, sie in allen Wechselfällen des Lebens zu zeigen.

21. (S. 71, 74, 75 und 76.) Rabelais hat in der That durch die Worte des Pantagruel seine Religiosität, den Glauben an Gott, an das ewige Leben und das Vertrauen auf seinen Schöpfer kaum schöner ausdrücken können als in diesen Stellen. Wir wollen hier noch erwähnen, daß Montaigne und Pascal dem Satiriker Rabelais die Definition des Begriffes Gott entlehnt haben. (B. V. Kap. 47): Allez amys, en protection de cette sphère intellectuelle de la quelle en tous lieux est le centre, et n'a en lieu aulcun circonférence, que nous appelons Dieu = „Gehet hin, ihr Freunde, unterm Schutze jener geistigen Sphära, deren Zentrum aller Orten, der Umkreis aber nirgends ist, die wir Gott nennen." Wenn man diese schönen Stellen mit denjenigen in seinem Erziehungs- und Unterrichtsplane vergleicht, wo er vom Gebete seines Zöglings spricht, und wenn man auf den Werth achtet, welchen er auf den Gebrauch des göttlichen Wortes bei dem Unterrichte des Gargantua legt, so begreift man in der That nicht recht, wie man Rabelais seines Glaubens wegen verfolgen konnte. Dennoch muß zugegeben werden, daß er in seinem Werke einen zu häufigen und nicht immer ganz würdigen Gebrauch vom göttlichen Worte gemacht hat, was ihn bei seinen Feinden, aber auch bei seinen Freunden, die, wie Calvin u. a., deshalb von ihm sich abwandten (vgl. S. 16), sehr schadete.

22. (S. 72 und 76). Die Liebe des Vaters zum Sohne und die Achtung des Sohnes dem Vater gegenüber zeigen sich in diesen Stellen. Pantagruel benutzt jede Gelegenheit, seinem Vater die größte Zärtlichkeit, die größte Achtung zu bezeigen; auf seinen Reisen denkt er oft an ihn und spricht von ihm mit großer Zärtlichkeit; auch erinnert er sich oft seiner Ermahnungen und sucht aus seinen Lehren und Rathschlägen Nutzen zu ziehen (s. die Nachschrift S. 76). Guizot spricht sich in seinen Annales d'éducation (t. III, p. 251—55) so über das Verhältniß zwischen Vater und Sohn aus: „Ich will auf einen Zug aufmerksam machen: es ist die Achtung des Pantagruel gegen seinen Vater. Niemals, glaube ich, hat ein Schriftsteller der kindlichen Liebe und der väterlichen Autorität mehr Kraft, Ernst und Ausdehnung gegeben, als es Rabelais gethan hat. In einem Augenblicke, wo die gesellschaftliche Unordnung wuchs, hat Rabelais einen Vater geschildert, der seinen Sohn mit der größten Güte und der vollkommensten Uneigennützigkeit erzog, und einen Sohn, der durchdrungen ist von der zärtlichsten Liebe, der tiefsten Achtung, der lebhaftesten Dankbarkeit für seinen Vater... Pantagruel verliert nicht eine Gelegenheit, um seinem Vater Beweise seiner Erkenntlichkeit zu geben. Die Wahrheit und Festigkeit dieses Gefühles sind um so mehr anzuerkennen als die hauptsächlichste Person dieses Romans, Panurg, wie man wohl weiß, ein mauvais sujet ist, welcher über alle Bande, alle Neigungen, alle moralische Ideen spottet und, um diese zu erschüttern, sich oft aller Spitzfindigkeit seines erfindungsreichen Geistes bedient."

23. (S. 71, 72 und 73.) Gargantua ist sich seines Werthes als Mensch wohl bewußt. Dies spricht er deutlich in diesen Stellen aus. Er kennt die Vorzüge, die den Menschen vor allen anderen Wesen auszeichnen; er kann sich auch rühmen, in seiner Jugend nach der Bildung gestrebt zu haben, die überhaupt zu seiner Zeit von einem Manne erreicht werden konnte; er sagt sogar, daß er zu denjenigen gehörte, die den höchsten Grad der Ge

lehrsamkeit erreicht hatten, thut dies jedoch nur aus dem Grunde, damit Pantagruel an seinem Beispiele lerne und in seinen Studien ermuthigt werde.

24. (S. 73 und 74.) Mit welcher Begeisterung Gargantua für die echte Bildung erfüllt ist, erhellt aus diesen Stellen. Wenn bei den Gelehrten des 15. und 16. Jahrhunderts das Verlangen, die griechische Sprache zu erlernen, ein nicht seltenes war; wenn diese Männer oft ihre Aemter aufgaben, ihr ganzes Vermögen diesem Zwecke opferten und ein Leben voll Mühe und Sorge, ja sogar, wenn ein Streben von geistiger Freiheit mit der Forschung sich verband, voll Verfolgungen gegen ein ruhiges und bequemes Leben eintauschten: so war dies Begeisterung, aber diese Begeisterung war dennoch nicht so uneigennützig und so allgemein, daß sie mit derjenigen Rabelais' für die Wissenschaften verglichen werden könnte. Seine Begeisterung — sein Leben und sein Roman geben davon Kunde — galt nicht bloß der Kenntniß der alten Sprachen, sondern er hatte den Grundsatz, daß alle Zweige des menschlichen Wissens zum Gegenstande des Denkens und Lernens gemacht werden sollten. Darum läßt er Gargantua diese Worte an seinen Sohn schreiben: „Tauche dich in ein Meer des Wissens." „Man sieht in diesem Briefe," sagt Guizot in seinen Annales d'éducation (T. III, p. 251), „einen Vater, welcher darüber entzückt ist, daß ein glückliches Los seinen Sohn in einer Zeit geboren werden ließ, welche aufgeklärter und geeigneter war, die Entwicklung der menschlichen Fähigkeiten zu begünstigen als die Zeit, in welcher er selbst geboren wurde; man bemerkt, daß er diesen Sohn ermahnt, alle Hilfsquellen zu benutzen, die in seinen Händen sind, theilzunehmen an der Aufklärung seines Jahrhunderts, die Wissenschaften in denjenigen zu ehren, welche sie pflegen und nicht mit dem thörichten Stolze auf Reichthum und Geburt den einfältigen Hochmuth der Unwissenheit zu verbinden."

25. (S. 72.) Gargantua spricht es hier ganz deutlich aus, daß es sein größtes Bestreben ist, seinem Sohne Pantagruel eine solche Bildung zu geben, wie er sie selbst in seiner Jugend genossen hat. Er ist sich aber auch des Sohnes bewußt (Anm. 21), welcher für die Eltern daraus hervorgeht, daß sie inbezug auf ihre Kinder sich sagen können: wir haben alles gethan, was möglich war, um unsern Kindern eine Bildung zu verschaffen, die ihnen in jeder Stellung des Lebens die Achtung aller Guten sichern wird.

26. (S. 74.) Als Unterrichtsmittel führt er an: den Unterricht in Wissenschaften und Künsten, dann aber auch Beispiel und Erfahrung (vgl. Anm. 13).

27. (S. 76.) Religion ist der erste Unterrichtsgegenstand. Der Grund aller Religion ist Gottes heiliges Wort (vgl. Anm. 9 und 21.) Die moralischen Lehren, welche Rabelais S. 76 giebt, sind vortrefflich.

28. (S. 74 und 75.) Als anderen Hauptunterrichtsgegenstand nennt Rabelais in diesen Stellen die Sprachen. Gargantua selbst hat an dem Studium der Sprachen großen Gefallen gefunden, und wenn die Zeit es erlaubt, so gewährt ihm noch in seinem hohen Alter die Lektüre der Klassiker das größte Vergnügen. Zum Zwecke seiner religiösen Bildung nicht nur, sondern auch um die sprachliche zu fördern und das Gelernte zu befestigen, will er (vgl. Anm. 21), daß Pantagruel das Lesen der heiligen Schrift emsig treibe. Dann soll er fleißig die Bücher der griechischen, arabischen und lateinischen Aerzte durchforschen; endlich soll er auch die Talmudisten und Kabbalisten nicht verachten, und dies soll er thun, damit er seine Kenntnisse als Arzt erweitere und

sich in den betreffenden Sprachen tüchtig mache. In seinem Erziehungs- und Unterrichtsplane, welcher, wie schon Anm. 20 gesagt wurde, nach diesem Briefe gearbeitet ist, spricht er ausführlicher über die Unterrichtsgegenstände und zeigt zugleich, wie sein Zögling geleitet werden muß, um den nöthigen Nutzen aus dem Unterrichte zu ziehen. Von den alten scholastischen Lehrbüchern und unnützen Auszügen ist hier wie dort nicht die Rede. Freilich muß man gestehen, daß er nur den Riesen Gargantua und Pantagruel, denen die Kräfte nicht so spärlich zugemessen sind wie anderen Menschen, die Aufgabe stellen konnte, so viele Sprachen zu erlernen. Wir wollen jedoch hierbei nicht vergessen, daß Rabelais in einer Zeit schrieb, wo das Erlernen der alten Sprachen bei den Gelehrten bis zur Schwärmerei ging (vgl. Anm. 24).

29. (S. 74 f.) Andere Unterrichtsgegenstände außer Religion und Sprachen sind bei Rabelais noch: Geschichte, Arithmetik, Geometrie, Astronomie (Astrologie ist auszuschließen), Rechtswissenschaft, Naturgeschichte, auch Anthropologie und Musik. Sie alle finden in ziemlicher Ausdehnung bei dem französischen Pädagogen der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts einen Platz in dem Erziehungs- und Unterrichtsplane, welchen er für den Zögling des Ponokrates entwirft. Wir bemerken unter diesen Unterrichtsgegenständen solche, welche erst spät, und sogar einige, welche heute noch nicht in den Unterrichtsplan der höheren Schulen unserer Zeit aufgenommen worden sind. Zu Rabelais' Zeit traten Männer auf, welche, erfüllt mit hoher Begeisterung für das Erlernen der alten Sprachen, alles aufboten, um ihren Studien Anerkennung zu verschaffen und eine tiefere Kenntniß dieser Sprachen zu verbreiten. Um dieses zu erreichen, mußten diese Humanisten natürlich auch an eine Verbesserung dieses Unterrichtszweiges auf den höheren Schulen, den Pflanzstätten aller Bildung denken. Zwar geschah dies nicht selten, allein ihre Aufmerksamkeit richtete sich nur auf das Erlernen der alten Sprachen, die anderen Unterrichtszweige blieben ausgeschlossen. Ganz anders steht dies bei Rabelais. Zu seiner Zeit und noch lange nach ihm kann kein Schulmann genannt werden, welcher dem Unterrichte in den Realien überhaupt und besonders in dieser Ausdehnung das Wort gesprochen hätte. Luther selbst dachte nicht daran, ebensowenig viele gleichzeitig berühmte Schulmänner Deutschlands, Frankreichs und Englands. Ratich (1571—1635) und Comenius (1592—1671) waren die ersten Pädagogen Deutschlands, welche auch den Realien in dem Unterrichte der Jugend ihre wohl berechtigte Stellung anweisen wollten, allein ibre Bemühungen hatten nicht den Erfolg, den sie und mit ihnen viele der besten und gelehrtesten Männer in Deutschland erwartet hatten. Die Zeit war ihren Bestrebungen nicht günstig: die Bildung war noch wenig in das Volk gedrungen, die Kirche verlangte von der Schule, daß sie ihren Zwecken diene, und die Männer, welche nächst ihr den meisten Einfluß hatten, die Humanisten, suchten ebenfalls die Schule zur Heranbildung von Zöglingen zu benutzen. Locke und Rousseau erklärten sich für die Aufnahme der Realien in den Unterrichtsplan. Letzterer fand viele Anhänger in Deutschland, und diese zeigten als praktische Pädagogen den Weg zum Besseren. Seit dieser Zeit hat der Kampf zwischen denjenigen, welche allein im Studium der alten Sprachen das Heil der Bildung der Jugend suchen, und denjenigen, welche dieses Studium zugleich mit demjenigen anderer Unterrichtsgegenstände verbinden, oder wohl auch das Studium der letzteren in Verbindung mit der Muttersprache und den neueren Sprachen betreiben wollen, unaufhörlich gedauert.

Einer der ersten Kämpfer in der Reihe der letzteren Pädagogen ist unbestritten Rabelais, und sein Unterrichts- und Erziehungsplan sowie auch der Brief Gargantuas an seinen Sohn Pantagruel müssen ohne Zweifel als erste Beweisstücke dafür gelten, daß dieser Kampf nicht nur in der letzten Hälfte des 18. Jahrhunderts entstanden ist, sondern seit dem Ende des Mittelalters, welches durch den Bruch mit dem Alten sich kennzeichnet, von Zeit zu Zeit mit größerem oder geringerem Erfolge geführt worden ist.

**30.** (S. 74 und 76). Zu den Erziehungsmitteln tritt, als die Erziehung des Pantagruel fast vollendet war, die Reise desselben in fremde Länder hinzu. Der Vater schreibt dem Sohne: „Schicket euch mit Panurgen zur Reise an. Nehmt Epistemon mit und Bruder John und wen ihr sonst noch erkieset. Mit meinen Schätzen schaltet nach eurem freien Gefallen; was ihr auch thut, es kann mir nichts mißfällig sein.“ Die meisten Pädagogen empfehlen, wie Rabelais, die Reisen als Vervollständigung der Erziehung der Jugend. Auch Rabelais' drei Nachfolger, Montaigne, Locke und Rousseau empfehlen sie, allein ihre Meinungen gehen auseinander inbezug auf die Zeit, wann sie ausgeführt werden sollen. Montaigne: (t. I, 215, 97 u. 118): „Es geht eine wunderbare Klarheit für das menschliche Urtheil aus dem Verkehr mit Menschen hervor. Das Reisen bringt viel Nutzen... Die Seele ist dabei in beständiger Thätigkeit, um neue und bekannte Gegenstände zu bemerken. Ich kenne keine bessere Schule des Lebens als unablässig eine große Verschiedenheit anderer Lebensweisen, Sinnesarten und Gebräuche vor Augen zu haben ..., Ich schäme mich immer, wenn ich unsere Landsleute sehe, die in ihre Sitten so vernarrt sind, daß sie über alles, was damit nicht übereinstimmt, stutzig werden. Sie scheinen außer ihrem Elemente zu sein, wenn sie über die Grenze ihres Dörfchens hinausgehen.“ (t. I, p. 207): „Man reist nicht, um nach der Weise des französischen Adels darüber zu berichten, wie viel Schritte die Santa Rotonda im Umfange enthält ꝛc., sondern um vorzüglich den Charakter der Nationen, ihre Sitten und Gesetze kennen zu lernen, um unser Gehirn an dem ihrigen zu reiben und zu glätten. Ich wollte, daß man damit anfinge, den Zögling von Kindesbeinen an herumzuführen, und zwar zuerst, um 2 Fliegen mit einer Klappe zu schlagen, zu unseren benachbarten Nationen, bei denen die Sprache weit von der unsrigen abweicht, und für welche, wenn man nicht bei Zeiten dazu thut, die Zunge die Biegsamkeit verliert.“ — „Die letzte Sache“, sagt Locke (p. 318), „woran man gewöhnlich bei der Erziehung eines jungen Mannes von Stande denkt, ist das Reisen. Ich bekenne, daß das Reisen viele Vortheile gewährt, allein die Zeit, welche man gewöhnlich wählt, um junge Leute außer Lands zu schicken, ist der Grund, warum sie weniger im Stande sind, daraus Nutzen zu ziehen. Alle Vortheile, welche man sich davon verspricht, können auf diese beiden zurückgeführt werden: der eine besteht darin, fremde Sprachen zu erlernen, der andere darin, verständiger und klüger zu werden durch den Umgang mit Menschen und Völkern, welche weder dasselbe Temperament, noch dieselben Sitten haben, und die von den Personen, welche der Zögling bisher kennen gelernt hat, ganz verschieden sind. Vom 16.—20. Jahre jedoch, in welcher Zeit man sie meistens reisen läßt, sind sie am wenigsten geeignet, diese doppelte Frucht ihrer Reise zu ernten. Die richtige Zeit, fremde Sprachen sich anzueignen und sie in gehöriger Weise aussprechen zu lernen, liegt zwischen dem 7.—16. Jahre, aber es ist dann für junge Leute dieses

Alters nöthig, einen Erzieher mit sich zu haben, der mit diesen Sprachen ihnen auch andere Dinge beibringen könnte. Sie aber in fremde Länder zu der Zeit zu schicken, wo sie sich einbilden, keines Erziehers zu bedürfen, obwohl sie im Grunde weder genug Klugheit, noch Erfahrung haben, sich selbst zu leiten, ist ungeeignet. Bevor ein Kind dieses Alter erreicht hat, wird es von dem Erzieher sich leiten lassen. Was kann man aber von der Sorgfalt des Erziehers erwarten, wenn er nicht die Macht hat, seinen Schüler zu zwingen, ihm zu gehorchen, und wenn sein Zögling, wenig geneigt, durch Gründe sich überzeugen zu lassen, durch den Ungestüm seines Temperaments in den Strom der Gewohnheit sich hinreißen läßt, dem Beispiele seiner Kameraden zu folgen, die nicht klüger sind als er? Er verachtet die Rathschläge des Erziehers, den er für den Feind seiner Freiheit hält. In der ersten Jugendzeit ist der Mensch leichter zu regiren wegen der Weichheit des Temperaments. Nachdem er das Alter überschritten hat, wo so zu sagen die Leidenschaften auf dem Throne sind, gewinnen die Vernunft und die Klugheit ein wenig die Oberhand. Es ist also die Zeit, wo man ihn auf Reisen schicken muß, entweder die frühe Jugend — dann sei er in Begleitung eines Erziehers — oder das Alter, wo er sich selbst zu leiten und zu beobachten vermag, was ihm nützlich ist. Der Mangel an diesen Vorsichtsmaßregeln ist der Grund, warum so wenig junge Leute aus dem Reisen Nutzen ziehen."

Rousseau betrachtet die Reisen ebenfalls als letzten Theil der Erziehung (p. 560): „Man fragt, ob es gut sei, daß die jungen Leute reisen, und man streitet viel darüber. Wenn man die Frage so stellte: ist es gut, Reisen unternommen zu haben, würde man vielleicht nicht so viel darüber streiten." (p. 575): „Eine Reise, welche unternommen wird, um Länder zu sehen, ist verschieden von derjenigen, die man unternimmt, um Völker kennen zu lernen. Den ersten Zweck verfolgt der Neugierige. Das muß für denjenigen, welcher philosophiren lernen will, ganz anders sein. Das Kind beobachtet die Sache, bis es die Menschen beobachten kann. Der Mann muß damit beginnen, seines Gleichen zu beobachten, dann, wenn er Zeit hat, mag er die Sache betrachten. Es ist übel geurtheilt, wenn man daraus, daß man nicht in richtiger Weise reist, schließen will, daß die Reisen unnütz seien. Wenn man den Nutzen der Reisen anerkennt, so folgt daraus noch nicht, daß sie für jedermann passen. Die schlecht erzogenen und übel geleiteten Jünglinge nehmen auf ihren Reisen alle Laster der Völker an, welche sie besuchen und nicht eine von den Tugenden, mit welchen sie gemischt sind, aber diejenigen, deren gute Anlagen man ausgebildet hat und die in der Absicht reisen, sich zu unterrichten, kommen alle besser und weiser zurück, als sie abgereist sind." Emil, (p. 583 u. 588) räth er, nicht bloß die großen Städte aufzusuchen, sondern vielmehr das Land, die Provinzen, denn alle Hauptstädte gleichen sich, alle Völker begegnen sich und alle Sitten vermengen sich daselbst.

Wegen Erlernung der fremden Sprachen dringen Montaigne und Locke darauf, daß die Reisen so zeitig als möglich unternommen werden, Rabelais und Rousseau verlangen jedoch, daß dies nur geschehe, wenn die Erziehung ziemlich vollendet ist, denn nur da ist der Geist soweit gebildet, daß er selbständig beobachten kann, daß er das Neue in Sitten und Gebräuchen der Völker bemerken und es mit dem vergleichen kann, was er in der Heimat gesehen hat. Darin liegt der große Nutzen der Reisen für die Jugend.

Dies ist der Inhalt des Briefes Gargantua's an seinen Sohn Pantagruel. Warum will er aber, daß sein Sohn all diese Studien treibe, all diese Bildungsmittel benutze und eine so hohe Bildung sich erwerbe? Guizot (Annales d'éducation t. III, p. 251) giebt die Antwort darauf in folgenden Worten: „Hat Gargantua den Plan, aus seinem Sohne einen Gelehrten, einen Mann der Wissenschaft zu machen, ihn einem dieser Stände zu weihen, für welche die Wissenschaft unentbehrlich ist? Nein. Er weiß, daß Gargantua durch seine Geburt bestimmt ist, eine Laufbahn zu verfolgen, in welcher nach der gewöhnlichen Meinung man das Wissen entbehren kann; aber er weiß auch, daß in allen Lebensstellungen das Wissen, die edeln Ideen der schönste Reichthum desjenigen sind, der sie besitzt, und er empfiehlt seinem Sohne seine Jugendjahre dazu anzuwenden, um sie sich zu erwerben .... Pantagruel widmet sich also mit solchem Eifer dem Studium, um einem späteren thätigen Leben alles zu weihen, was er an Talenten, an Kenntnissen und Vorzügen sich erworben hat ..... Niemals vergaß er mitten in seinen Arbeiten, daß die Tugend das erste Ziel, die wesentliche Bedingung der menschlichen Anstrengung sein soll. So treffliche Rathschläge, eine so zärtliche väterliche Liebe, eine so wohlgeleitete Erziehung konnten nicht nutzlos bleiben. Rabelais hat in der Entwicklung des Charakters des Pantagruel gezeigt, welche Früchte daraus hervorgehen mußten. Dieser Charakter ist beneidenswerther, als man auf den ersten Anblick wohl glauben möchte, er bleibt beständig derselbe. Neben der Immoralität Panurg's und der Grob- und Roheit Bruder Jean's sieht man Pantagruel immer voll Takt, Weisheit, Zugänglichkeit und Güte. Streitet er, so mißbraucht er manchmal auf sonderbare Weise die Gelehrsamkeit und wendet eine spitzfindige Dialektik an, aber es geschieht fast immer nur darum, weil er zu einfachen und richtigen Grundsätzen zurückkommen will, zu diesem bon sens, welcher ganz die Wahrheit der Philosophie, wenn auch nicht ihre Tiefe hat. Wenn er handeln muß, so zeigt er sich immer fest und ruhig. Als Pantagruel während seiner Reisen auf dem Meere den großen Sturm auszuhalten hat, welcher von Rabelais auf eine so lebhafte und malerische Weise beschrieben worden ist, steht er, während Panurg der Verzweiflung und der Furcht sich überläßt, Bruder Jean und alle Matrosen gegen die Winde und Wellen kämpfen, schwören und sich ereifern, ruhig und ergebungsvoll auf dem Verdeck und hält mit kräftiger Hand den großen Mast, damit er nicht breche; und in dem Augenblicke, wo der Sturm am stärksten ist und alle Schiffer sich verloren glauben, läßt er nur diese Worte hören: „der rettende Gott möge uns beistehen!" Und diese Ruhe Pantagruel's steht auf sonderbare Weise mit der Unruhe, der Unordnung und dem Schrecken, welche unter seinen Genossen herrschen, in Widerspruch. Die Zuneigung sogar, welche er zu Panurg hat, hindert ihn nicht, die Unregelmäßigkeit seines Lebens und die Freigeisterei seiner Ideen zu erkennen und zu tadeln. Will Panurg seine Verschwendungen und seine schlechte Aufführung rechtfertigen, so gebietet er ihm zu schweigen ..... Man verfolge diesen Charakter im ganzen Romane, so wird man sehen, daß Rabelais ohne Effekthascherei, ohne Prahlerei, ohne moralische Absicht vielleicht ihn so gezeichnet hat, wie er nach einer solchen Erziehung, die er erhalten hatte, sein mußte, d. h. immer gut und verständig, immer bestrebt, seine Kenntnisse zu erweitern und seine Tugenden zu bewahren, überall bemüht, die Wahrheit zu suchen, alle Meinungen zu prüfen und zu ertragen,

ohne seine Grundsätze erschüttern zu lassen, endlich immer würdig, einfach und fest in Mitte der zügellosen Sitten, der unschicklichen Roheiten und der zügellosen Immoralität derjenigen, welche ihn umgeben."

Der Erziehungs- und Unterrichtsplan, nach welchem Gargantua erzogen und unterrichtet wird, steht in engem Zusammenhange mit dem Briefe, welchen Gargantua an seinen Sohn Pantagruel schreibt. Gargantua hat den Unterricht des Ponokrates genossen und verdankt diesem seine Bildung und die hohe Begeisterung für dieselbe. Aus dem Briefe erkennen wir also, daß die Erziehung des Gargantua dem Ponokrates vollständig gelungen ist und daß es der Wunsch des ersteren ist, daß auch sein Sohn diese Bildung sich erwerbe. Dies zu zeigen, war wohl die Absicht Rabelais'. „Das ist", sagt Guizot (Annales d'éducation t. III, p. 251—255), „die Macht des menschlichen Verstandes, daß derjenige, welcher ihn um Rath fragt und auf ihn vertraut — in welcher Zeit er auch schreiben mag — die Wahrheit in den Einzelheiten findet, in welcher er sie sucht, und daß Männer, welche später in einer glücklicheren Zeit kommen, sie erkennen und ihr huldigen trotz der Irrthümer, welche er damit verbunden hat, trotz der Thorheiten, mit denen er sie vereinigt hat, trotz der hervortretenden Unziemlichkeiten, von denen er sich nicht hat lossagen wollen oder können. Dies ist der gesunde Sinn, den Rabelais in seine Ideen über Erziehung wie über mehrere andere Gegenstände zu legen gewußt hat und welchen ich hervortreten lassen wollte, um zu zeigen, zu welchen Wahrheiten er in einem Jahrhunderte, welches ihn verkannte und in einem Buche, worin man sie zu finden nicht erwartete, auf diese Weise gelangen konnte."

31. (S. 77.) Die ernste Rüge, welche Rabelais in dieser Stelle gegen die barbarische Erziehungsanstalt, das Collége Montaigu in Paris ausspricht, wird erklärt durch das Bekenntniß eines berühmten Zöglings dieser Anstalt, des Erasmus von Rotterdam. „Ich habe", heißt es in seiner Lebensbeschreibung, „vor 30 Jahren in einem Kollegium zu Paris gelebt, worin soviel Theologie getrieben wurde, daß auch die Wände davon infizirt waren. Aber ich habe nichts mit herausgenommen als einen Körper voll ungesunder Säfte und eine große Menge Ungeziefer. Der Vorsteher desselben war ein Mann, dem es bei großem Eifer an allem Urtheile fehlte. Er berücksichtigte vorzugsweise die Unbemittelten, weil er seine Jugend in der drückendsten Armuth zugebracht hatte; allein er sorgte aus eben diesem Grunde auch gerade nur für ihre unentbehrlichsten Bedürfnisse. Ihr Lager war so hart, die Speisen so schlecht und kärglich, Arbeiten und Nachtwachen so beschwerlich, daß viele sehr talentvolle Jünglinge im ersten Jahre ihres Aufenthalts daselbst starben oder blind, wahnsinnig und aussätzig wurden. Hiermit noch nicht zufrieden, beredete er sie, Mönche zu werden, und versagte ihnen ein für allemal den Genuß des Fleisches. Mir sind viele bekannt, die ihren Körper von dem dort gesammelten Krankheitsstoffe noch bis jetzt nicht befreien können. Einige der dortigen Stuben lagen neben den heimlichen Gemächern und waren so niedrig und dunstig und mit so stinkendem Kalke bestrichen, daß niemand, der darin gewohnt hat, lebendig, oder ohne eine schwere Krankheit herausgekommen ist. Die Strafen, welche in Peitschenhieben bestanden, wurden mit solcher Henkerstrenge geübt, daß ich nichts davon sagen mag. Bei ihnen hieß es freilich: der Trotz müsse gebrochen werden; allein Trotz war ihnen jede Regung eines edleren Geistes, der nicht zur Annahme der Mönchskutte sich wollte zwingen

lassen. Wie viele faule Eier wurden da gegessen, wie viel kaniger Wein getrunken!"

Zu noch deutlicherer Einsicht in das damalige französische Gymnasialwesen dient ein Aufsatz über diesen Gegenstand in Nr. 182 der literarischen Unterhaltungsblätter v. J. 1829: „Nur die Mönche bleiben verstockt, sie wollen die Erziehung für sich. Thun wir einen Blick in das Innere einer Klosterschule. Es schlägt 4 Uhr des Morgens. Eine Menge Kinder sind an den Altären und Kapellen beschäftigt, um sie zu reinigen, zu ordnen, mit Ornamenten und Paramenten zu behängen und sonst auszuschmücken. Darauf läuten sie die Glocken und singen die Matinen. Wenn nach mehreren Stunden Arbeiten, Gebete, Gesänge und Messen vorüber sind, gehen die Kinder in Zimmer, Küche und Höfe, wo sie den Mönchen und einigen privilegirten Schülern als Gesinde, Köche und Küchenjungen dienen. Endlich kommt die Zeit des Unterrichts. Einige Kinder im schwarzen Jesuitenkleide sitzen voran; das sind die Reichen. Auf den hintersten Bänken sitzen andere in groben, härenen, faltenlosen Gewändern, mit einem gleichen Mäntelchen über Kopf und Schultern, aus denen kaum ihr Gesicht hervorguckt: ein Aufzug, in dem die Kinder wie Mumien aussehen. Das sind die Armen, sonst auch Capettes geheißen. Hier wird also Wissenschaft, Weisheit und Tugend gelehrt! Aber wozu die zornrothen, erbosten Gesichter, die drohenden Blicke und die Peitschen? Warum sind die Kinder in Todesangst und die Lehrer wüthend vor Zorn? Wohnt denn das Verbrechen hier? Nein, es handelt sich nur darum, die armen und faulen Bursche zu züchtigen und zur Arbeit und Tugend anzuhalten („riduire les pauvres boursiers, les lasches d'estudes, à la voie de travail et de vertu," wie es in der Burschenordnung von Montaigu v. J. 1639 heißt). Durch solche Mittel suchte man die zarten, ängstlichen Gemüther aufzurichten, dazu wurden wüthende, bausbackige Gesichter, Peitschen und Stöcke verwendet. Endlich folgte das Essen und diese peinlichen Lehrstunden. Ein Capette erhielt nichts als eine Erbsensuppe, einen gebratenen Apfel, einen halben Häring und ein Glas Wasser für den ganzen Tag. Den Theologen wurde das Doppelte gegeben, denn sie durften mehr Hunger haben. Jene Burschenordnung schreibt folgende Fastenordnung für die armen Capettes vor: Alle Freitage die ganzen Fasten hindurch, alle Feste Maria's, der Evangelisten, der Apostel, der heil. Katharina, des h. Nikolaus, der Beschneidung, der Könige 2c., zusammen 140 Fastentage, also 5 Monate im Jahre, erhielten diese Kinder nichts als alle zwei Tage einen halben Häring! Alle Sonntage wurde nach diesem nahrhaften Mahl die Vigil für die Verstorbenen in der Kirche gesungen. — So ward an keine Fortschritte und Vervollkommnung des Unterrichtswesens gedacht. Immer verwechselte man Lernen und Züchtigung, Erziehung und Klosterleben. Keines wurde von dem anderen getrennt. Fundamentalprinzip waren Stock, Peitsche und Fasten. So spielten Peitsche, Stock, Gefängniß, Hunger und Strafen eine wesentliche Rolle bei der öffentlichen Erziehung. Lange wurde der Betrag der Bursa nicht zur Unterstützung und Aufhilfe der armen Schüler, sondern zum Ankaufe von Ruthen für den Zögling verwendet. Dieser Greuel hörte endlich auf, als sich ein König von Frankreich unter den Burschen der Schule von Navarra einschreiben ließ." (Vgl. Regis II. S. 138—140).

# Inhaltsangabe.

---

Berichtigung. In der Ausgabe von Campe's Theophron, Bd. XII. der „Pädagogischen Bibliothek", muß es S. 11, Zeile 2 v. o. heißen: des Vaters, statt des Vaterlandes.

Druck von Greßner & Schramm in Leipzig.

Rabelais, François

Gedanken über Erziehung und Unterricht aus seinem 'Gargantua und Pantagruel' entnommen

Leipzig 1877